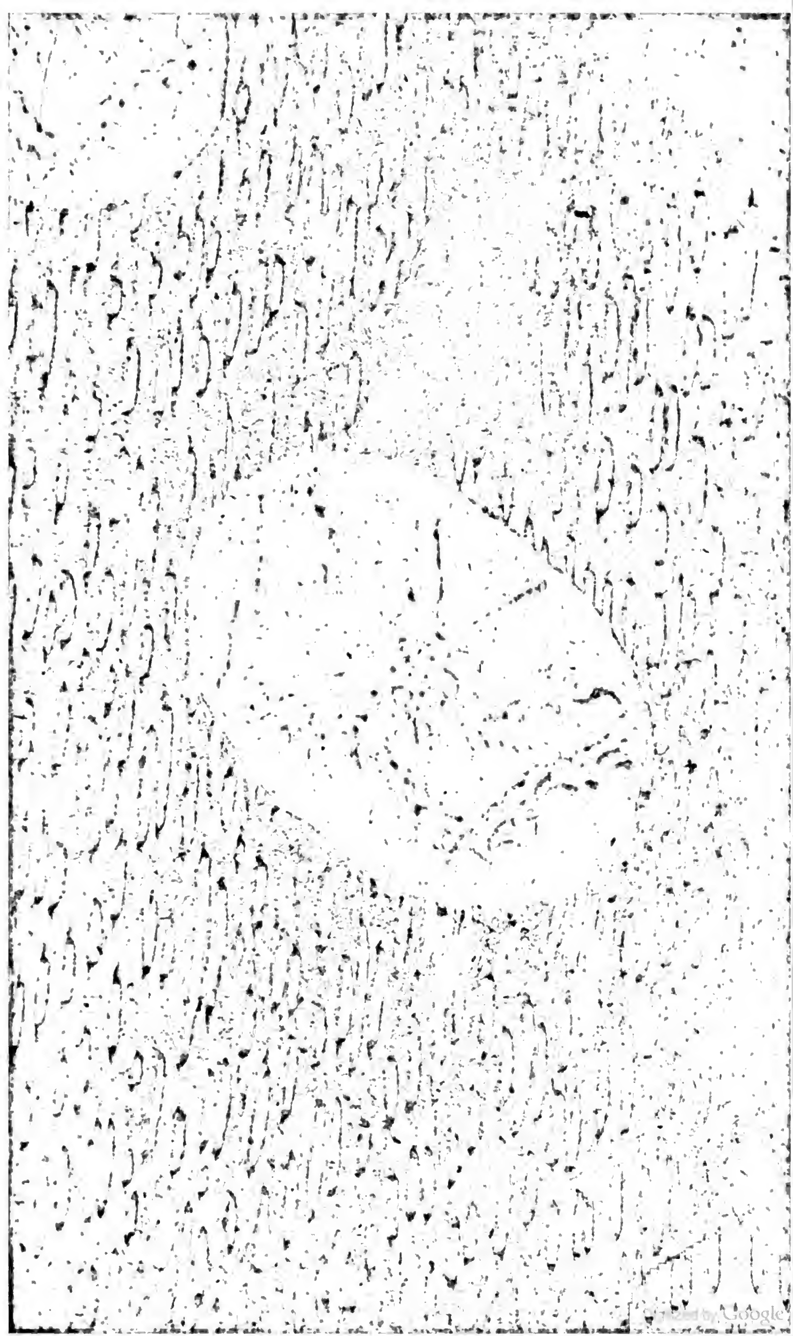
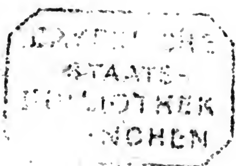








P 30. b.

---

bey Georg

Privatleben
Ludwigs XV
Königs von Frankreich

oder

aus geheimen Nachrichten geschöpfte Erzählung aller merkwürdigen Begebenheiten, welche während seiner Regierung und an seinem Hofe vorgefallen sind.

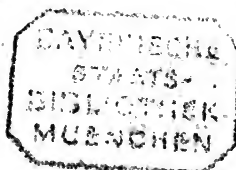
Aus dem Französischen.

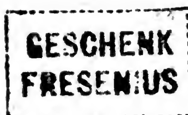
Zweyter Theil.

Leipzig
bey Georg Emanuel Beer, 1791.

Geschichte
des Privatlebens
des Königs
Ludewig des XV.
von Frankreich

Zweeter Theil.





Geschichte des Privatlebens des Königs Ludewig des XV. von Frankreich.

So sehr auch der Kardinal die Erhaltung des Friedens wünschte, den er so gar geneigt war, mit Frankreichs Gelde zu erkaufen, weil er solches durch nützliche Gewerbe, währendes Friedens, wieder zu schaffen wußte, und ihm nicht unbekannt war, daß der Krieg noch viel mehr Geld frißt, indem er zugleich die Umlaufsquellen verstopft: so war es ihm doch nicht möglich, einem Kriege vorzubeugen, worinn er sich wider Willen verwickelt sahe. Bey dem Absterben des Königs von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, bekam Stanislaus, der Schwiegervater des Königs, wieder neue Hofnung, und der junge Monarch konnte nicht umhin, sich seiner anzunehmen. Er erklärte allen an seinem Hofe residirenden fremden Gesandten, er würde nicht zugeben, daß irgend eine Macht sich der freyen Wahl eines Königs von Pohlen widersetzte, oder welches einerley ist, er würde jeder Wahl entgegen seyn, die nicht auf seinen Schwiegervater fiele. Frankreichs Einfluß war würklich gleich Anfangs in der Reichstagsversammlung sichtbar. Es ward durch eine Generalkonföderationsakte festgesetzt, daß bloß Piasten oder Pohlnische Edel-

1. Februar 1733.

17. März.

7. May.

Edelleute, deren beyderseitige Eltern katholisch gewesen, ein Recht zur Krone haben, und Niemand anders, als der Primas, bey Strafe für einen Vaterlandsfeind erklärt zu werden, den neuen König ausrufen sollte. Die Wahl selbst ward dadurch auf den fünf und zwanzigsten August bestimmt*), um dem Stanislaus Zeit zu geben, nach Pohlen zu kommen. Dieser war mit Postpferden abgereist; um aber seine Feinde zu täuschen, hatte man ausgesprengt, daß der künftige Monarch sich auf einer aus Brest nach der Ostsee ausgelaufenen Eskadre befände. Man trieb dies Blendwerk so weit, daß sich ein französischer Edelmann einschiffen mußte, den man eben so gekleidet und ausstaffirt hatte, daß er dem Stanislaus vollkommen ähnlich war. Der Kayser Karl der VI. war dieser Wahl gänzlich zuwider. Er hatte Rußland zu Hülfe gerufen, und beyde begünstigten den Sohn des verstorbenen Königs mit Hintansezzung des Reichstagsschlusses, kraft dessen nur Eingebohrne sich zur Krone Hofnung machen durften. Dreyßigtausend Russen; die der General Lascy anführte, waren schon angerückt, und bedrängten die Stimmfreyheit. Ohne auf ihr Drohen zu achten, kommt Stanislaus, in Begleitung eines einzigen zuverläßigen Vertrauten **), an, nachdem er verkleidet und auf einem ganz andern Wege, als auf dem, worauf man ihn erwartete, nach Pohlen gekommen war, und wird einmüthig zum Könige gewählt, bis auf einen einzigen Magnaten, der wider ihn stimmte, und darauf die Versammlung verließ, und sich mit seinen mitgebrachten Truppen nicht weit vom Wahlfelde setzte. Dieser Vorfall würde für den Stanislaus keine nachtheilige Folgen gehabt haben, wenn er sich gleich an die Spitze des Adels gesetzt hätte, wozu man ihn dringend aufforderte, und auf den Verräther losgegangen wäre, der alsdann gewiß

*) Die nachher bis zum zwölften September verschoben ward.

**) Herrn de Solignac.

wiß wäre in die Pfanne gehauen worden. Es mogte nun aber bey ihm Abscheu seyn, seine Gelangung auf den Thron mit dem Blute seiner Unterthanen zu bezeichnen, oder Nachläßigkeit, oder auch Geringschätzung der Rebellen, deren Anzahl ihm nicht gefährlich schien *), genug, er blieb gänzlich unthätig, und ließ seinen Gegnern Zeit, sich mit Hülfe der Russen zu verstärken, deren Drohungen bald zur Würklichkeit kamen. Sie rückten in Warschau ein, der Reichstag gieng auseinander, und der König von vier und zwanzig Stunden mußte mit einem Theile seiner Anhänger nach Danzig flüchten. Der feindliche General, der nun Herr vom Lande war, berief eine Versammlung nach Prag, und der Kurfürst von Sachsen ward unter dem Nahmen August der II. zum Könige erwählt.

Unter der Zeit, daß der neue Monarch zu Cracau gekrönt ward, gieng der General Lascy vor Danzig, wohin ein Theil des Pohlnischen Adels mit Stanislaus geflüchtet war. Er kömmt den 2ten März dort an, fordert die Einwohner auf, sich August dem II. zu unterwerfen, hofft, sie durch Androhung der äußersten Feindseligkeiten zu schrecken, läßt bey ihrer Weigerung die Belagerung anfangen und die Laufgräben öfnen. Weil aber, gegen eine so große Festung, und bey der Herzhaftigkeit und Entschlossenheit der Belagerten, der Belagerer zu wenig waren, so führt der Graf **Münnich** noch ein ansehnliches Corps Truppen herbey, übernimmt das Kommando der Russischen Armee, setzt der Stadt hart zu, und bemächtigt sich der Weichselmünderschanze und andrer Werke, deren Wegnahme die Franzosen, die auf der Königlichen Flotte angekommen waren, verhindert, sich in die Stadt zu werfen.

*) In den Leben Stanislaus von Herrn Aubert ist folgende schöne Antwort zu lesen: „Er wolle keine „Krone mit dem Leben seiner Unterthanen erkaufen „und seine Thronbesteigung nicht mit ihrem Blute „zeichnen."

Der Cardinal de Fleuri, der sich dem Verlangen Ludewig des XV. und der Ehre der Nation nicht widersetzen konnte, hatte geglaubt genug zu thun, wenn er große Summen auf dem Reichstage ausspendete. Er hatte besorgt, die Nordischen Mächte in Härnisch zu bringen, wenn er eine große Armee marschiren ließe, die im Stande gewesen wäre, die Wahl des Stanislaus zu behaupten. Hauptsächlich wollte er Englands Freundschaft schonen, welches bey zu großen Seerüstungen nicht mögte gleichgültig geblieben seyn; und deshalb hatte er nur eine schwache Eskadre, zum Transport von funfzehnhundert Mann, unter dem Kommando eines Brigadiers *), ausrüsten laßen. Sein Vorsatz war, im Fall der Noth einzelne Truppencorps nach zu schicken, und dieses unschickliche und furchtsame Betragen war Schuld daran, daß der ganze Entwurf, zur Schande Frankreichs, fehl schlug.

Die erste Kolonne der Truppen, die er dem Stanislaus zu Hülfe schickte, war glücklich in Dännemark angekommen. Der Officier, der sie anführte, hatte im Vorbeyfahren die Lage von Danzig und die Stellung der Belagerer beobachtet, und es für Tollkühnheit gehalten, mit seinem kleinen Haufen eine Landung zu versuchen. Der Französische Gesandte zu Kopenhagen, Graf von Plelo, entrüstete sich über diese Unthätigkeit, die er für erniedrigend ansahe; er war jung, lebhaft, unternehmend, verwarf die Entschließung des kommandirenden Officiers, der die Verstärkung erst erwarten wollte, machte von der ihm gegebnen Vollmacht Gebrauch und gieng auf die belagerte Stadt loß, in dem festen Vorsatz, sich hinein zu werfen, oder das Leben zu verlieren; dies läßt sich aus dem Ausdruck in seinem von dem Herrn de Voltaire angeführten Briefe an den Grafen de Maurepas leichtlich schließen: **Ich bin überzeugt, daß ich nicht mit dem Leben davon komme; Ihnen empfehle ich meine Frau und meine Kinder.** Als er die Linien der Belagerten

*) Herrn de la Motte.

gerten ansichtig wird, läßt er sich von der Hitze seines Eifers hinreißen, und will sich mit seiner Handvoll Leute, denen er seinen eignen Ruhmdurst beyzubringen sucht, durchschlagen, aber vergebens. Er verliert viel Leute bey dieser Gelegenheit und bleibt selbst auf dem Platze, weil er sich wie ein gemeiner Soldat ins Gemenge wagt. Der General, den man einer zu großen Willfährigkeit gegen den Gesandten beschuldigte, welcher sich besser zum Soldaten als zum Staatsmann geschickt hätte, beugte, wenn er gleich mindere Herzhaftigkeit bewiesen hatte, doch mit außerordentlicher Klugheit, einer in seinem Posten eben so nothwendigen Tugend, den übeln Folgen dieser Tollkühnheit vor, deren schlimmen Ausgang er vorher gesehn hatte. Er macht seinen Rückzug mit überaus großer Einsicht und Geschicklichkeit und marschierte in der besten Ordnung nach Kopenhagen zurück, wo das zweyte Corps seiner Truppen zu ihm stieß. Da ward der Entschluß gefaßt, einen besser überlegten Angriff zu machen, und sich lieber mit List, als mit Gewalt, einen Weg in die Stadt zu öfnen. Man versuchte umsonst alle Arten von List, und war schon im Begriff, schändlich davon zu ziehn, ohne das geringste unternommen zu haben, als ein junger Officier, von etwa zwanzig Jahren, sich anheischig machte, und sein Leben dabey zum Pfande setzte, daß er eine Anzahl Truppen des Nachts in Fahrzeugen auf dem Flusse in die Stadt bringen wollte, welches er auch, Trotz dem Feuer der Belagerer, denen das Geräusch der Ruder Verdacht machte, glücklich ausführte. Diese kleine Verstärkung machte den Belagerten wieder Muth, die in Erwartung größerer Verstärkungen sich tapfer wehrten, aus Mangel der Hülfe aber doch endlich unterliegen mußten. Stanislaus selbst sahe bey den Umständen, worinn Danzig versetzt war, wohl ein, daß er sich und die Stadt nicht länger halten könnte, und suchte also, dem Schicksal zu entgehn, das ihn bedrohte. Er wußte, daß ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war; er verließ daher die Stadt heimlich und

bey Nacht, zween Tage vor der Uebergabe, mit einem getreuen und der Wege vollkommen kundigen Führer. Nach vielen Umschweifen, Verkleidungen, Mühseligkeiten und Gefahren, die dieser Fürst in einem Briefe an die Königinn von Frankreich ungemein rührend beschreibt, kam er nach Königsberg in die Staaten des Königs von Preußen, wo er alle seinem Range schuldige Ehrenbezeigungen genoß. Nach einigem Aufenthalte daselbst kam er nach Frankreich zurück.

So ward also Stanislaus zum zweytenmahl von dem Pohlnischen Throne verjagt, und das war vielleicht ein Glück für ihn. Dieser Fürst, der ein guter sanftmüthiger Biedermann, aber kein Soldat, war, schickte sich nicht für eine Nation, die ihres alten Sarmatischen Ursprungs eingedenk, thätig und unruhig war, Krieg und Freyheit liebte, und deren natürliche Unruhe noch durch ihre Nachbarn vermehrt ward, die ihr ihre Freyheit mißgonnten, weil sie selbst sämmtlich unter dem Joch einer unumschränkten Regierung seufzten. Wahrscheinlicherweise hätte er den Umsturz der Pohlnischen Verfassung und die Zergliederung des Landes nur beschleunigt, wovon wir dreyßig Jahre später Augenzeugen gewesen, da solches nehmlich unter Poniatowsky geschahe, der ein bloßer Pohlnischer Edelmann war, und, wie Stanislaus, den Thron bestiegen hatte, ohne ordentlich eingerichtete innere Verfassung, ohne Hülfe von außen; großmüthig, wie er, liebreich, wohlthätig, menschenfreundlich, ein Liebhaber der Künste und Wissenschaften, aber ohne jene Starkmüthigkeit, Unerschrockenheit, ja selbst Wildheit, die allein im Stande ist, unruhige Heerden im Zaum zu halten und ihren Empörungen Gränzen zu setzen. August war zwar bekannter maßen eben so wenig Soldat, als sein Nebenbuhler; aber er war der Sohn des verstorbenen Königs, war Herr eines benachbarten mächtigen Staats, Mitglied des deutschen Reichs, Neffe von Carl dem VI. und Bundesverwandter von Rußland. Preußen hatte damahls noch

noch nicht das Uebergewicht, das ihm ein großer Monarch in der Folge gegeben hat. Diese Umstände mußten seiner Erwählung Grund und Dauer geben, und das hat die Folge auch bewiesen. Die Czaarin trieb ihre Eigenliebe an, in dem Sohne das Werk zu begünstigen, das Peter der Große zum Besten des Vaters unternommen hatte, und der Kayser genoß das Vergnügen, sich durch diese Demüthigung an Frankreich zu rächen, welches denn freylich für so viel ihm abgenommenes Land nur eine schwache Entschädigung war.

Da nun einmahl der rechte Zeitpunkt verscherzt war, so verschwand zwar die Hofnung, den Stanislaus wieder auf den Pohlnischen Thron zu bringen, die Ehre Ludewig des XV. litt es aber nicht, die Beschimpfung seines Schwiegervaters ungeahndet zu laßen, und der Kardinal sahe sich, seiner friedliebenden Denkungsart ungeachtet, genöthigt, ernstliche Händel anzufangen, weil er nicht gleich mit Nachdruck zu Werke gegangen war. Vorher, und um zu verhüten, daß der Krieg nicht allgemein würde, suchte er sich Englands und Hollands zu versichern. Herr de Chavigny, Französischer Minister am Englischen Hofe, hatte daselbst eine Note übergeben, die die Beschwerden des Königs über den Kayser enthielt. Sie betrafen die Tracktaten desselben mit der Czaarin, um die Erwählung und Krönung des Königs Stanislaus zu hintertreiben, und die Gewalt, so sich gedachte beyde Mächte über eine freye Nation herausgenommen. Diese Bewegungsgründe zum Kriege wurden für rechtmäßig anerkannt. Im Haag dachte man eben so, wo den 4. December 1733 ein Neutralitätstracktat unterzeichnet ward. Die Republik Venedig bat sich dieselbe Sicherheit in Italien aus und erhielt sie auch. Der Kardinal war um so vergnügter darüber, daß er auf solche Weise die andern Mächte von der Mäßigung des Königs und von seiner Entfernung von allen ehrgeitzigen Absichten, die sie hätten beunruhigen können, überzeugt hatte, je größer seine Abneigung war, zu so unangenehmen,

aber nothwendigen, Thätlichkeiten zu schreiten. Er würde diesen Schritt nicht gethan haben, wenn es nur thunlich gewesen wäre, die so nahe bey Frankreich gelegene Stadt Nanci zu vergessen, oder es auf die Gefahr ankommen zu laßen, daß die Feinde sich derselben bemächtigten. Aus Höflichkeit hatte man die Herzoginn von Lothringen von demjenigen benachrichtigen laßen, was vorgehn würde. Der Graf de Belle-ile hatte diesen Auftrag, und war den 13. October, mit einem Corps Truppen in ihre Hauptstadt eingerückt. Er hatte den Befehl, sie weder in ihrer Regierung zu stören, noch auch ihre Einkünfte anzutasten, und sie hatte zu allem ihre Einwilligung gegeben. Aber was für eine Einwilligung! bey solchen Gelegenheiten erkennt der Philosoph mit Schauern, daß es auf Erden kein anderes Recht giebt, als das Recht des Stärkern. Nach diesen vorläufigen Schritten dachte man auf den schicklichsten Operationsplan. Die Russen konnte man, ihrer Entlegenheit wegen, nicht zur Rechenschaft ziehen; die ganze Last des Königs fiel also auf den Kayser. Man suchte die Freundschaft mit Spanien wieder zu erneuern, schloß eine Allianz, in welche Sardinien mit aufgenommen ward, und griff den Kayser am Rhein und in Italien zugleich an. Der König nahm den ganzen deutschen Krieg und die Unterstützung des Königs von Sardinien in der Lombardey auf sich allein, unterdessen sollte die Armee des Königs von Spanien beyde Sicilien erobern. Der Marschall von Berwyk war mit seinen Truppen bis an den Rhein vorgedrungen, gieng über denselben, belagerte die Festung Kehl und nahm sie weg. Der Graf de Charolois und der Prinz de Conti machten unter ihm den Feldzug mit, so wie auch der Prinz de Dombes, der Graf d'Eu und der Graf de Clermont. Letzterer hatte ein Erlaubnißbreve vom Pabst bekommen, in Kriegsdienste gehn zu dürfen, und doch seine geistliche Pfründen beyzubehalten. Der Graf von Sachsen machte daselbst sein Probestück als Feldmarschall. Nach verschiedenen geschickten

Märschen, durch welche sich der Prinz Eugen, des Kaysers bester General, überlisten ließ, berennte man Philippsburg die Vormauer und den Schlüssel von Deutschland. Diese Festung wehrte sich nicht so gut, wie man es erwartet hatte. Des unbequemen Bodens und des beständigen Regens ungeachtet, ward die Arbeit mit dem nachdrücklichsten Eifer betrieben. Die Soldaten, durch die beständige Gegenwart des Generals und durch das Beyspiel so vieler vornehmen Krieger angefeurt, giengen in den Laufgräben bis an den Gürtel im Wasser mit einem Muth und Eifer, die die größten Lobsprüche verdienen. Berwyk, der schon die mehresten Werke weggenommen hatte, machte eben zu einem Sturm auf die Hauptschanze Anstalt, als er, mitten unter seinen Kindern und einigen Generals, mit einer Kanonenkugel erschossen ward, da er von der Brustwehr der Laufgräben die Würkung der von ihm angeordneten Batterien beobachtete. So fiel dieser erfahrne, wachsame, strenge General und, was seinen Ruhm vollkommen macht, dieser außerordentlich redliche Mann, auf dem Bette der Ehren, wie Turenne, als ein Opfer seines Heldenmuths und seiner Thätigkeit. Sein Todt gieng den Truppen empfindlich nahe, schlug aber ihren Muth nicht nieder. Das Kommando fiel nun an den Marquis d'Asfeld, als ältsten Generallieutenant; ob dieser gleich nicht so viel Geschicklichkeit besaß, so ärntete er doch allen Ruhm von den weisen Anordnungen des verstorbenen Helden ein, und genoß, nebst dem Herzoge de Noailles, seinem Mitbefehlshaber, die ganze Ehre von dieser Belagerung. Sechs Wochen nach Eröfnung der Laufgräben, nach überstandner unsäglicher Arbeit nach überwundnen unerwarteten außerordentlichen Hindernissen, als unaufhörlichem Regen, Austretung des Rheins, Ueberschwemmung der gemachten Schanzarbeit, und der beständigen Gegenwart der Kayserl. Armee, die immer im Begriff stand, die Verschanzungen anzugreifen, kapitulirte die Festung den 18. Julius.

12. Jun. 1734.

Der

Der Marquis d'Asfeld und der Herzog de Noailles, wurden zu Marschällen von Frankreich ernannt und behielten das Kommando über die Armee, wurden aber eifersüchtig einer über den andern, handelten nicht mehr gemeinschaftlich und thaten darüber gar nichts, weder in dem Ueberrest dieses Feldzugs, noch in dem folgenden. Leute, die unter ihnen gedient haben, beschreiben den ersten als einen Mann, der in Kriegsdiensten grau geworden, und sich künstlich in die Höhe geschwungen hatte, bis zu der Stelle eines Chefs vom Ingenieurcorps, ob er gleich in der Ingenieurkunst nicht vollkommen war; dabey als einen Mann von weniger Entschlossenheit, der ohne Plan, bloß nach den Umständen, handelte, und von seiner und des Feindes Stellung nicht allen Vortheil zu ziehen verstand; den letztern aber als einen Mann voller Verstand und von ausgebreiteter Kenntniß aller Theile der Kriegskunst, dabey als einen mittelmäßigen und furchtsamen Soldaten, der auch deshalb bey dem gemeinen Mann nicht beliebt war und über das alles blöde Augen hatte, welches bey einem General ein sehr gefährlicher Naturfehler ist. Uebrigens außerordentlich hitzig und eigensinnig, ein feiner Höfling und dabey glücklich.

Um den Nachtheil abzuwenden, der aus dem Mißverständnisse beyder Befehlshaber in den Operationen entstand, und den man, wiewohl zu spät, bemerkte, ward im dritten Feldzuge der Marschall de Noailles nach Italien geschickt, in die Stelle des Marschalls de Coigny, der dafür nach Deutschland gieng. Ungeachtet dieser weisen Vorsicht und der vollkommenen Einigkeit des neuen Generals mit dem Marschall d'Asfeld, gelang es dem Prinzen Eugen, dem Fortgange der Französischen Waffen Einhalt zu thun. Alles was seine beyden Gegner gegen diesen alten Helden ausrichten konnten, war, daß sie durch geschickte Hin- und Wiedermärsche, die der Graf de Belle-ile hauptsächlich entwarf, die gemachten Erobrungen deckten und sich immer so vortheilhaft lagerten, oder so gut verschanzten, daß sie nicht

nicht zum Treffen genöthigt werden konnten. Indessen war das bey der so mißlichen Lage, worinn sich der Kayser wegen der vielen Verluste befand, die er in seinen andern Staaten litt, immer ein Meisterstück seines Generals, daß er die Franzosen zwang, selbst mitten im Lauf ihrer Siege, nur defensive zu gehn, und der Kayser ward, wiewohl zu spät, von der Klugheit des Prinzen Eugen überführt, wider dessen Rath und Willen er sich diesen Krieg auf den Hals gezogen hatte, weil er glaubte, bloß mit einem schwachen Kinde und einem abgelebten Greise zu thun zu haben, mit denen er leicht fertig zu werden gedachte.

Und in der That kam **Carl** dem **VI.** die fruchtlose Rache, die er in Norden genossen hatte, in Italien überaus theuer zu stehn. Alle dortige Unternehmungen gegen ihn hatten den glücklichsten und schleunigsten Fortgang. Die Französische Armee, die der Marschall de **Villars** kommandirte, hatte den Befehl, sich mit der Armee des Königs von Sardinien zu vereinigen und die Lombardey zu erobern. Das Glück dieses Generals verließ ihn auch im Alter nicht; alle Städte öfneten ihm die Thore. Bey Uebernehmung dieser Befehlshaberstelle hatte er aber mehr seinen Eifer und seine Ruhmbegierde, als sein Alter und seine Kräfte zu Rathe gezogen. Die übermäßige Hitze in dortigen Gegenden, und die von seinem Posten untrennbaren Ermüdungen des Körpers und der Seele richteten seine Gesundheit zu Grunde. Er übergab das Kommando dem Marquis de **Coigny** und gieng nach Turin, wo er wenige Tage nachher, und zwar, wie man sagt, in eben dem Zimmer starb, worinn er gebohren war. In der Todesstunde rief er aus, daß er nichts bedauerte, als daß er nicht mit den Waffen in der Hand stürbe, und so behielt er bis ans Ende die ihm zur Natur gewordene Prahlerey bey, die er oft übertrieb. Man sagt, daß er sich um diese letzte Befehlshaberstelle mit einer so stolzen Eigenliebe beworben habe, die sich allenfalls bey einem jungen Krieger entschuldigen läßt, bey einem

17. Jun. 1734.

nem grauen achtzigjährigen Helden aber lächerlich wird. Uebrigens war er bey seinem blinden Selbstvertrauen und tollkühnen Muthe immer glücklich gewesen. Diese hatten bey ihm das gründliche Studium der Tacktick ersetzt, womit er sich niemals abgegeben, ob er gleich sehr jung in Kriegsdienste getreten war. Damals war sein Vermögen sehr geringe, durch einen Kunstgriff aber, wovon er zu seiner Zeit das Geheimniß allein besaß, und das in der Folge viele seiner Nachfolger auch gefunden haben, erwarb er ein ungeheures Vermögen in einem Dienste, worinn sich andre an den Bettelstab brachten. Er wars, dem einst ein Marketender, den er mit dem Galgen bedrohte, zur Antwort gab: **Man hängt keinen Menschen der hundert tausend Livres liegen hat, die dem kommandirenden General zu Dienste stehn.** Und würklich entgieng er dem Galgen.

Der König von Sardinien schien den Marschall **de Villars** zu bedauern. Im Grunde aber war es ihm lieb, eines Menschen loß zu seyn, der ihm ohne Unterlaß von seiner Geschicklichkeit vorprahlte, der immer andrer Meynung war, als er, und seine Operationen um so mehr vereitelte, als die Französischen Truppen den größten Theil und die hauptsächlichste Stärke der vereinigten Armee ausmachten.

Der Marquis de **Coigny** und der Graf **von Broglio**, als die ältesten Generallieutenants unter **Villars**, theilten das Kommando unter sich, und wurden bald Marschälle von Frankreich. Beyde waren hitzig, und ruhmbegierig, und hielten eben nicht die strengste Mannszucht, wodurch sie sich die Liebe der Soldaten erwarben. Beyde waren sehr geschickt, kleine Parthevgängerstreiche auszuführen, beyde vortreflich, unter den Befehlen eines andern Feldherren zu dienen, oder kleine detachirte Corps anzuführen, aber nicht fähig, alle oft unendlich ins kleine gehende Besorgungen für ein ganzes Herr zu umfassen; übrigens gute Patrioten, und die aus Liebe zum Vaterlande und zur gemeinschaftlichen Sache

mit

mit der größten Einigkeit zu Werke giengen. Davon gab die Schlacht bey Parma einen Beweis, in welcher die Kayserlichen, unter Anführung des Grafen von Mercy, die alliirte Armee angriffen und geschlagen wurden. Der Sieg blieb lange zweifelhaft, und bey der Hitze der feindlichen Truppen, die die Französische Armee, deren Muth schon zu wanken anfieng, bereits in Unordnung gebracht hatten, schmeichelte sich ihr General mit der Hoffnung eines vollkommenen Sieges, als er auf dem Schlachtfelde das Leben verlohr. So sehr man seinen Tod den Truppen zu verbergen strebte, so erfuhren sie ihn doch sehr bald. Der Schrecken darüber benahm ihrem Angriffe den Nachdruck. Dieser Augenblick des Nachlaßens, oder vielmehr dieselbe Todesnachricht, belebte den Muth der alliirten Armee von neuem. Sie warf sich wüthend auf die Sieger, die, nun selbst muthloß, nur schwachen Widerstand thaten, und endlich die Flucht ergriffen. Sie verlohren acht tausend Mann und den Wahlplatz. Der Marschall de Coigny schickte gleich seinen Sohn, den Marquis de Coigny, mit der Nachricht von diesem Siege zum Könige. Die Einnahme von Modena durch den Marquis de Maillebois war die Folge davon. Der Prinz von Würtemberg, der das Kommando über die Kayserlichen übernommen, hatte nicht gewagt, diese Stadt zu behaupten, sondern sich zurückgezogen. Als ein geschickter General aber machte er sich einen Fehler des Marschalls von Broglio zu Nutze, und erhielt einen kleinen Vortheil, der aber im Grunde mehr seiner Eigenliebe schmeichelte, als daß er den Sachen überhaupt eine günstigere Lage verschaft hätte. Die Armeen hatten ihre Stellung verändert, und beyde sich näher nach Guastalla gezogen. Zehn tausend Kayserliche zogen sich an der Secchia herauf. Man lag dem Französischen General dringend an, einen Posten zu besetzen, den der Feind im Gesicht hatte; er behauptete aber, daß der Posten schon durch die Natur und durch seine Lage für allen Angriffen völlig sicher wäre und verwarf

29. Jun. 1734.

1734. 15. Aug. den gegebnen Rath aufs hartnäckigste; er legte sich vielmehr so ruhig und sicher zu Bette, als wenn er in seinem Pallaste zu Paris schliefe. Kaum hat er zwo Stunden geschlafen, als ihn schon das Feuer und der Lärmen des Treffens weckt, er springt auf und will sich anziehn, um dahin zu eilen, wo es Gefahr hat, man läßt ihm aber nicht so viel Zeit; der Angriff war so unerwartet und so gut berechnet gewesen, daß die Feinde, nachdem sie ein schwaches Detachement von funfzig Mann, die den Furth bewachten, über den Haufen geworfen hatten, über den Fluß gegangen und durch das Hauptquartier bis zu seinem Zelte vorgedrungen waren. Broglio mußte sich noch glücklich schätzen, daß er im Hemde, mit den Beinkleidern in der Hand, und mit Hinterlassung seiner ganzen Bagage, entwischen konnte. Dieser kleine Unfall, der eine natürliche Folge seines stolzen Eigensinns und seiner Unvorsichtigkeit war, gab den Soldaten auf einige Tage Stoff zu allerhand witzigen Spöttereyen. Weil aber seine Herzhaftigkeit bekannt war, so litt sein guter Ruf nicht darunter.

19. Sept. Die Schlacht bey Guastalla war die Folge von dieser Scharte, die der Marschall auszuwetzen sehnlich wünschte. Die Kayserlichen, nachdem sie acht Stunden lang Wunder der Tapferkeit gethan, wurden geschlagen und gezwungen, sich eiligst über den Po zurück zu ziehn und das Schlachtfeld nebst ihren Todten und Verwundeten dem Sieger zu überlaßen. Dieser Sieg kam den Ueberwindern theuer zu stehn, weil sich beyde Armeen nur immer durch detachirte Haufen angegriffen hatten, die immer durch neue ersetzt und also eigentlich so viel verschiedene Treffen geliefert wurden, als Haufen zum Angriff kamen. Dem neuen Kayserlichen General, Grafen von Königseck, machte dieser Tag, des verlohrnen Treffens ungeachtet, viel Ehre. Er hatte durch seine lange und tapfere Gegenwehr seine Gegner, die selbst sehr übel zugerichtet und von der langen Arbeit überaus entkräftet waren, dahin gebracht, daß sie es nicht wagten, ihn zu verfolgen, sondern ihn seinen Rück-

zug

zug ungestört machen ließen. Die allirte Armee verlohr zwölfhundert Mann und viele vornehme Officiers, unter andern den Marquis de Pezé, Obersten von des Königs Regiment und Feldmarschall, dessen Verdienste und kriegrische Talente von ihm die schönste Hofnung gaben, und ihm bereits die Achtung und Liebe seines Herrn erworben hatten.

Bey eben diesem Treffen hatte ein andrer vornehmer Officier *), der eben seine Truppen zum Angriff anführte, das Unglück, zu fallen und eine ganze Weile von Menschen und Pferden unter die Füße getreten zu werden. Man hob ihn endlich in einem traurigen Zustande auf, und zum Glück war ihm, durch eine Art von Wunderwerk, kein Schade geschehen. Er war einer der hochmüthigsten Menschen, und, wie man sagt, in seine Figur verliebt, wie ein Frauenzimmer; man glaubte daher, er sey, aus Besorgniß für seine Schönheit, mit Fleiß niedergefallen und zwar schicklich genug in einen kleinen Graben, weil er die augenscheinliche Gefahr ums Leben zu kommen oder gefangen zu werden, nicht so sehr gefürchtet hätte, als die Verstellung seines Gesichts durch eine Wunde.

So groß nun auch das Unglück des Kaysers in der Lombardey war, so liefen seine Sachen in dem Königreiche Neapel doch noch viel übler ab. Der Infant Don Carlos war mit der Spanischen Armee in dasselbe eingedrungen, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Er drang bis zur Haupt- 29. März
stadt, die ihm gleich die Thore öfnete. Der Magi- 1734.
strat muß auf der Stelle dem Könige, seinem Vater, huldigen, der ihm aber alsbald seine Rechte abtritt. Darauf hält der junge Prinz seinen Einzug, und 10. May.
nimmt

*) Der Herzog de la Tremoille, Oberster des Regiments von Champagne. Dieser aus den Aneckdoten von Persien genommene Zug, ist uns von so vielen Augenzeugen als wahr erzählt worden, daß wir nicht umhin gekonnt haben, ihn hier anzuführen.

nimmt nun in seinem eigenen Nahmen von allen Ständen des Reichs die Huldigung ein.

Die Kayserlichen hatten sich unter dem Kommando des Generals **Visconti**, neun bis zehn tausend Mann stark, bey **Bitonto** in Apulien verschanzt. Die Spanier griffen sie an, schlugen sie in ihren Verschanzungen und setzten sie außer Stande, sich ihnen zu widersetzen und ihren Erobrungen Einhalt zu thun. Ihr General, Herzog von **Montemart**, bekam daher den glorreichen Beynahmen von **Bitonto**.

Nachdem nunmehr das ganze Königreich Neapel erobert war, geht **Don Carlos** nach Sicilien über. Die Sicilianer ziehn die Spanische Herrschaft der Deutschen vor, erklären sich für ihn, und erleichtern seine Unternehmung. In weniger als einem Jahr ist er Herr des ganzen Landes und kann schon einen Theil seiner Armee den Allirten in der Lombardey zu Hülfe schicken. Von da an hält ihn **Ludwig der XV.** für so befestigt auf seinem Thron, daß er ihn als Monarchen beyder Sicilien anerkennt, den Marquis de **Puisieux** als Gesandten an den Hof dieser neuen Majestät abschickt, und von demselben den Fürsten **della Torella Caraccioli** in gleicher Qualität annimmt. (1. Jul. 1735.)

So hatte also der Kayser dadurch, daß er dem Kurfürsten von Sachsen ein Königreich zugeschanzt hatte, selbst zwey dergleichen und einen großen Theil von Italien verlohren. Er lief Gefahr, noch mehr zu verlieren, wenn er nicht eiligst Friede gemacht hätte. Die Engländer und Holländer hatten schon den Gesandten der Kriegführenden Mächte zu London und im Haag förmliche Entwürfe zu einem allgemeinen Frieden übergeben, sie waren aber nicht angenommen worden. Inzwischen dienten sie doch den darauf folgenden Fiedensunterhandlungen zur Grundlage. Nur **Karl der VI.** wünschte diese Angelegenheit zu beschleunigen, die ihm so sehr am Herzen lag, und da er aus Erfahrung wußte, wie langsam man auf den Friedenskongressen zu Werke zu gehn pflegt, so schlug er **Ludwig dem XV.** vor,

ihm

ihm den Herrn Dutheil, den ersten Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, zu überschicken. Er empfand, wie nothwendig es war, etwas aufzuopfern, um den Plan der vorbenannten Seemächte durchzusetzen, die nach Frankreichs Meynung, zu partheyisch waren, weil in dem Plan keiner Entschädigung für Stanislaus gedacht war, weshalb ihn Frankreich verwarf. Er erfand ein Mittel, dem Stanislans die Herzogthümer Lothringen und Bar, durch einen Tausch mit dem damahligen Herzog, abtreten zu laßen, der dafür die Anwartschaft auf das Großherzogthum Toskana erhielt. Dadurch wurden alle Schwierigkeiten gehoben, und die vorläufigen Friedensartikel zu Wien unterzeichnet. 3. Octbr. 1735.

Kraft dieser Artikel that der Schwiegervater Ludewig des XV. auf die Krone Verzicht, die er schon zweymahl besessen hatte. Er behielt bloß den Nahmen eines Königs von Pohlen, und alle seinem Range gebührende Titel und Ehrenbezeigungen. Zur wesentlichen Entschädigung bekam er die vorerwehnten Herzogthümer, in deren Besitz er sogleich, gegen Erlegung einer gewissen Summe an baarem Gelde und einer Pension von vier Millionen und fünf mahl hundert tausend Livres für den Herzog Franz, gesetzt ward, die dieser so lange genießen sollte, bis ihm Toskana zu fiel. Alle diese Ausgaben bestritt Frankreich unter der Bedingung, daß Lothringen und Bar einst an die Krone zurück fallen sollten. Auf diese Bedingungen also blieb der Kurfürst von Sachsen im Besitz des Thrones seines Mitwerbers und des Großherzogthums Lithauen, und die Alliirten erkannten seine Erwählung für rechtmäßig und gültig. Don Carlos behielt die Königreiche Neapel und Sicilien, und der König von Sardinien einen Theil der Lombardey. Alle andre Besitzungen des Kaysers wurden, so wie die von den Franzosen in Deutschland gemachten Eroberungen, demselben zurückgegeben. Ueberdies wurden ihm noch die Herzogthümer Parma und Piacenza abgetreten.

Was das für eine Verwandlung in der politischen Verfassung von Europa war, die dieser kurze aber durch seine Folgen äußerst wichtige Krieg hervorbrachte! So gewohnt Europa auch war, Staaten weggeben und vertauschen zu sehn, so staunte es doch bey dieser Veränderung. Beyde Sicilien, die vorher so oft genommen und wieder genommen und länger als zwey Jahrhunderte der Gegenstand der Anforderungen des Hauses Oesterreich gewesen waren, fallen auf einmahl für immer einem Prinzen des Bourbonschen Hauses zu. Das regierende Haus der Lothringischen Herzoge wird nach Toskana verpflanzt, nach demselben Toskana, das der Kayser schon dem Don Carlos verwilligt hatte, und dessen letzter Beherrscher noch lebte, der die Oberlehnsherrschaft des Reichs über sein Land gar nicht anerkennen wollte, der daher auch bey der Annäherung seines Todes noch frug, ob man ihm nicht etwa einen dritten Erben ernennen wollte, und was für ein Kind ihm endlich das Reich und Frankreich noch unterzuschieben gedächten? Ein König von Pohlen wird nach Lothringen versetzt, und ein Kurfürst von Sachsen setzt eine durch unrechtmäßige Wahl ihm zugefallene Krone auf sein Haupt, die ihm der Schwiegersohn des entthronten Monarchen garantirt. Die Herzogthümer Parma und Piacenza endlich, welche, nach Familienrechten, dem Don Carlos, einem Sohne Philipp des V. und einer Prinzessinn von Parma, gebühren, die der Römische Hof *) immer reklamirte, und deren letzter Herzog sogar dem Pabst gehuldigt hatte, werden Carl dem VI. auf immer

abge-

*) Den ersten April 1723 hatte der Pabst durch den Abbé Rota, Auditor seines Nuncius in Frankreich, in die Hände des Magistrats zu Cambrai eine Protestation abgeben laßen gegen alles, was auf dem in dieser Stadt angesetzten Congreß, zum Nachtheil des Päbstlichen Stuhls, wegen der dem Infanten Don Carlos verwilligten Belehnung mit den Herzogthümern Parma und Piacenza, etwa vorgenommen oder festgesetzt werden mögte.

abgetreten, und er behält Mayland, trotz dem allgemeinen Reichslehnsrecht, nach welchem ein Landesherr, wenn er gleich einen Oberlehnsherren über sich erkennen muß, doch allein das Recht hat, sein Land zu Lehn zu geben, wem er will, weil sonst die Kayser mit der Zeit alle ihrer Oberlehnsherrschaft untergebene Länder an sich bringen könnten! Man hätte bey dieser Gelegenheit, wie der Herr von Voltaire anmerkt, die Denkmünze des Trajan erneuern können: *Regna assignata.* Ausgetheilte Kronen.

Unterdessen war die Krone Spanien, obgleich durch diese vorläufige Friedensartikel derselben der größte Theil des Verlustes ersetzt ward, den sie durch den Successionskrieg und den Utrechter Frieden erlitten hatte, doch nicht zufrieden. Es schmerzte sie, die Herzogthümer Parma und Piacenza nebst Toskana entbehren zu müssen, die sie noch so nebenbey behalten zu können gehofft hatte. Der König von Sardinien hatte auch auf eine ansehnlichere Vergrösserung gehofft, und beschwerte sich, daß sein Eifer und seine Dienste so schlecht belohnt würden; da sie beyde allein aber den Krieg gegen den Kayser nicht auszuhalten vermogten, so mußten sie nachgeben. Der Herzog von Lothringen hingegen willigte mit Vergnügen in einen Tausch, der ihm die älteste Erzherzoginn Tochter des Kaysers zur Gemahlinn und zugleich die schönste Erbschaft von Europa, nebst andern noch weitern Aussichten, versicherte.

So endigte sich der Krieg, aus welchem sich der schon aufs äußerste gebrachte Kayser mit aller möglichen Geschicklichkeit und auf Unkosten anderer, nehmlich seines künftigen Schwiegersohns und des Großherzogs von Toskana, herauswickelte; denn was er selbst aufopferte, war eigentlich kein Opfer mehr, weil er nichts abtrat, als die Staaten, die ihm schon durch die Gewalt der Waffen entrissen waren. Diesen Abtretungen hielten überdies die ihm durch den Friedenstracktat zufallenden Länder die Wage; und diese gaben ihm noch dazu bessere Rechte als seine ehemahligen Anforderungen, die er doch nicht anders

hätte geltend machen können, als wenn er es von neuem auf die Entscheidung der Waffen hätte ankommen laßen. Uebrigens hielt er sich durch einen Artikel, der ihm am meisten am Herzen lag, für alles andere hinlänglich entschädigt.

Er war nehmlich schon ein und funfzig Jahre alt, und von schwächlicher Gesundheit. Seine Familie bestand aus lauter Töchtern, und bey dem Alter der Kayserinn konnte er nicht leicht mehr einen Sohn hoffen. Seit 1713 arbeitete er daran, daß seiner ältesten Tochter, **Maria Theresia**, der unzertrennliche Besitz seiner Erbländer garantirt werden sollte. Dadurch hoffte er, seinen künftigen Schwiegersohn in den Stand zu setzen, daß er ihm als Kayser succediren könnte; und durch denselben einen Enkel zu bekommen, der seinen verlöschenden Stamm fortpflanzen und selbst auch die Kayserliche Krone tragen sollte, die so lange Zeit bey seiner Familie geblieben war. Diese Rücksicht hatte viel Antheil an seinem Entwurf gehabt, den Kurfürsten von Sachsen, den Gemahl einer seiner Nichten, auf den Pohlnischen Thron zu setzen, der, zur Dankbarkeit für diesen Beystand, die berufene Successionsackte unterzeichnete, die den Titel der **pragmatischen Sanction** führt. Er hatte darüber schon die Garantie von England, Holland, Rußland, Dännemark und den Staaten des deutschen Reichs; er machte sie nun noch zu einem vorläufigen Artikel des Friedens von 1735 und Frankreich trat denselben bey; dies war der letzte Streich seiner feinen Staatsklugheit, worüber er sich Glück wünschte, weil er nun seine Einrichtungen für gewiß und unfehlbar hielt. Der Erfolg wird beweisen, das er sich dennoch irrte. Der Prinz **Eugen** sah die Sache besser ein, denn er sagte ihm kurz vor
20. April 1736 seinem Tode: **zweymahl hundert tausend Mann sind besser, als alle Garantieen.**

Frankreichs natürliche Feinde, deren geschäftige Eifersucht durch die friedfertigen und von allem Ehrgeitz entfernten Absichten des Königs zum Schweigen gebracht war, fiengen an, ihre Unthätigkeit zu bereuen.

bereuen. Sie sahen nun dieses Reich, durch die Vereinigung zweyer vortreflichen Herzogthümer mit der Krone, vergrößert; eine Vereinigung, die man so oft vergeblich versucht hatte, und die diesmahl unwiderruflich zu Stande gebracht war, und das bey Gelegenheit einer Uneinigkeit, die bloß Eigenliebe und Ruhmbegier zum Grunde hatte. In der Ueberzeugung, daß der Angriff Ludewig des XV. auf den Kayser die Freyheit von Europa nicht stöhrte, hatten sie dem schnellen Glücke seiner Waffen ruhig zugesehn, und gehofft, daß dasselbe von keiner langen Dauer seyn, oder in die Länge bloß dazu dienen würde, Frankreich selbst zu schwächen. Freylich irrten sie sich, aber ihre Schlüsse waren auf eine ununterbrochene Erfahrung gebaut. Dieser Krieg war würklich der einzige jenseits der Gebürge, der seit Carl des Großen Zeiten zu Frankreichs wesentlichem Vortheil ausgeschlagen war. Dazu trugen verschiedene Ursachen bey. Die Franzosen waren im Bündniß mit dem zum mächtigsten Fürsten dieser Gegend gewordenen Wächter der Alpen *). Die besten Spanischen Truppen kamen ihnen zu Hülfe. Ihre Feinde hingegen bestanden aus deutschen Truppen, die der dortigen Luft und Gegend nicht gewohnt waren. Ihre Armeen hatten beständig Ueberfluß an allen Bedürfnissen, und unter ihren Befehlshabern herrschte vollkommene Einigkeit. Endlich war der Krieg selbst nur von kurzer Dauer, und die Franzosen hatten also nicht Zeit, sich von den Lüsten zu Capua entnerven zu laßen.

Uebrigens hatte der Kardinal, als er das Anliegen seines Königlichen Mündels bewilligte, bey diesem Kriege gar nicht die Vergrößerung der Domainen zur Absicht, sondern die Ehre der Krone Frankreich, die Demüthigung ihrer Feinde und der Vortheil ihrer Alliirten hatten lediglich seine Entschliessung bestimmt; nachher ließ er sich von den Begebenheiten, so wie sie vorfielen, leiten, und der Kayser

*) Dem Könige von Sardinien. Uebers.

kam ihm, so zu sagen, mit seinen Anerbietungen zuvor. Er war in seinen Anforderungen so gar so mäßig gewesen, daß er anfänglich bloß den Rückfall des Herzogthums Bar an die Krone verlangt hatte. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten drang in ihn, mehr zu fordern und brachte ihn zu einer Dreistigkeit, die er sonst gar nicht gehabt hätte.

Der Minister **Walpole** mußte sich von den Holländern und von seinen Landsleuten vorwerfen laßen, daß er bey dieser Gelegenheit das Haus Oesterreich im Stiche gelaßen hätte, da solches doch die einzige Macht wäre, die der Macht der Bourbonischen Höfe zu Lande das Gleichgewicht halten könnte. Er rechtfertigte sich durch Vorzeigung eines geheimen Tracktats mit dem Kardinal, kraft dessen letzterer versprochen hatte, die Französische Seemacht bey ihrer dermaligen Schwäche zu erhalten, ihnen aber die Herrschaft zur See und das Uebergewicht des Handels zu lassen, wodurch sie immer im Stande wären, Frankreich im Zaum zu halten, und dessen etwanige Vergrößerungsentwürfe zu vereiteln.

Aus den Friedenspräliminarien vom 3. October 1735 ward also ohne weitere Hinderniß ein förmlicher Friedensschluß, den der Marquis de **Mirepoix**, Gesandter und gevollmächtigter Minister von Frankreich und die Kayserlichen Ministers zu Wien, den 19. November 1738 unterzeichneten, und dies Jahr wird für eins der glorreichsten Regierungsjahre Ludewig des XV. gehalten.

In demselben schließt er mit seinem Feinde einen rühmlichen Frieden, der sein Reich vermehrt, und seinen Verwandten und Bundsgenossen Versorgung und Länder verschafft. Als ein großmüthiger Mittler zum Besten seines mit ihm ausgesöhnten Feindes arbeitet er eifrig daran, denselben von einem grausamen und unglücklichen Kriege mit den Türken, durch den Marquis de **Villeneuve** bey der Pforte, zu befreyn,

freyn, und es glückt ihm *). Er erneuert ein altes
Bündniß mit einer freundschaftlichen Macht, mit 10. Nov.
Schweden, welches, gegen eine Subsidie von neun- 1738.
zig tausend Livres, sich anheischig macht, binnen
zehn Jahren mit keiner einzigen Macht, ohne des
Königs Einwilligung, irgend ein Bündniß zu schlies-
ßen; ein feiner und nothwendier Staatsstreich, um
im Norden einen **Argus** zu haben, der bey der er-
sten Bewegung der Nordischen Mächte eine warnende
Anzeige machen könnte. Als Beschützer zweer Re-
publiken, denen er wohl will, unterdrückt er zu Genf 8. May.
auf immer die beständig erneuerten innerlichen Un-
ruhen, und empfängt darüber die Danksagungen
durch Deputirte. Dem Freystaat Genua unterwirft
er, sowohl durch Vernunftgründe und Gerechtigkeit, 24. May.
als durch Waffen, die angeblich **) rebellischen Un-
terthanen, die Korsen, über welche sich ein gewisser
Baron **von Neuhoff**, ein Abentheurer aus Deutsch-
land, der viel Verstand, aber auch eben so viel Ehr-
geitz und Verwegenheit, besaß, unter dem Nahmen
Theodor der I. zum König aufgeworfen hatte ***).
Dieser hatte die Geschicklichkeit gehabt, in Holland
eine Gesellschaft von Kaufleuten zu bereden, daß sie
ihn mit Kriegsbedürfnissen und baarem Gelde unter-
stützten, und ihn in seiner Königswürde zu behaupten
suchten. Bey seiner Zurückkunft aber fand er sich
dieser Würde beraubt, und das Ende der Geschichte
war, daß er in verschiedenen Ländern umher irrte,
gefangen gesetzt ward, und im tiefsten Elende starb.

So viel auswärtige Beschäftigungen hielten den
Kardinal nicht ab, an dem Glück der Nation zu ar-

*) Dieser Friede ward würklich auf Betrieb des Französi-
schen Gesandten zu Constantinopel im Jahr 1739 ge-
schlossen.

**) Dies war wenigstens der Begriff, den man der
Krone Frankreich von der Sache gemacht hatte;
wir werden mit der Zeit sehen, ob die Vorstellung
richtig war.

***) S. seine Lebensgeschichte.

beiten. Durch eine kleine Täuschung hatte er sich die Freyheit zu verschaffen gewußt, die Auflage des zehnten Pfennigs so lange zu erheben, als es ihm beliebte, indem er in das Edickt, wodurch diese Auflage angekündigt ward, hatte einfließen laßen, daß sie nicht eher aufgehoben werden sollte, als nach der Bekanntmachung des Friedens. Er machte aber keinen sonderlichen Mißbrauch davon, und ob er gleich die Auflage nicht gleich nach der Unterzeichnung der Präliminarien aufhob, so kam er doch dem angekündigten Termine noch zuvor, und ließ sie durch
1. Januar 1737. ein Arret des Staatsraths drittehalb Jahre früher aufhören. Was für ein Abstich gegen das Betragen seiner Nachfolger!

Verschiedene nützliche Gesetze, die in vielen Departements, selbst währendes Kriegs und der Tracktaten, zum Vorschein kamen, bewiesen, daß nichts seiner Sorgfalt entgieng.

Um der Verschwendung der Officiers Einhalt zu
15. Febr. 1734. thun, ließ er durch eine Königliche Verordnung das Gepäcke bestimmen, das sie im Felde mit sich führen durften. Eine wesentliche Vorsicht, um den Marsch der Truppen zu erleichtern, um die Bedürfnisse überhaupt zu vermindern, und den verderblichen Verschwendungen der Officiers vorzubeugen! Die Erneurung dieser Verordnung zu unsern Zeiten durch den Grafen de Saint Germain beweist, wie wenig man seit dem auf die Befolgung so heilsamer Anordnungen gehalten hatte.

28. May 1733. Mittelst einer andern Verordnung wurde die Mondirung, Bewafnung und Rüstung der Kavallerie, wie auch die Größe der Pferde, festgesetzt. Die Officiers mußten sich wieder zum Küraß und die Reuter zum ledernen Brustharnisch bequemen.

2. Novbr. 1734. Noch eine Verordnung machte es allen in Frankreich wohnenden Engländern, Schotten und Irrländern zur Pflicht, wenn sie nicht in Bedienung standen, unter einem der Irrländischen Regimenter Dienste zu nehmen, diejenigen ausgenommen, die unter achtzehn oder über funfzig Jahre alt waren.

Im

Im Jahr 1736 ließ der Kardinal eine Königliche Deklaration registriren, wodurch, zur Beschleunigung der Processe, eine Civiljustitzkammer im Pariser Parlament errichtet ward. Diese Kammer sollte ihre Sitzungen von Lichtmeß bis a la St. Germain *) halten. Ludewig der XIV. hatte schon im Jahr 1669 eine solche Kammer errichtet, und wir haben dieselbe Einrichtung im Jahr 1775 erlebt. Sie gereicht den Proceßführenden zu großen Nutzen, nachdem die Handhabung der Justitz durch manche und große Veränderungen unterbrochen, und dadurch viele Sachen verschleppt worden. 30. Jan.

Kurz darauf ergeht ein Gesetz vom Thron, welches die Testamente betrifft, und, nach der Anzeige der voranstehenden Einleitung, zum Zweck hat, die alten Gesetze im Ansehn zu erhalten, und so deutlich zu bestimmen, daß die Ungewißheit und Verschiedenheit der daraus abgeleiteten Grundsätze ferner nicht mehr den testirenden beständigen Stoff zur Unruhe, den Richtern zu Zweifeln und den Partheyen zu verderblichen Processen an die Hand geben könne. 3. Febr.

Es erscheint darauf eine andre, noch weit wichtigere, Verordnung, die ein Schema festsetzt, nach welchem alle Tauf- Trauungs- und Begräbnißregister, Listen von Personen, die die Klostergelübde gethan haben, nebst den davon auszufertigenden Auszügen, geführt werden sollen, um von dem Zustande der Unterthanen zuverläßige Nachrichten zu haben. 9. April.

Das folgende Jahr sucht man den Betrügereyen vorzubeugen, und alle Ausflüchte, durch klare, deutliche und genaue Erklärungen von den so genannten falschen Haupt- und falschen Incidentpunkten, abzuschneiden, und das Formular und die Regeln festzusetzen, wornach die Hand und die Unterschriften in Criminalsachen rekognoscirt werden sollen. Man verfolgt die Chikane in allen ihren Schlupfwinkeln und krum- 11. Decbr. 1737.

*) Vermuthlich ist hier der Tag des H. Germanus oder der 31 Julius gemeint. Sonst, da *Germain* auch Hermann heißt, so würde es in diesem Falle bis zum 1sten Aprill gehen. A. d. Ueb.

krummen Wegen und bestimmt die Fälle und die Einrichtungen der Appellationen und der darauf zu gebenden Bescheide. So waren die verschiedenen Verordnungen beschaffen, die eine beständige Richtschnur für das Königreich und der Gegenstand der Bewundrung von Europa seyn sollten. Wollte Gott! daß der Gesetzgeber, in dessen Nahmen man die Gesetze mit so vieler Würde sprechen ließ, die Gesetze selbst durch sein Betragen in Ehren gehalten hätte! daß er selbst sein geweyhtes Haupt unter ihr Joch gebogen und mit Standhaftigkeit das Beyspiel der dem Monarchen sowohl als dem Unterthan obliegenden Unterwerfung gegeben hätte! Aber leyder! von dieser Zeit an suchten niederträchtige Sejanen, woran es bey Höfen niemals mangelt, sein Herz zu verderben und seine Redlichkeit zu verführen, und der Kardinal — ein ewiger Schandfleck für sein Andenken! — der Kardinal de Fleuri selbst, war der erste, der ihren Vorschlägen dazu nachgab.

Seine Sucht zu herrschen war bekannt. Die Leute, die nicht anders als im Sausen und in üppiger Ausgelaßenheit leben können, griffen ihn also auf seiner schwachen Seite an, um zu ihren Endzweck zu gelangen. Die Maitresse des Kardinals war die Prinzessinn von Carignan; das heißt, er ließ sich von derselben leiten und regieren, vertraute ihr alle Staatsgeheimnisse und entschied und beschloß nichts ohne ihren Rath; denn darauf schränkt sich oft dieser am Hofe gewöhnliche Ausdruck ein, vorzüglich in gegenwärtigem Fall, bey einer Dame von fünf und vierzig Jahren und einem beynahe neunzigjährigen Greise, dessen sinnliche Vergnügungen wohl nur bloß in Zurückerinnerungen bestehen konnten. Die höchste Wollust der Prinzessinn bestand also wohl nur darinn, den Minister zu regieren, der seiner Seits wieder den König am Leitbande führte; allein diese Herrschaft hieng nur an einem seidenen Faden. Der König, der bis dahin in der Zärtlichkeit für seine würdige Gemahlinn ein Muster von Beständigkeit gewesen war, hatte alle niederträchtige Verführer,

rer, die ihm andre Gesinnungen beyzubringen versucht hatten, zurückgeschreckt. Wenn man sich Mühe gab, seine Blicke mit Geschicklichkeit auf einen reitzenden Gegenstand zu lenken, antwortete er ganz gleichgültig: **in meinen Augen ist die Königinn noch schöner** *). Allein er konnte doch am Ende ihrer überdrüßig werden; die vielen Kinder, die sie ihm gebohren hatte, mußten sogar die Annäherung dieses unvermeidlichen Zeitpunkts beschleunigen, und welche Veränderung war alsdann nicht zu befürchten! Das beste Mittel, den übeln Folgen zuvorzukommen, war, daß man diese Veränderung selbst bewürkte, und dem Könige eine Sirene an die Seite legte, die sich mit der bloßen Wollust begnügte und das Departement der Staatsgeschäfte dem Kardinal überließe. Man gab dies der Prinzessinn von Carignan zu überlegen, die es dem Kardinal vorstellte, und, den darüber angestellten Berathschlagungen zufolge, ward ein Netz geflochten, worinn sich wohl die Klugheit selbst gefangen hätte. Zuvörderst ward der Beichtvater der Königinn bestochen. Dieser heilige Mann gab der Königinn mit frommgekünstelter Mine zu verstehen, daß sie nun die Pflichten ihres Standes hinlänglich erfüllt, indem sie dem Thron einen Kronerben und Prinzessinnen zur Zierde gegeben hätte, sie würde also ein Gott sehr wohlgefälliges Werk thun, wenn sie hinführo sich der vortreflichsten aller Tugenden, der Keuschheit, befleißigte, und sich zu dem Ende immer mehr und mehr den fleischlichen Lüsten entzöge, die nur gar zu fähig wären, unsre Seele zum Staube niederzudrücken, anstatt dieselbe zum Himmel, unserm eigentlichen Vaterlande, zu erheben. Freylich würden diese Rathgebungen keinen sonderlichen Eindruck gemacht haben, wenn **Maria** einen großen Hang zur Wollust gehabt hätte, allein die Andächteley, der sie sich ergab, hatte schon das Wenige, was sie von Empfindlichkeit

*) Eine solche Antwort soll der Herzog de Pecquigny, Hauptmann von den Chevauxlegers, bekommen haben.

lichkeit für die Wollust fühlte, bey ihr erstickt. Eines Tages als ihr Gemahl, von Wein erhitzt, mithin zur Liebe ziemlich untüchtig, sich zu ihrem Bette geschlichen hatte, gab sie ihren Widerwillen zu unbehutsam zu erkennen, und widersetzte sich seinen Umarmungen auf eine Art, die die Eigenliebe des Monarchen beleidigte. Er schwur, solche Beleidigung nicht zweymahl zu erdulden, und er hielt sein Wort.

Nun hatten die Verführer gewonnen Spiel. Es blieb ihnen nun nichts mehr zu besiegen, als seine Schamhaftigkeit, die ihn noch von einer Abwechselung zurückhielt, deren er nicht gewohnt war, und die furchtsame Blödigkeit, die das wesentliche seiner Gemüthsart ausmachte. Die Gräfinn de Mailly, Hofdame der Königinn, ward als die schicklichste zu dieser Rolle gewählt. Sie war als eine Wittwe zu betrachten, hatte keine Kinder gehabt, besaß viel Redlichkeit und gar keinen Ehrgeitz; lebte überdies mit der Gräfinn de Toulouse in genauer Freundschaft und es war nicht zu befürchten, daß sie ihre neue Stelle mißbrauchen oder dem Kardinal auf irgend eine Weise verdächtig werden würde; übrigens war sie sehr schmeichelnd und liebkosend und hatte die nöthige Geschicklichkeit, diesen neuen Hippolythus zahm zu machen. Sie war weder jung noch schön, nicht einmahl hübsch. Bey einem Alter von beynahe fünf und dreyßig Jahren hatte sie nichts auszeichnendes in ihrem Gesicht, als zwey große schwarze Augen voller Feuer, deren sonst starre Blicke, in Gegenwart des Monarchen gemildert, nur Dreistigkeit beybehielten und einen Hang zur Wollust anzeigten, wodurch gemeiniglich ein Neuling in Liebeshändeln am mächtigsten gereitzt wird. Ihre starke und etwas rauhe Stimme bekräftigte die Anzeige ihrer Augen, und ihr frecher Gang vollendete den Beweis davon. Dies Aeußerliche war bey dermaligen Umständen vorzüglicher, als alle Annehmlichkeiten und Reitze, die hundert Schönen am Hofe in höherm Grade besaßen. Ueber das alles übertraf die Gräfinn die andern Damen in einem

Talent,

Talent, welches den Abgang der Reitze hinlänglich ersetzt, nehmlich in der Wissenschaft des Putzes, die sie vollkommen verstand, und worinn sie einen so feinen Geschmack zeigte, daß ihre Nebenbuhlerinnen es ihr niemals gleich thun konnten. Kurz die Natur hatte sie für dasjenige, so sie ihr von Seiten der körperlichen Schönheit versagt hatte, durch die ihr verliehene Vorzüge des Verstandes und Herzens reichlich entschädigt. Sie war angenehm, lustig, bey immer gleicher Laune, zuverläßig in der Freundschaft, großmüthig, mitleidig und dienstfertig. Unglücklicherweise war sie, auch selbst nach ihrer Erhebung, noch genöthigt, mittelbar und durch die dritte Hand Gutes zu thun, weil sie es für sich selbst und unmittelbar nicht thun durfte, ohne Gefahr zu laufen, ihren Kredit und die Zuneigung der angesehenen Personen, denen sie denselben zu danken hatte, hauptsächlich aber die Unterstützung des Kardinals, zu verlieren, der sie nur unter der ausdrücklichen Bedingung vor andern gewählt hatte, daß sie sich schlechterdings bloß leydend verhalten sollte.

Nachdem man über alles dieses einig geworden war, trug der Kardinal dem Herzoge de Richelieu auf, dem Könige Madame de Mailly vorzuschlagen. Dieser feine und verführerische Höfling hatte sich in die Gunst des Königs eingeschmeichelt und sich seines Vertrauens bemächtiget. Der Kardinal glaubte, daß, wenn man seinen Talenten einen andern Gegenstand anwiese, er zur Betreibung einer verliebten Unterhandlung eben so geschickt und brauchbar seyn würde, als zu politischen Geschäften. Würklich lenkte auch dieser Liebling, bey dem vertrauten Umgang, womit ihn Ludewig der XV. beehrte, das Gespräch mit vieler Geschicklichkeit auf die Königinn, und auf das Leere, so dieselbe in seinem Herzen zurück ließe. Er brachte den König zu dem Geständniß, daß er es selbst für nöthig ansähe, die vormalige Leidenschaft für die Königinn durch eine neue zu ersetzen. Er schilderte ihm die Liebe als den Trost aller Sterblichen und besonders großer Fürsten, de-

ren

ren Regierungssorgen zu versüßen sie bestimmt sey; und so beredete er den König zu einer geheimen Zusammenkunft mit der Gräfinn de Mailly, die aber ungeachtet seiner Jugend, seines hitzigen Temperaments, und der langen Enthaltung, worinn er seit dem Bruch mit der Königinn gelebt hatte, fruchtloß ablief *), weil seine Blödigkeit ihm eine solche Kälte mitgetheilt hatte, daß die Gräfinn sich voller Verzweiflung darüber beschwerte, daß sie so wenig Eindruck auf ihn gemacht hätte. Sie war nur mit Mühe zu einer zwoten Zusammenkunft zu bereden. Man gab ihr die Lehre mit, daß sie den Monarchen gänzlich aus den Augen setzen und sich bloß mit dem Menschen beschäftigen müßte. Die Bereitwilligkeit des Königs, sich nochmahls insgeheim bey ihr einzufinden, erhöhte ihren Muth ungemein. Sie schloß aus diesem Schritte, daß sie nur den Angriff wagen durfte, um den Sieg davon zu tragen, und ahmte daher, nach einigen vorläufigen Liebkosungen, den frechsten Buhlerinnen nach. Diese Aufführung würkte so kräftig, daß ihr Liebhaber sich seinen Trieben völlig überließ, die desto heftiger waren, je länger er sie im Zügel gehalten hatte. Als dieser Auftritt geendigt war, gieng die Gräfinn voll Vergnügen, und ohne erst ihren zerrütteten Putz wieder in Ordnung zu bringen, zu ihren Anstiftern, die überaus begierig waren, zu hören, was vorgegangen wäre, denen sie aber bloß die Antwort gab: Sehn Sie doch nur, ich bitte sie, wie mich der **Hurenbock zugerichtet hat.**

Nach-

*) S. die Liebesgeschichte Zeokinizul, Königs der Kofiranen, von dem Reisenden Krinelboi aus dem Arabischen übersezt, eine von den finstern und schlüpfrigen Schriften, denen nicht völlig zu trauen ist, und worauf wir uns nur in so fern verlaßen, als die darinn erzählten Sachen mit den Erzählungen der glaubwürdigern Handschriften, die wir vor uns haben, übereinstimmen, oder durch die Erzählungen der Leute bestätigt werden, die damals am Hofe lebten.

Nachdem der erste Schritt gethan war, empfand der König keine Beunruhigung mehr, und überließ sich diesem doppelten Ehebruch ohne Gewissensbisse. Indessen wurden die Zusammenkünfte noch geheim gehalten, bald aber entledigte er sich auch dieses Zwanges und machte kein Geheimniß mehr aus seiner Liebe. Die Höflinge sprachen davon; die Königinn erfuhr es; anstatt aber von der Gewalt Gebrauch zu machen, die sie noch immer über das Herz ihres Gemahls gehabt hatte, ihn wieder zum Ehebette zurück zu lenken, begnügte sie sich, am Fuße der Altäre über seine Unbeständigkeit zu seufzen. Der Graf de Mailly, der sich vorher aus seiner Frau gar nichts machte, ließ sich einfallen, diese ihre Untreue übel zu nehmen. Statt aber Antwort erhielt er den Befehl, sie nie wieder zu berühren. Der Marquis de Nesle, ihr Vater, aus einem der vornehmsten Häuser von Frankreich, nahm sich auch heraus, ihre Aufführung zu tadeln. Man glaubte, daß er lediglich diesen Weg einschlüge, um Geld zu bekommen, weil seine Wirthschaftsumstände in der äußersten Unordnung wären, und man stopfte ihm den Mund mit ganzen Summen.

Der Kardinal war wohl von allen am meisten verlegen, wie er bey diesen angehenden Liebeshändeln des Königs seine Rolle spielen sollte. Ob er gleich mittelbar den Ausschweifungen seines Königlichen Mündels allen Vorschub that, so trieb er doch, um der Nation ein Blendwerk vorzumachen, die Heucheley so weit, daß er es sogar wagte, ihm deshalb Vorstellungen zu machen. Der König antwortete ihm mit Bitterkeit: **Ich habe Ihnen die Führung meines Reichs übergeben; ich hoffe, daß Sie die meinige mir überlaßen werden.** Diese Worte so trocken sie auch waren, machten dem Kardinal viel Freude. Seine Kreaturen eilten nun, diese Antwort des Königs, zur Entschuldigung und Rechtfertigung des Kardinals, in allen Gesellschaften bekannt zu machen. Wie sehr sich die Pariser darüber ärgerten, läßt sich gar nicht beschreiben. Alle Völ-

ker, und besonders die Franzosen, lieben die Veränderung, in der Hofnung, eines bessern Schicksals zu genießen. Man hatte sich geschmeichelt, daß eine Maitresse große Verwandlungen hervorbringen würde; sobald man aber merkte, daß diese nur dazu diente, die Gewalt des Premierministers zu befestigen, so sahen diejenigen, die die Leydenschaft des Königs vorher gebilligt hatten, dieselbe nunmehr mit ganz andern Augen an. Man schilderte diese Liebeshändel dem großen Haufen als einen verdammlichen Umgang, der den Zorn des Himmels über das Königreich bringen müßte. Man machte Satiren und sang Spottgedichte, worinn des Liebhabers so wenig als der Geliebten geschont ward.

Die Rolle, die diese letztere spielte, die ihr würklich nicht natürlich war, und die sie zuverläßig jetzt zum ersten mahle übernommen hatte, die an jeder andern verdammlich und an und vor sich selbst abscheulich war, läßt sich bey ihr noch in sofern entschuldigen, als sie in der That lediglich nach den Empfindungen ihres Herzens handelte; als sie immer die Person mehr als die Krone liebte; als sie würklich wahre Neigung für **Ludewig den XV.** fühlte; als sie niemals irgend einige Gnadenbezeigung oder Belohnung weder für sich, noch für ihre Verwandte, verlangte; als sie dem Staate in keinem Stücke zur Last fiel; als sie bey ihrem Abgang vom Hofe um nichts reicher war, als bey ihrer Ankunft; als sie, nach dem Beyspiel der Madame de la Valliere, nach diesem Liebhaber keinen mehr ihrer würdig fand, als Gott; und als sie unter beständigen Thränen das gegebene Aergerniß, und ihr einziges, wiewohl großes, Verbrechen, die Befleckung des Ehebettes, bis an ihr Ende büßte.

Ach! und schon lange vorher, als sie sich auf dem Gipfel des Vergnügens glaubte, fand sie schon in ihrer eignen Leydenschaft ihre Bestrafung. Mehr als einmahl bereute sie, den heilsamen Zügel zerrissen zu haben, der den König bis dahin zurück gehalten hatte. Dieser Prinz, der mehr Hochachtung als

Liebe

Liebe für sie hatte, und nun nicht mehr von der Schamhaftigkeit zurückgehalten ward, ließ allen seinen Begierden den Zügel schießen; selbst die Blutschande hatte nichts schreckendes mehr für ihn. Die Favoritinn hatte eine Schwester, Madame de Vintimilli, die seit Kurzem verheyrathet war. Diese war auch groß, und hatte sonst in der Schönheit keinen andern Vorzug vor ihrer ältern Schwester, als die blühendere Jugend, aber sie übertraf dieselbe noch an Verstand und säumte nicht, sich dessen zu bedienen, um ihre Schwester auszudrängen und selbst den Monarchen zu fesseln. Alle die sie kannten, fiengen bald an, ihre Herrschaft zu befürchten. Sie war hochmüthig, unternehmend, neidisch, rachsüchtig; suchte ein Vergnügen darinn, zu herrschen und sich furchtbar zu machen, hatte wenig Freunde, auch nicht die Gabe, sich welche zu erwerben, sorgte nur für sich und ihren Nutzen, hatte keine andre Absicht, als von der Schwachheit ihres Sklaven Vortheil zu ziehn, und würde gewiß ihren Endzweck erreicht haben, wenn ihr der Tod nicht gleich im Anfange ihrer Laufbahn Einhalt gethan hätte. Sie starb im Kindbette, nicht ohne Verdacht der Vergiftung. Der König beweinte ihren Verlust einige Tage. Ihre Schwester, die er noch immer beybehalten hatte, um ihrem noch heimlich gehaltenem Umgange znm Deckmantel zu dienen, vermischte ihre Thränen mit den seinigen und bedauerte ihre Nebenbuhlerinn von ganzem Herzen. Diese hinterließ einen Sohn, der jetzt Graf du Luc heißt, der das wahre Ebenbild des Königs ist, der immer viel Liebe für ihn gehabt hat. Am Hofe nannte man ihn *le demi-Louis* *), um das Andenken dieser Aneckdoten zu erhalten.

Glücklicherweise war die Empfindlichkeit des Königs in einem Alter, wo sie sonst außerordentlich

*) Ein unübersetzbares Wortspiel. Demi-Louis ist eine französische Goldmünze, (ein halber Louisd'or) heißt aber auch der halbe Ludwig, weil der Sohn, den die Frau de Vintimille hinterließ, Ludewig dem XV. ähnlich sahe. Uebers.

groß zu seyn pflegt, schon stumpf und vertilgt. Der König fühlte bloß den leichten Eindruck des vorübergehenden Schmerzens bey dem Tode unsers gleichen, weil wir auf einige Augenblicke an uns selbst und an die Unvermeidlichkeit eines gleichen Schicksals denken. Die unterbrochnen Vergnügungen nahmen bald wieder ihren Lauf; die Jagd, und das beständige Reisen, welches dem Monarchen zur Bewegung so nöthig und bey diesen Umständun vollends unentbehrlich war, brachte die Frau Vintimille bald in Vergessenheit. Die erste Favoritinn trat wieder in ihre Rechte und ward von Mademoiselle de Charolois und der Gräfinn de Toulouse unterstützt Diese hatten die paradiesischen Abendmahlzeiten erfunden, die man in geheimen sehr niedlichen Zimmern hielt, wohin bloß die Vertrauten gelaßen wurden, und die deshalb die kleinen Zimmer hießen. (*petits appartements*). Ludewig der XV. ließ in allen seinen Pallästen dergleichen Zimmer anlegen. Ohne von den gewöhnlichen Staatszimmern gänzlich abgesondert zu seyn, hatten sie doch nur gerade so viel Zusammenhang, als zur Bedienung und Aufwartung unumgänglich nöthig war. Eine in dem Schlafzimmer des Königs angebrachte geheime Thüre machte es ihm leicht, daselbst, so oft es ihm beliebte, mit den bestellten Gästen heimlich zusammen zu kommen. Die Künstler hatten alle ihre Kunst in der bequemen Anlage, in der geschmackvollen Auszierung und in allem, was Verschwendung und Galanterie feines und artiges zu erfinden vermögen, erschöpft. Um den Auswärtigen einen Begriff davon zu machen, wollen wir eine allegorische Beschreibung hierher setzen, die in den Aneckdoten von Persien steht, und die der Verfasser, um seine Leser von der rechten Spur abzubringen, aus einem andern Buche genommen zu haben versichert *):

„Dies

*) Er behauptet dieses Stück aus einem Buche genommen zu haben, das den Titel führt: Geschichte der verschiedenen in Persien eingeführten Religionen,

„Dies war ein kleiner Tempel, wo man oft zur „Ehre des Bacchus und der Venus nächtliche Feste „feyerte. Der Sophi war Oberpriester und Reti- „ma Oberpriesterinn. Der übrige geweyhte Schwarm „bestand aus reizenden Frauenzimmern und galanten „Höflingen, die würdig waren, zu diesen Mysterien „eingeweyht zu werden. Da suchte man, durch häu- „fige Opfer von köstlichem Getränke und durch ver- „schiedene Hymnen zum Lobe des Bacchus, sich „den Beystand dieses Gottes bey der Göttinn von „Cythere zu vermitteln, welcher man hernach zu „wiederhohlten mahlen die theuersten Opfer brachte. „Die Trankopfer waren von den seltensten Weinen. „Die ausgesuchtesten Gerichte vertraten die Stelle „der Opferthiere. Oft, und dies geschah immer an „den feyerlichsten Tagen, wurden diese Gerichte von „dem Oberpriester selber zubereitet. Comus ordnete „diese Feste an, und Momus hatte den Vorsitz. „Kein Sklave durfte es wagen, diese geweyhten Ge- „bräuche zu stören, oder das Innere des Tempels „zu betreten, bis daß die Priester und Priesterinnen, „ihrer Gottheiten voll, in Entzückungen verfielen, „die die Größe ihres Eifers und die Gegenwart der „Gottheiten bewiesen. Alsdann war alles vorbey, „man trug diese Lieblinge oder Götter ehrfurchtsvoll „von dannen und der Tempel ward geschlossen...... „Gewisse Tage im Jahr waren dem Bacchus allein „heilig, und auch diese Feste ordnete Comus an. „An diesen Tagen, die man die kleinen Festtage „(*les petites fêtes*) nennen kann, ließ der Oberpriester „auch Sévagi, Fatmen, Zeliden und einige an- „dere in den Tempel kommen, in deren Gegenwart, „da sie Ungeweyhte (*profanes*) waren, nur die klei- „nen Mysterien gefeyert wurden."

Aus den kleinen Nebenumständen dieser geheim- nißvollen Erzählung, in welcher Ludewig der XV. unter dem Nahmen des Sophi und seine Geliebte

gionen, seit der Eroberung des Landes durch Alexander den Großen bis jezo, von Rodgia.

unter dem Nahmen der Retima eingeführt wird, und deren Glaubwürdigkeit von allen den vornehmen Hofleuten, bestätigt wird, die an diesen Festen Theil genommen, und noch am Leben sind, sehen wir, daß diese kleinen Zimmer eben so wohl zu den Vergnügungen der Liebe, als zu den Freuden der Tafel, gedient haben. Zu den ersten ließ man nur solche Höflinge zu, die verderbt genug waren, um sich mit dem Monarchen gleichen Ausschweifungen zu überlaßen, oder niederträchtig genug, bloße Augenzeugen davon abzugeben. Die andere Gattung machte eine zahlreichere und ehrbarere Gesellschaft aus. Der Herr Graf und die Frau Gräfinn de Toulouse, und Mademoiselle de Charolois, die der hieroglyphische Schriftsteller Sévagi, Zelide und Fatme nennt, waren die Hauptpersonen davon. Alsdann gieng alles ganz sittsam zu; man trank sich bloß ein kleines Räuschgen, um den sinnreichen und witzigen Einfällen freyern Raum zu geben, und manchem boßhaften Ausdruck das Daseyn zu verschaffen, wodurch ein la Tremoille, ein d'Ayen, ein Maurepas, ein Coigny, ein Souvré u. a. m. dem Könige oft heilsame Wahrheiten hingeworfen, die aber unglücklicher weise in den Wind geredet waren. Wenn die Prinzessinnen weggegangen, oder auch wohl gar nicht zugegen waren, verwandelten sich diese Gelage in wahre Bacchanalien. Madame de Mailly, die wohl wehrt gewesen wäre, ein halbes Jahrhundert früher gebohren zu werden, liebte den Champagner, und hatte auch dem Könige diesen Geschmack beygebracht. Man soff, Trotz unsern Voraltern, um die Wette, und einer versuchte, den andern unter den Tisch zu sauffen, bis nach langem Widerstande endlich vertraute Bediente kamen und alle Gäste ohne Unterschied, sowohl die Ueberwundenen als die Ueberwinder, wegtragen mußten.

Es bleibt immer ein Fleck für das Andenken der Gräfinn, daß sie ihren Liebhaber zu solchen Saufgelagen vermogt hat, ob wir gleich Ursach haben, zu glauben, daß er von Natur dazu geneigt war.

Wir schließen dieses aus einem andern Umstande, dessen obige Beschreibung erwähnt, daß Ludewig der XV. nehmlich ein Vergnügen daran fand, selbst zu kochen; eine unedle Belustigung, die an und vor sich selbst zwar eben nicht verwerflich, aber deshalb zu tadeln ist, weil sie eine Seele ankündigt, die nicht sehr gewohnt ist, sich mit großen und erhabenen Gedanken zu beschäftigen, da doch die Seele eines Monarchen keine andre, als solche, denken sollte. Dem Cardinal wäre es aber auch nicht gelegen gewesen, wenn der König sich mit großen Gedanken beschäftigt hätte, und die Buhlerinn handelte also bloß nach dem ihr vorgeschriebenen Plan. Die Zeit war noch nicht gekommen, da diese kleine Zimmer der Schauplatz der Staatsangelegenheiten und politischer Unterhandlungen seyn sollten. Indessen war der Hof nicht ohne Stürme und heimliche Verwickelungen. Es ist Zeit, daß wir zur Erzählung derselben zurück kehren.

Herr de Chauvelin fiel als ein Opfer derselben, welches viel Aufsehen machte. Dieser Minister aus einer Familie, die sich in Justitzstellen hervorgethan hatte, und der Oberpräsident im Parlamente war, hatte schon in diesem Posten eine große Rolle gespielt, und seit dem Falle des Herrn d'Armenonville, und der darauf erfolgten Abdankung des Grafen de Morville, seines Sohns, die Stellen dieser beyden Staatsmänner davon getragen. Ihm waren die Siegel und das Departement der auswärtigen Angelegenheiten zugleich anvertraut worden. Man kann nicht sagen, daß er diesen beyden Stellen nicht gewachsen gewesen; er hatte alle nöthige Eigenschaften, sie gut zu verwalten. Seine Kenntniß der Gesetze, der Justitz, und der Pflichten der Justitzbedienten, seine Rechtschaffenheit, Standhaftigkeit und lange Uebung im Collegio machten ihn überaus geschickt zum Chef de Justice; sein feiner Verstand, sein erhabner und dabey doch auch biegsamer Geist, sein einschmeichelndes Wesen, sein tiefes Studium der Menschen und der Staatskunst, seine großen Aus-

 sichten,

sichten, seine weit aussehende Entwürfe, sein ausgebreiteter Briefwechsel hingegen kamen ihm zu seinen übrigen Verrichtungen treflich zu Statten. Ueberdies ließ er sich leicht sprechen, war liebreich, überaus angenehm im Umgange, von allen Hofgeschäften genau unterrichtet, ein Feind der Ziererey, arbeitsam, und rasch in Ausfertigung seiner Geschäffte, denen er willig einen Theil seiner Nachtruhe aufopferte. Dies waren die würklich erhabenen Verdienste eines Mannes, dessen gleichen man nicht viele sieht; ein in allen Stücken vollkommener Minister, wenn er nicht einen Fehler gehabt hätte, der großen Talenten gemeiniglich anklebt, nehmlich einen unbändigen Ehrgeitz. Ob ihm gleich der Kardinal, in dem Bewußtseyn und Selbstgefühl, daß er ihm an Einsichten nicht gleich kam, sein ganzes Zutrauen zugewandt hatte, so ärgerte sich dieser doch darüber, daß er nur der zweete seyn sollte, und von den Fähigkeiten, die er bey sich fühlte, nur zum Theil Gebrauch machen konnte. Ueberdies stand er mit den größten und vornehmsten Herren des Hofes in Verbindung, lebte mit ihnen auf einen freundschaftlichen Fuß, aber ohne Niederträchtigkeit; war ungemein beliebt bey den vornehmsten Damen, die im größten Ansehn stunden, selbst bey den Prinzessinnen, und hatte sich dadurch einen starken Anhang gemacht, der beständig um ihn war und sich seiner annahm. Diese Parthey war zugleich die Parthey des Herzogs von Bourbon. Die Herzoginn, seine Mutter, eine stolze, gebieterische, heftige, rachsüchtige und unruhige Dame, die durchaus eine große Rolle spielen wollte, war die Seele dieser Parthey, die zum Unglück nicht die stärkste war. Sie ward von der Parthey von Rambouillet aufgewogen, wenigstens zum Stillsitzen gezwungen, zu welcher sich noch der Herzog von Orleans und du Maine geschlagen hatten. Herr de Chauvelin hatte zu viel Verstand, um sich, ohne Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, in ein gefährliches Unternehmen einzulassen; er begnügte sich also damit, die Zuneigung seiner

ner Beschützer beyzubehalten und die Entwürfe seiner Feinde zu vereiteln, denen er durch seine rastlose Wachsamkeit immer auf die Spur kam. Dabey suchte er sich bey jedermann beliebt zu machen, verweigerte nichts, was nur irgend in seinen Kräften stand, zu bewilligen, und that dies allemahl mit einer so freundschaftlichen Höflichkeit, die so viel werth war, als die erhaltene Gnadenbezeigungen selbst. Er nahm Leute von Verdienst wohl auf, und beschützte die Künste und Wissenschaften, um deren Flor er sich eifrigst verdient machte; die Fremden liebten und ehrten ihn und giengen immer zufrieden, oft voller Entzückung, von ihm; auswärtige Mächte fürchteten ihn, weil er mit seiner feinen List bis in ihre Kabinetter drang und von allem sich Kenntniß zu verschaffen wußte. Er hoffte, baldigst an die Stelle des Premierministers zu kommen, als er sich in ein Unglück verwickelt sahe, das er nicht hatte voraus sehn können. Man beschuldigte ihn, daß er bey Schließung des Wiener Friedenstracktats den Vortheil der mit Frankreich allirten Mächte dem Vortheile des Kaysers aufgeopfert, weil er diesem Fürsten nicht ungleich härtere Bedingungen vorgeschrieben hätte, die derselbe in seiner bedrängten Lage würde haben eingehn müssen. Man gab ihm gar Schuld, daß er sich zu einem so schändlichen Schritt hätte durch Geld bestechen laßen. Der König selbst, der sich bey dieser Gelegenheit, und in der Folge allemahl, wie ein gemeiner Unterthan, und bloßer Freund des Kardinals, aufführte, gab den Chauvelin bey diesem letztern an, und rieth ihm, ihm aufzupassen. Seine Majestät versicherte, gewiß zu wissen, daß Chauvelin des Kardinals Zutrauen mißbrauchte; dieser aber, der bey seinem Alter ungern eine ihm so nöthige Stütze, als Chauvelin war, entbehren wollte, rechtfertigte denselben immer und schrieb alles, was man gegen ihn aufbringen wollte, der Eifersucht anderer zu. Endlich entdeckte man dem Premierminister die Verbindung des Siegelbewahrers mit dem Hause Condé und dies war denn ein unver-

zeyhliches Verbrechen. Er ward aufgehoben und nach einer Festung gebracht, wo man ihn, wie einen Staatsverbrecher, mit niemanden, selbst nicht von seiner Familie, sprechen oder zusammen kommen ließ. Für einen Verräther seines Königs war diese Strafe zu gelinde und für einen bloßen Verdacht zu hart. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man keine Beweise gegen ihn aufbringen konnte, weil sein Gefängniß von kurzer Dauer war und in eine bloße Verweisung nach Bourges verwandelt ward, wo er die Besuche, die man ihm machte, erwiedern und Briefe bekommen und wegschicken durfte. Die Siegel kamen zum drittenmahl in die Hände des alten d'Aguesseau, und der Finanzintendant, Herr Amelot, ward zum Staatssekretär bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erhoben.

Dieser neue Minister, aus einer in den Staatsfach bekannten Familie, hatte sich niemals auf dieses Fach gelegt. Bloß sein Nahme sprach für ihn; zu Unterhandlungen war er gänzlich ungeschickt. Keine der durchdringenden Eigenschaften seines Vorgängers half seiner Unwissenheit auf; er stellte nicht einmahl eine zu seinem Amte taugliche Person vor, denn er stammelte, welches an einem Manne ein wesentlicher Fehler ist, der täglich mit den feinsten und gewandtesten Männern von Europa Konferenzen zu halten hatte. Zum Glück fand er unter den Sekretären seines Departements sehr geschickte Arbeiter, um ihm in den kützlichen Ausarbeitungen seines Postens zu helfen, die seit langer Zeit diese Geschäfte unter Händen hatten, und die Vortheile Frankreichs und anderer Mächte aufs genaueste kannten. Diese Unterministers, auf die der Neid niemals seine Pfeile so, wie auf den vorsitzenden Minister, zu richten pflegt, und die den Veränderungen nicht so sehr, als jener, unterworfen sind, weil Leute von großer Fähigkeit und Kenntniß in diese Stelle gesetzt werden müssen, und solche Talente nicht anders, als durch lange Uebung erlangt werden können, sind die rechten eigentlichen Staatsmänner, denn ihre Vorgesetzten

setzten werden öffters verändert, sie aber sterben in ihren Bedienungen. Auch sind diese einem angehenden Minister unentbehrlich, und wenn er geschickt und klug ist, wird er sie glimpflich und gut behandeln. Herr Amelot aber, der, wie alle kleine Geister, hochmüthig und auf seinen Rang eifersüchtig wahr, nahm sich vor, den Herrn Pecquet, einen der vornehmsten Sekretärs des Departements, zu stürzen, den er nicht leiden konnte, weil derselbe, und zwar mit Recht, das ganze Zutrauen des Herrn de Chauvelin gehabt hatte. Er beschuldigte ihn eines verdächtigen Briefwechsels mit diesem Verbannten, und einer strafbaren Verweigerung, ihm, seinem neuen Oberhaupte, Geheimniße zu entdecken, wozu er den Schlüssel hätte. Ohne alle weitere Untersuchung ward also dieser Mann aufgehoben und so hart gefangen gehalten, daß man auch seine Frau nicht einmahl zu ihm ließ. Glücklicher weise that diese Bestrafung dem Beklagten bey dem Publickum nicht den geringsten Schaden. Seine Redlichkeit war so allgemein bekannt, daß auch nicht der Verdacht des leichtesten Verbrechens auf ihn fiel, sondern sein Unglück ward lediglich der niederträchtigen Eifersucht des Ministers zugeschrieben, der sich dadurch bey Fremden und Einheimischen verhaßt machte.

Der Kardinal sahe bald ein, wie unrecht er gehandelt hatte, sich eines solchen Gehülfen zu berauben, wie Herr de Chauvelin war; dies brachte ihm einen Ekel gegen die Geschäfte bey, und er war im Begriff, das Staatsruder in andre Hände zu übergeben. Er wählte den Grafen von Toulouse zu seinem Nachfolger, oder dieser ward ihm vielmehr dazu vorgeschlagen. Dieser Prinz, der von Natur träge, und nun schon in einem Alter war, da man noch träger zu werden pflegt, dessen Gesundheit überdies geschwächt und dessen Geist noch von dem ganz neuerlichen Verlust seines Bruders, des Herzogs du Maine, niedergeschlagen war, drängte sich eben nicht zur Verwaltung der Regierung; allein das dringende Anhalten des Premierministers und selbst des

jungen

jungen Königs, den er zärtlich liebte, noch mehr aber das Verlangen der Gräfinn und aller derer, die um ihn waren, und von seinem Ansehn Vortheil zu ziehn gedachten, bestimmte seinen Entschluß. Die Maaßregeln waren genommen, daß der König ihn zu Rambouillet zum Premierminister ernennen sollte, wo er mit seinem Hofstaat einen Theil des Herbstes zuzubringen gedachte, als der Tod des Grafen diesen Entwurf vereitelte. Er war schon zweymahl wegen Steinschmerzen geschnitten worden und litt seine Schmerzen zwey und zwanzig Tage lang mit wahrem Heldenmuth. Kurz vor seinem Ende ließ er den Herzog de Penthievre, seinen einzigen Sohn, vor sich kommen und gab ihm die herrlichsten Lehren. Er ward allgemein bedauert, und verdiente es auch; seine Gemahlinn besonders war untröstlich.

Ludewig der XV. ließ sich täglich nach dem Befinden des Kranken erkundigen und alle Großen folgten diesem Beyspiel. Im allergefährlichsten Augenblick kam der Königliche Wundarzt, la Peyronie, und verlangte, Se. Hoheit, ungeachtet ihres schlimmen Befindens, zu sprechen. Der Herzog de Noailles, des Kranken Schwager, hofte eine gute Wirkung von diesem Zuspruch, wollte ihn aber doch vorher davon benachrichtigen, und sagte ihm, daß er wohl hingehn und die Botschaft, so der König schickte, anhören wollte, weil er selbst bey seiner Entkräftung dazu nicht aufgelegt wäre. Allein der Sterbende rief seinen schon fliehenden Geist zurück und sagte, daß er selber noch dieser Ehre genießen wollte. Darauf tritt der Wundarzt herein, und sagt dem Prinzen, wie sehr sein Zustand dem König beunruhige. Der Prinz, mit einer Gegenwart des Geistes, worüber alle Anwesende erstaunen, die ihn den Augenblick vorher noch in der tiefsten Ohnmacht gesehn hatten, bittet ihn, dem Könige seine Ehrfurcht, Erkenntlichkeit und Treue zu versichern und trägt ihm die freundschaftlichsten Komplimente an den Kardinal auf, dem er hauptsächlich seine Gemahlinn und seinen Sohn empfielt. Kaum hat er

dies

dies gesagt, so fällt er in seine vorige Ohnmacht zurück, und stirbt als ein vollkommener Hofmann. 1 Dec. 1737.

Dieser Vorfall zerstörte alle Entwürfe des Königs und seines Ministers. Dieser vergaß nun den Entschluß, abzudanken; seine Nebenbuhler aber arbeiteten noch immer heimlich fort, ihn zu stürzen. Damals entstand der so genannte **Krieg der Myrmidonen**, der in einem Bündniß einiger jungen Herrn vom Hofe mit der Gräfinn de **Mailly** bestand, dessen Endzweck man niemahls recht erfahren hat, und den sie wohl selbst nicht wußten, woran aber vermuthlich die Parthey des Hauses Condé Schuld war, die den Herrn de Chauvelin wieder ans Ruder zu bringen hofte. Der dabey mit verwickelte Herzog d'Antin ward verbannt, ob er gleich ein Sohn der Gräfinn von Toulouse war. Bey dieser Gelegenheit ward die Denkungsart Ludewig des XV. seine Schwachheit, seine Sorglosigkeit und die wenige Schonung, die er selbst gegen seine vertrautesten Lieblinge bewies, recht sichtbar. Sein Kammerjunker, der Herzog de la Tremoille, den Se. Majestät mit ihrer Freundschaft beehrte, bat den König, als er das Bündniß verrathen sahe, daß er ihn nicht bey seinem **Mentor** als einen Theilnehmer angeben mögte, weil er sonst seine Rache würde fürchten müßen. Der König versprach es ihm, das erste aber, was er that, war, daß er sein Versprechen brach. Der Kardinal machte dem Herzog bittre Vorwürfe, der sich aufs leugnen legte, aber grausam stutzte, als ihn der Kardinal warnte, eine Sache nicht ferner zu läugnen, die der König selbst ihm hinterbracht hätte. Dies brachte den Herzog ungemein auf und sobald er den König sprach, erklärte er ihm, daß er als Unterthan und Bedienter von ihm fortfahren würde, diese doppelte Pflichten zu erfüllen, bat ihn aber zugleich, ihn aus der Zahl seiner Vertrauten auszustreichen, und sagte ihm mit dürren Worten, er könne sein Freund nicht mehr seyn. Eine edle und dreiste Erklärung, die diesen Herrn, den man für einen bloßen windigen Höfling ansah,

ansah, als einen würklichen Philosophen darstellt! Wir führen diese Anekdote hier mit Vergnügen an, weil sie die erste wieder gut macht, die seinem Andenken eben nicht rühmlich ist.

Jedermann weiß, daß der Herzog de la Tremoille viel Verstand hat, und daß man ihm einen der witzigsten und angenehmsten Romane *) unsers Jahrhunderts zuschreibt; aber nur wenige Menschen wissen, daß er ein Weiser war. Er gieng, von dem Augenblicke an, nicht mehr in die Versammlungen in den kleinen Zimmern, und was auch Ludewig der XV. für Mühe anwandte, ihn von seinem gefaßten Vorsatz wieder abzubringen, so war er doch unbeweglich und schränkte sich pünktlich auf seine Verrichtungen, als Kammerjunker, ein. Eines Tages sogar, als er auf einem Ball war, dergleichen bey dem Dauphin gehalten wurden, um denselben im Tanzen zu üben, und ihm zugleich eine Lustbarkeit zu verschaffen, ward er als ein vortreflicher Tänzer aufgefordert, seine Kunst vor dem Kronprinzen sehn zu lassen. Er that es und die Gesellschaft klatschte ihm noch ihren Beyfall zu, als der König hineintrat. Er erkundigte sich nach der Ursach des Klatschens und erfuhr sie. Er bat darauf den Herzog de la Tremoille, ihm zu Gefallen noch einmahl zu tanzen; der Herzog entschuldigte sich aber damit, daß er sich den Fuß vertreten hätte, und also nicht Gehorsam leisten könnte.

Die Händel deren wir eben Erwähnung gethan haben, waren der letzte Versuch gegen die Gewalt des Kardinals, den er auszustehn hatte. Die übrige Zeit seiner Staatsverwaltung gieng ohne fernern Sturm vorüber und endigte sich, so wie sein langes Leben, im Frieden. Je älter sein Königlicher Mündel ward, desto ergebner war er ihm. Den Glanz des

*) Angola, welchen sich der Ritter de la Morliere zugeeignet hat, nach der Aussage vieler Leute aber unter den Papieren des Herzogs de la Tremoille, nach dessen Tode, handschriftlich aufgefunden worden.

des Throns und die Vorstellung bey Feyerlichkeiten abgerechnet, hätte man ihn für den ersten Unterthan des Kardinals ansehn sollen, der seiner Seits wieder von zween ganz gemeinen Menschen regiert ward. Einer davon war der Abbé **Couturier**, Vorsteher des Stifs St. Sulpiz, der, ohne bestallter Beichtvater des regierenden Ministers zu seyn; sein Gewissensrath im großen war, und ohne das Register der Pfründenvergebungen zu führen, alles im geistlichen Departement dirigirte. Dieser grobe Mensch hatte nicht die geringste Erziehung, bey allem seinem tölpischen Wesen aber doch die Geschicklichkeit gehabt, den Geist des Kardinals zu fesseln und biegsam zu machen, so daß er unter demselben der Austheiler aller geistlichen Gnadenbezeigungen geworden war. Mit seinem ungeheuren Filz auf dem Kopfe *), dessen heruntergeschlagene Krempen seine breite Schultern deckten, mit der weißen Halskrause und im groben Tuchkittel, sahe er sein Vorzimmer täglich von den vornehmsten Herren des Reichs angefüllt. Sein Stift war der Sammelplatz aller vornehmen Abbés geworden, die gern Prälaten werden wollten, und da er den Jesuiten ergeben war, so hatte er dasselbe zum Zufluchtsort für den Molinismus gemacht, wovon es noch itzo angesteckt ist. Der andre war Barjac, Kammerdiener des Kardinals und folglich der Diener und das Werkzeug seiner Vergnügungen und der Vertraute seines Kummers. Er kannte genau die schwachen Seiten seines Herrn und wußte sie treflich zu nutzen, indem er ihnen mit der feinsten Geschicklichkeit schmeichelte. Er wars, der, kurz vor dem Tode des neunzigjährigen Greises, ihm die wohlausgesonnene Galanterie machte, ihm am heiligen drey Königstage zwölf Gäste beyderley Geschlechts vom Hofe zu einer Abendmahlzeit zusammen zu laden, die alle älter waren, als der Wirth,

so

*) Seit der Zeit nennen die jungen geputzten Abbés die alten Geistlichen, die der im Text beschriebenen alten Mode getreu bleiben, spottweise die grossen Hüte.

so, daß der Kardinal, als der jüngste in der Gesellschaft, um den Kuchen ziehen mußte. Mit solchen feinen und ununterbrochenen Schmeicheleyen konnte es dem Barjac wohl nicht fehlen, sich bey dem Kardinal in vorzügliche Gunst zu setzen. Durch seinen Canal flossen beynahe alle Gnadenbezeigungen, besonders im Finanzfache, und davon fiel immer etwas für ihn ab, so daß er bey dem Tode seines Herrn Besitzer eines großen Vermögens war. Dies waren also die beyden Leute, die, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, seit dem Fall des Herrn de Chauvelin, das meiste vermogten. Indessen überließ der Kardinal aus einem natürlichen Antriebe von Billigkeit und Mäßigung jedem Staatssekretär die Vergebung der Bedienungen in seinem Departement; weil sie selbst aber vom Kardinal abhingen, bezeigten sie doch immer viel Achtung gegen seine Lieblinge.

Was den König betrifft, so lebte derselbe in einem vorgeschriebenen und abgemeßnen Zirkel von Privatbeschäftigungen und Lustbarkeiten. Die einzige Verrichtung, die er sich als König unterzog, weil er es nicht ändern konnte, war, daß er den wichtigen Berathschlagungen im Staatsconseil beywohnte. Da fieng er an, seine gute Beurtheilungskraft zu entwickeln, die sich aber damals noch nicht zeigte; denn, weil sein Conseil aus tüchtigen und erfahrnen Ministern bestand, so verlor sich seine Meynung gleichsam in der ihrigen, und aus rühmlicher Bescheidenheit trat er immer der Meynung des Kardinals bey, für dessen Alter und einmahl angenommene Ueberlegenheit er immer viel Achtung beybehielt. Allein die Richtigkeit dieses Gefühls von Recht und Unrecht konnte doch der Kenntniß des Führers nicht entgehn, und das kann ihm die Nation niemahls verzeyhen. Wie glücklich hätte Frankreich werden können, wenn er diese herrliche Eigenschaft seines Königlichen Zöglings bearbeitet, die Trägheit desselben durch den Sporn der Pflicht, der öffentlichen Wohlfahrt, und, wenn diese zu stumpf gewesen wären, durch den Stachel der Ehre in Thätigkeit verwan-

verwandelt, ihn frühzeitig zur Arbeit angewöhnt, und ihm solche dadurch zu einem Spielwerk gemacht hätte. Aber nichts von alle dem. Seine Erziehung war vernachläßigt, und er hatte den jungen Prinzen, in den Jahren der Thätigkeit und der Kraft, so in Trägheit und Fühllosigkeit versinken laßen, daß kluge Leute schon damals die traurigen Folgen beseufzten, die daraus für die ganze Zeit seiner Regierung entstehn mußten. Der König überließ sich dem blutigen Vergnügen der Jagd und verderbte seine Gesundheit durch Unmäßigkeit bey der Tafel; Madame de **Mailly** hielt ihn durch eine andre eben so schädliche Uebung in Athem. Da er indessen sich der Nothwendigkeit schlechterdings nicht ganz entziehn konnte, die alle Menschen, nur einen mehr den andern weniger, antreibt, sich mit irgend etwas zu beschäftigen, so verrichtete er zuweilen Küchenarbeiten wie wir oben gesehen haben, zuweilen drechselte er auch. Zum neuen Jahre 1739 hatte er eine Art von Tabatieren aufgebracht, die er selbst erfunden. Sie bestanden aus einem runden Stück Holz, das noch mit seiner Borke bedeckt und inwendig ausgehöhlt war; ein Handwerksmann hätte sich geschämt, so etwas für seine Arbeit auszugeben. Er drechselte derer verschiedene, die er an seine Höflinge verschenkte, und jeder wollte eine solche Dose haben. Uebrigens war er unermüdet im Fragen, und das beweist einen Verstand, der begierig ist, sich zu unterrichten. Zum Unglück waren seine Fragen entweder nichts bedeutend oder betrafen Gegenstände, die mit den Pflichten eines Königs keine Verbindung haben. Er sprach viel von der Physick, Astronomie und Botanick. Wenn er irgend einen Prälaten oder Abbé zu fassen kriegte, so tummelte er denselben über den Punkt der lateinischen Sprache und der Kirchenliturgie, worinn er sehr bewandert zu seyn schien. Dies war eine Folge von der Erziehung, die ihm sein Lehrer gegeben, der die Religion, als einen heilsamen Zügel für die Monarchen, betrachtet hatte, aber alles nur in dem Geiste seines Ordens; nehm-

lich als ein Mittel, den Eingriffen vorzubeugen, die ein Monarch, nicht in die Ruhe, in das Eigenthum und in die Freyheit seiner Unterthanen, sondern in die Rechte, Privilegien, Freyheiten und anmaßlichen Exemtionen der Geistlichkeit, zu unternehmen sich einfallen laßen könnte. Solcher Gesinnungen hatte er demselben mehrere beygebracht, und ihn mehr auf den Buchstaben als auf den Geist aufmerksam gemacht. Dafür beobachtete auch Ludewig der XV. alle Religionsgebräuche und Ceremonien, bis auf die geringsten Formalitäten und Kleinigkeiten, auf das allergenaueste. Bey seinen größten Ausschweifungen unterließ er niemals sein Morgen- und Abendgebet. Täglich wohnte er aufs regelmäßigste der Messe bey. Er hatte ein Kirchengebetbuch, von welchem er kein Auge verwandte, und die Bewegung der Lippen bewieß, daß er jedes Wort stille hersagte. Er versäumte weder die Vesper, noch die Predigt, noch die Abendandachten vor den Festtagen. Den Dienern der Religion wollte er von jedermann die Ehrfurcht gewidmet wissen, die er selbst für dieselben hegte. Gegen die Religionsspötter hatte er einen Abscheu, und deswegen konnte er auch den Voltaire, der ihm doch so viel läppische Schmeicheleyen verschwendete, nicht ausstehen.

Dieser Geist der Andacht war es auch vermuthlich, der den jungen König antrieb, in dem Zeitraum, den wir jetzt beschreiben, zwey Werke der Andacht zu verrichten, die sehr in die Augen fielen. Den 1. Septbr. 1736 kam er nach Saint Denis, und wohnte der feyerlichen Seelmesse für Ludwig den XIV. bey. Dies war das einzige mahl, daß der König seinem Uraltervater diese Liebespflicht entrichtete, dahingegen die legitimirten Prinzen solche niemals versäumten. Der General der Benedicktiner, der ihn bewillkommte, ermangelte nicht, ihm zu verkündigen, daß er, nach der Verheißung Gottes, mit langem Leben und einer glorreichen Regierung belohnt werden würde. Diese Prophezeyung, die um nichts glücklicher war, als die von uns schon angeführte

Prophe-

Prophezeyung des Russischen Czaars, beweist, daß der rechtgläubige Mönch eben so schlecht im Buche des Schicksals lesen konnte, als der ketzerische Fürst.

Im Jahr 1738, welches das hunderste war seit dem Gelübde Ludewig des XIII. dem dieser Monarch, wie er glaubte, die Geburt Ludewig des XIV. zu verdanken hatte, befahl der Urenkel des letztern, daß die Prozession, welche zu Paris jährlich am Tage der Himmelfahrt Mariä in der Kirche Unsrer lieben Frauen gehalten zu werden pflegt, diesesmahl mit mehr als gewöhnlichen Feyerlichkeiten gehalten werden, und die drey obersten Gerichtshöfe, die Geistlichkeit und das Conseil dabey gegenwärtig seyn sollten.

So dachte der abergläubische Monarch, den Himmel zu bestechen, und, durch äußerliche Frömmigkeitswerke, seine Ehebrüche und Blutschande wieder gut zu machen.

Nach dem Tode des Grafen von Toulouse hörte Ludewig der XV. nicht auf, weil er sich einmahl daran gewöhnt hatte, nach Rambouillet auf die Jagd zu gehn. Dies dauerte noch zwey Jahre, und würde vielleicht noch länger gedauert haben, wenn nicht der Abbé de Saluberri, der Gewissensrath der Gräfinn von Toulouse, der sie und das ganze Haus unumschränkt regierte, durch sein filziges und karges Betragen gegen das Gefolge des Königs, den vornehmsten Bedienten desselben einen Widerwillen gegen diesen Ort beygebracht hätte, die dann den König nach und nach von da weggewöhnten. Ueberdies kaufte er von dem Herzog de la Valliere das Schloß Choisi. Dieser Aufenthalt gefiel ihm, und er legte sich darauf, ihn seiner würdig zu machen.

Ludewig der XV. fieng damit an, das Gebäude zu erweitern, weil es nicht geräumig genug war. Unter andern Sachen bewunderte man am meisten ein kleines Zimmer, welches über dem Zimmer des Königs angebracht war, mit dem es durch eine geheime Treppe zusammenhieng. Dies war das Zim-

1739. mer der Favoritinn: „Die feine Bildschnitzerarbeit, „die Vergoldungen, die geschmackvolle Meublen, „die viele vortrefliche und gut angebrachte Spiegel „erhoben die sonst einfache Verzierung des Zimmers „und gaben ihm ein überaus reizendes und verführe- „risches Ansehn. Alle Künste waren erschöpft in Her- „vorbringung aller Bequemlichkeiten, die der gute „Geschmack und die Galanterie nur irgend gewähren kann." So drückt sich ein gleichzeitiger Schriftstel- ler aus *), dem wir wörtlich nachgeschrieben haben, damit man durch die Vergleichung von den Fortschrit- ten des Luxus in wenigen Jahren urtheilen könne. Wenn der Verfasser **), den man für einen der witzigsten und geschmackvollesten Hofleute Ludewig des XV. hielt, damals schon über so ein Zimmer er- staunte, was muß er nicht in der Folge bey Erblickung der Meisterstücke der Wollust und Ueppigkeit em- pfunden haben, deren Erfindung man unsern heuti- gen Circen, der Pompadour und Dubarri zu verdanken hat!

So war also der Pallast beschaffen, der den Mo- narchen der satirischen Neugier der Höflinge, und zugleich der oft ungestümen und gefährlichen Beschwer- den des Volks entziehen sollte. Da sollten nun die geheimnißvollen Lustbarkeiten mit seiner Maitresse und seinen Lieblingen gefeyert werden. Deshalb machte er auch einen derselben zum Stadthalter da- selbst, nehmlich den Sohn des Marschalls, Herzogs de Coigny, und kam oft dahin, weil die kleinen Zimmer zu Versailles von gar zu vielen Argusaugen beobachtet wurden. Ueberdies war die Lage von Choisi ungemein angenehm. Am Ufer der Seine, nahe bey einem Walde, begünstigte die Ländlichkeit sowohl als die Einsamkeit, deren man dort so oft genießen konnte, als man wollte, kurz alles, den Geschmack und die Vergnügungen Ludewig des XV. der

*) S. die Aneckdoten von Persien.
**) Man hat die Aneckdoten von Persien dem Her- zoge de Nivernois zugeschrieben; er hat es aber niemals gestehn wollen.

der es gar nicht überdrüßig ward, sondern im Gegentheil noch beständig an der Verschönerung desselgen arbeitete. Er schuf das so genannte Schlößgen (petit chateau) diesen noch geheimern Schauplatz seiner Ausgelaßenheiten, wo die in der Folge durch den berühmten Loriot zur Vollkommenheit gebrachte Confidenztafel befindlich ist, die durch den Boden herunter gelaßen und, mit neuen Gerichten besetzt, wieder in die Höhe geschoben wird, so wie auch die bequemen Nebentischgen (servantes) *), die ohne Unterlaß die seltensten Weine herführen, die man daselbst verschwenderisch fließen läßt. In der Zeit also, da ein eckelhafter Luxus von unsern Prunkgelagen die Freude und Ungezwungenheit unserer Vorfahren verbannte, weil wir uns von einer Menge Bedienten umgeben sahen, die unsere privilegirte Ausspäher sind, ward bey Hofe die Mode eingeführt, sich diese beständige Aufpasser vom Halse zu schaffen und sich selbst zu bedienen. 1739.

Es war auch ein kleines aber niedliches Theater zu Choisi. Eines Tages ward daselbst Aesop am Hofe gegeben. Der König fand dieses Stück von Boursault schlecht und unanständig und verbot, es wieder aufzuführen. Man muß sich erinnern, daß in diesem sehr moralischen Lustspiel ein Auftritt vorkommt, da ein Fürst seinen Höflingen erlaubt, ihm allerhand Wahrheiten zu sagen, und ihm seine Fehler vorzuhalten. Alle loben ihn über die Maaße; ein einziger hat das Herz, ihm vorzuwerfen, daß er den Wein liebt und sich berauscht; ein gefährliches Laster an jedem Menschen, hauptsächlich aber an einem Regenten! Madame de Mailly hatte Ludewig den XV. zum Trunk gewöhnt; er glaubte also, die Königinn hätte, um ihm einen Stich zu geben, Aesop am Hofe auf die Liste setzen laßen; er gab darüber dem Kammerjunker sein großes Mißvergnü-

*) Eine Art kleiner Tische, die den Gästen zur Seite stehn, um Wein und dergleichen darauf zu setzen. Es pflegen Karten und ein Bleystift darauf zu liegen, damit man aufschreiben könne, was man haben will.

1739. gen zu erkennen, und bewies bey dieser Gelegenheit nur zu deutlich, daß er die Wahrheit fürchtete, und das war das sicherste Mittel, sie auf immer vom Thron zu entfernen. Es sey uns erlaubt, hier zur Ehre Ludewig des XVI. anzuführen, daß derselbe die Aufführung dieses von seinem Großvater verworfnen Lustspiels selbst verlangt, daß er es vortreflich und voll vernünftiger Moral gefunden, die sich sehr wohl für Regenten schickt, und daß er befohlen hat, es öfters vor ihm aufzuführen *).

Ein guter Vater war Ludewig der XV. Er liebte seine Kinder mit der bürgerlichen Treuherzigkeit, die bey Fürsten so selten ist. Man kann also leicht denken, daß der Dauphin ihm vorzüglich am Herzen lag. Er besuchte denselben oft, und ließ ihn auch oft in sein Zimmer bringen. Diejenigen, die Gnaden zu erbitten haben, entdecken bald mit scharfen Blick die Wege, sie zu erhalten. Verschiedene bedienten sich sehr künstlich dieses Kanals. Eines Tages fand Ludewig der XV. in dem Zimmer des jungen Prinzen den kleinen ziemlich mittelmäßigen Vers:

Si le fils du Roi, notre maître,
Par son crédit faisoit renaître
En son entier ma pension;
(Chose dont j'aurois grande envie!)
je chanterois comme Arion:
Un Dauphin m'a sauvé la vie.

(Wenn der Sohn des Königs, unsers Herrn, mir durch seinen Einfluß wieder zu meinem ganzen Jahrgelde verhülfe: So würde ich mich sehr erfreuen, und mit Arion singen; Ein Delphin hat mir das Leben gerettet.)

Die

*) Wir haben diese Anecdote von den Schauspielern selbst, die das Urtheil und den Befehl aus des Königs Munde mit angehört haben. Aesop am Hofe ist auch würklich schon verschiedene mahl zu Versailles aufgeführt worden.

Die Bittschrift war von einem armen Offizier, dem man sein Jahrgeld gestrichen hatte. Der König bewilligte es, und ließ es ihm wieder auszahlen. 1739.

Ein anders mahl war die Frau eines Mannes, der Schulden wegen im Gefängniß saß, darauf gefallen, die Freyheit desselben von dem Thronerben zu erbitten. Sie wußte nur nicht, wie sie es anfangen sollte, ihn zur Annehmung ihrer Supplick zu bewegen, und wie sie seine Sinne rühren sollte, damit er in so zarter Kindheit aufmerksam darauf würde. Sie umwand also das Papier mit einer Blumenkette, und spielte damit vor seinen Augen, als der Prinz im Park von Versailles spatzieren gieng. Er bemerkte sie und winkte sie zu sich. Er kehrte es von allen Seiten um und zeigte es bey seiner Zurückkunft dem Könige. Die kleine List der Frau gefiel demselben und sie erreichte ihren Endzweck.

Ob man gleich die Prinzen in den Händen der Frauenzimmer zu laßen pflegt, bis sie sieben Jahr alt sind, so fand man doch den Dauphin an Leib und Seele reif genug, ihn vor dem gewöhnlichen Zeitpunkt der männlichen Führung anzuvertrauen. Jedermann weiß, von welcher Wichtigkeit die Wahl der Lehrer, selbst bey der Erziehung der Kinder von Privatpersonen, ist, wie viel mehr bey der Erziehung eines Kindes, von welchem einst das Schicksal von zwanzig Millionen Menschen abhangen soll. Es scheint eben nicht, daß **Ludewig** der XV. bey dieser Gelegenheit mit der nöthigen Beurtheilungskraft, als dem Kennzeichen der ächten Vaterliebe, zu Werke gegangen. Der Graf, nachmahls Herzog de Chatillon, der zum Oberhofmeister, die Grafen de Polastron und de Muy, die zu Hofmeistern, der Bischof von Mirepoix, der zum Lehrer, der Abt von Saint-Cyr, der zum Unterlehrer, der Marquis de Puy-guion und der Ritter de Crequi, die zu Hofjunkern ernannt wurden, sind alle nicht die Leute von vorstechenden Verdienst, die zu solchen Stellen erfordert werden, und viele davon hatten gar keine Verdienste. Wir sind so weit davon entfernt, 20. Nov. 1735.

1739. fernt, der grausamen Muthmaßung derjenigen beyzutreten, welche behaupten, daß der König dadurch habe verhindern wollen, daß sein Sohn dereinst nicht ein größerer Monarch werden sollte, als er selber wäre, daß wir dieselbe vielmehr durch folgende Gründe widerlegen wollen:

1) Wenn gleich der König in der Folge, aus Ursachen, die wir auch anführen wollen, gegen den Dauphin kaltsinnig geworden, so liebte er ihn doch damahls sehr zärtlich, und die vorerwehnte Eifersucht stimmt nicht mit den Empfindungen der Natur.

2) Diese schwarze und überdachte Verstellung und Verheimlichung der wahren Gesinnung verträgt sich nicht mit der freyen und zu Anstellung tiefer Betrachtungen nicht aufgelegten Jugend.

3) War Ludewig der XV. bey dem besten Willen, wohl fähig, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre eine Wahl zu treffen, die so kützlich, so schwer ist, und so viel kluge und gedachte Ueberlegung erfordert?

4) Ist es nicht ganz natürlich, zu glauben, daß er sich hierinn, wie in allen andern Stücken, auf den Kardinal de Fleuri verließ? Gewiß ist es, mag es doch zugegangen seyn, wie es will, daß die Jesuiten einen sichtbaren Einfluß bey diesen Ernennungen hatten, wovon die unglücklichen Folgen, die eine andre nicht weniger traurige Folge nach sich zogen, noch in unsern Tagen fühlbar sind.

Der Umstand, daß die erste Wahl der zur Erziehung des jungen Prinzen bestimmten Personen nichts taugte, ward dadurch noch schlimmer, daß der König, der hierbey gerade so verfuhr, wie bey der Verwaltung seines Reichs, immer die Einrichtungen derjenigen genehmigte, die er darüber gesetzt, und denen er in diesem Fach seine Gewalt übertragen hatte. Er erlaubte sich bloß, um Gnadenbezeigungen für seinen Sohn anzuhalten, aber ohne sie zu fordern und ohne es übel zu nehmen, daß man ihm öfters

Gegen-

Gegenvorstellungen machte, warum man sein Gesuch abschlagen müßte. Er ließ sich gern von dem Prinzen seinen kleinen Kummer und seine Anliegen erzählen; diese entsprangen gemeiniglich aus seiner stolzen Gemüthsart, die sich zu frühzeitig entwickelt hatte, weil die äußerlichen Zeichen der Ehrfurcht, die den Königskindern diejenigen, die um ihnen sind, beweisen, und wovon selbst die Erzieher und Lehrer nicht ganz frey sind, ihm die Kenntniß seines Ranges beygebracht hatten. Dieser Widerspruch beleidigte ihn; er konnte nicht begreifen, wie, mitten unter der allgemeinen Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, einige Privatpersonen den Ton der Vorgesetzten gegen ihn annehmen, ihm Gesetze vorschreiben, und beständig seinen liebsten Neigungen sich widersetzen könnten. „Der Herr Abt von Saint Cyr“, sagte er eines Tages zum Könige, „ist ein Mann, der „keinen Vernunftgründen Gehör giebt.“ „Ich begreife wohl“, antwortete ihm der König, „daß eure Vernunftgründe mit den seinigen nicht stimmen, „mit der Zeit werden sich beyde schon besser zusammen vertragen.“ 1739.

In diesem Ton der Freundschaft und der Vertraulichkeit unterhielt sich der Königliche Vater mit seinem Sohn. Man konnte ihm nicht angenehmer schmeicheln, als wenn man ihm einen witzigen oder muntern Einfall von seinem Sohn erzählte. Der Kardinal de Fleuri war einst bey der Mittagstafel des Prinzen zugegen, und wollte ihn zur Mäßigung seiner Leydenschaften, oder vielmehr zur gänzlichen Unterwerfung seines Willens, dadurch ermahnen, daß er ihm seine eigne Schwäche, und daß er nichts von sich selbst hätte, zu Gemüth führte. Er nannte alle Sachen her, die um ihnen waren, und fügte bey jeder hinzu: „Dieses, Prinz! gehört dem Könige; jenes kommt vom Könige; nichts von allen „diesen Dingen ist das Ihrige“. Der Dauphin hörte den Lehren mit Ungeduld zu, konnte sich aber länger nicht halten, sondern rief unwillig aus:

1739. „Nun! so mag auch alles dem Könige gehören, aber „mein Herz und meine Gedanken sind doch mein."

Wenn aber gleich der König den ganzen Werth eines Dauphins fühlte, der noch dazu der einzige Sohn war, und in Rücksicht der wichtigen Person, die er einst vorstellen sollte, sich viel mit demselben beschäftigte, so ist doch nicht zu läugnen, daß er mehr väterliche Zärtlichkeit für seine Töchter, und vorzüglich für die älteste Prinzessinn, zu haben schien. Er freute sich ungemein darüber, ihr die Anwartschaft auf eine Krone dadurch zu verschaffen, daß er sie mit dem Infanten von Spanien, Dom Philipp, vermählte. Diese Aussicht linderte den Schmerz, sie aus seinen Armen laßen zu müssen. Die Nation nahm Antheil an diesem Vorfall, denn er löschte den Ueberrest des alten Grolls wegen Zurückschickung der Infantin vollends aus, und befestigte mehr als jemahls die Einigkeit beyder Höfe. Das Beylager
16. Aug. ward mit aller ersinnlichen Pracht vollzogen. Die angenehmsten Lustbarkeiten, die herrlichsten Schauspiele, Ehrenpforten mit Sinnbildern und Inschriften, kurz alle mögliche kostbare Feyerlichkeiten folgten sich um die Wette und belustigten verschiedene Tage lang den Hof, die Stadt und die Fremden, die von allen Orten zusammen gekommen waren. Hauptsächlich machte das Feuerwerk in dem Bassin der Seine zwischen der neuen und Königsbrücke, vermöge der Lage des Orts, eine vortrefliche Würkung, deren Andenken noch itzo lebhaft ist, und wovon nachher kein Beyspiel mehr vorgekommen. Auch dies Feuerwerk wird in dem Fach der öffentlichen Belustigungen den Nahmen des Herrn Turgot merkwürdig machen, dessen Amtsführung übrigens durch nützlichere und dauerhaftere Denkmahle berühmt ist.

Die Prinzessinn war erst dreyzehn Jahr alt. Sie war ungemein liebenswürdig und von blendender Weiße. Mit einer reitzenden Freundlichkeit, wodurch sie alle Herzen gewann, verband sie ein edles Wesen und eine Würde, wodurch sie jedem Ehrfurcht ein-

einflößte. Sie ward der Liebling der Spanier, wie sie es bey der Französischen Nation gewesen war. Der Infant war zwanzig Jahr alt, und gab an körperlichen Reitzen und Eigenschaften des Geistes seiner erhabenen Gemahlinn nichts nach. 1739.

Der Kardinal de Fleuri war vielleicht der einzige Mensch in Frankreich, der sich über die immer fester geknüpfte Einigkeit zwischen diesen beyden Kronen nicht freute. Die Ursach war, weil er mit Betrübniß voraussah, daß diese Einigkeit Frankreich in einen unvermeidlichen Krieg verwickeln würde. Dies Feuer glimmte schon lange zwischen Spanien und England unter der Asche. Bis dahin war es ihm noch immer geglückt, einen offenbaren Bruch zwischen diesen beyden Mächten zu verhindern. Seit 1735 hatte er glücklich die Vermittlung des Königs zwischen Spanien und Portugall angewandt, welches von England aufgehetzt, und von einer furchtbaren Flotte unterstützt, die der Admiral **Norris** kommandirte, die Sache seines Gesandten vertheidigte, der zu Madrid das öffentliche Ansehn der Gesetze schwer beleidigt hatte *). Der verwegene Ton, dessen sich dieser General, mit den Waffen in der Hand, bedient und die Partheylichkeit seines Herrn bemäntelt hatte, hatte mehr Schrecken und Furcht, als Zutrauen, hervorgebracht. Und durch die Erklärung, daß er keinen andren Auftrag habe, als die Flotte von Brasilien zu decken, welche große Summen

*) Den 22ten Februar 1735, ließ der König von Spanien die Bedienten des Marquis de **Belmonte**, Gesandten von Portugall, in dem Pallaste desselben gefangen nehmen, mit der Beschwerde, daß sie öffentlich einen Mörder aus den Händen der Soldaten und Gerichtsdiener befreyt, die ihn führten; daß sie denselben im Triumph nach dem Hause des Gesandten gebracht, ihn dem zusammengelaufnen Volke aus einem Fenster des Pallastes gezeigt, und ihn nachher auf freyen Fuß gestellt hätten. Der König von Portugall ließ, um Repressalien auszuüben, zu Lissabon dagegen die Bedienten des Spanischen Gesandten fest nehmen.

1739. men für die Unterthanen des Königs von England am Bord hätte, hatte er den Spanischen Groll mehr angefacht als ausgelöscht.

Der Handel, den alle Nationen nunmehr anfiengen, für die Grundlage aller Staatskunst anzusehen, war die Quelle davon. Seit dem Utrechter Frieden hatten die Engländer die ausschließende Liefrung der Negersklaven für die Spanischen Kolonien, wofür der Regierung drey und dreyßig Piasters für jeden Kopf bezahlt wurden. Bey diesem auf vier tausend acht hundert Sklaven geschlossenen Kontrackt, sollten die acht hundert zollfrey gehn.

Die Handlungsgesellschaft de l'Assiento oder vom Südmeer, die diese Lieferung übernommen, hatte überdies die Erlaubniß, jährlich ein Schiff nach Mexiko zu schicken. Anfänglich sollte dieses nur ein Schiff von fünfhundert Tonnen seyn; seit 1717 ward man einig, daß es von acht hundert und funfzig Tonnen seyn könnte, und man kann denken, daß es leicht war diese Tonnenanzahl unter der Hand zu übersteigen. Eine Fregatte, die dem Schiffe folgte, unter dem Vorwande, ihm Lebensmittel zuzuführen, gieng ohne Unterlaß hin und wieder, füllte es mit neuen Waaren an, so wie die vorräthigen abgiengen, und so ward der Buchstabe des Kontrackts beobachtet, dem Sinne desselben aber offenbar zuwider gehandelt. Die Spanischen Gouverneurs ahndeten das Unrecht der Regierung an den Unterthanen, und daraus entstanden die beständigen Feindseligkeiten zwischen den beyden Nationen in der neuen Welt, nebst allen den Grausamkeiten und Abscheulichkeiten, wofür die Menschheit zurückbebt; denn mit habsüchtigen Nationen hat es dieselbe Bewandniß, wie mit einzelnen Geitzhälsen; sie verläugnen Großmuth und Billigkeit, und es giebt kein Laster, dessen ihr Geitz nicht fähig seyn sollte.

Die Küstenbewahrer erhielten Befehl, dem unerlaubten Handel der Engländer auf alle nur mögliche Weise Einhalt zu thun. Sie nahmen verschiedene Schiffe weg, und mißhandelten das Schiffsvolk.

volk. Der König von England forderte Genugthuung für die Plackereyen, Wegnahme der Schiffe, Confiscirung derselben und andre gegen seine Unterthanen ausgeübte Beraubungen. Er erhielt zur Antwort, er mögte nur erst selbst die Klagen abstellen, die man schon so lange vergeblich geführt hätte. Die Unterhandlungen dauerten über drey Jahre. Endlich schlossen beyde Mächte den 14ten Januar. 1739 zu Pardo einen Vergleich, kraft dessen sie sich, eine der andern, die gehabten Verluste vergüteten; das während des Zwistes vergossene Blut der beyderseitigen Unterthanen kam gar nicht in Rechnung; und der König von Spanien verstand sich lediglich zur Erlegung von fünf und neunzig tausend Pfund Sterling zur Vergütung der von den Spaniern weggenommenen Schiffe. Allein dieser Vergleich fand nicht einmahl Statt, ob ihn gleich das Englische Parlament genehmigt hatte. Die Handlungskompagnie beschwerte sich darüber, das Volk lehnte sich dagegen auf, und er ward also nicht befolgt. Der Herr von Voltaire erzählt diesen Vorfall so; 1739.

„Ein Schifspatron, Nahmens Jenkins, erschien im Jahr 1739 vor dem Unterhause. Er „war ein guter ehrlicher Biedermann, der, wie man „sagt, keinen unerlaubten Handel getrieben hatte, „auf dessen Schiff aber ein Spanischer Küstenbewahrer auf einer gewissen Höhe in den Gewässern von „Amerika gestoßen war, wo die Spanier keine Englische Schiffe dulden wollen. Der Spanische Kapitän hatte des Jenkins Schiff genommen, das „Schiffsvolk in Ketten gelegt, dem Patron aber die „Nase aufgeschlizt und die Ohren abgeschnitten. In „diesem Zustande erschien Jenkins vor dem Parlament und erzählte seinen Unfall mit der seiner Lebens- und Denkungsart angemeßnen Treuherzigkeit: „Meine Herren! sagte er, als man mich so verstümmelt hatte, bedrohete man mich mit dem „Tode, ich erwartete also denselben und empfahl meine Seele Gott und meine Rache dem „Vaterlande. Diese so kunstlos vorgetragene Worte

ent-

„erweckten ein Geschrey des Mitleids und des Un-
1739. „willens in der Versammlung, und der Londoner
„Pöbel schrieb an die Thüre des Parlaments: See-
„freyheit oder Krieg!"
Walpole, der eben so friedfertig dachte, als
Fleuri, mogte es anstellen wie er wollte, so mußte
er der Nation willfahren. Der kriegerische Enthu-
siasmus gieng so weit, daß ein Mitglied des Par-
laments sogar folgende Prahlerey schrieb: Wo ist
die Zeit, da ein Königlicher Minister sagte, daß
sich niemand unterstehen müßte, ohne Eng-
lands Erlaubniß, in Europa eine Kanone loß-
zuschießen? Indessen kam es doch nur nach und
nach und stufenweise zum Kriege. Die Engländer,
anstatt den Vergleich von Pardo zu erfüllen, laßen
eine starke Flotte an den Spanischen Küsten kreuzen.
Spanien bezahlt die Vergütungskosten nicht, und
21. Jul. fährt fort, die Englischen Schiffe wegnehmen zu
laßen. Der König von England erlaubt seinen Un-
terthanen, gegen die Spanier Repressalien zu ge-
brauchen, und theilt an Kauffahrer und Kaper Mar-
20. Aug. kebriefe aus. Der König von Spanien giebt öffent-
lich dieselbe Erlaubniß. Endlich erklärt England zu-
28. Nov. erst förmlich den Krieg, und Spanien thut dasselbe.
Die Würkungen erfolgen unverzüglich, und der Ad-
1. Dec. miral Vernon nimmt Portobello weg, und läßt
diese Niederlage der Schätze aus der neuen Welt,
den vornehmsten Ursprung des Zwistes, schleifen.
Das hieß gewissermaßen den Krieg gleich bey seinem
Anfange endigen. Diese Eroberung bahnte den Eng-
ländern den freyen Weg zu dem Handel, den sie bis-
her nicht anders als heimlich zu treiben gewagt hat-
ten; auch sahen sie diese That des Admirals als ei-
nen der größten dem Vaterlande geleisteten Dienste
an. Der Sieger empfieng in einem überaus rühm-
lichen Schreiben eine Danksagung beyder Parla-
mentshäuser. Man schmeichelte sich zu London mit
der baldigen Eroberung des ganzen Spanischen Ame-
rika; man glaubte, daß dem Admiral Vernon nichts
widerstehen könnte, und als er ein Jahr nachher
Cartha-

Carthagena belagerte und das Fort Bocachica, eins der vornehmsten Vertheidigungswerke der Stadt, weggenommen hatte, eilte man vorher, die Einnahme des Orts zu feyern; man ließ nehmlich eine Denkmünze schlagen, auf deren Rückseite erwehnter Hafen zu sehen war, mit der Umschrift: **Eroberung von Carthagena**; auf der Hauptseite war das Bildniß des Generals mit den Worten: **Dem Rächer des Vaterlandes**, und gerade damahls mußte der Admiral, nachdem einen Monath lang vergeblich gearbeitet worden, die Belagerung aufheben und sich zurück ziehn, nachdem er über die Hälfte seiner Truppen eingebüßt hatte. 1739. 5. April 1741.

Der Kardinal de Fleuri, dessen Gesinnungen immer friedfertiger wurden, jemehr er sich dem Grabe näherte, hätte gern den Frieden mit England beybehalten, und das System von wenigstens äußerlich so scheinender Mäßigung und Freundschaft fortgesetzt, welches der Reichsverweser angefangen, und wobey es auch der Herzog von Bourbon gelaßen hatte. Er hatte bisher alle Mühe angewandt, sich, selbst durch die größten Aufopferungen, mit dieser Macht auf gleichen Fuß zu erhalten, und als er durch verabredete Vernachläßigung des Französischen Seeweesens diesen Endzweck erreichte, glaubte er, das Seewesen entbehren zu können, und durch die Staatsklugheit im Kabinet doch das Uebergewicht zu behalten. Nunmehr sahe er seinen Fehler zu spät ein. Er merkte, daß man durch feine und staatskluge Unterhandlungen einer drohenden Gefahr zwar wohl auf einige Zeit ausweichen kann, daß aber das beste Mittel, das Uebergewicht zu erhalten, darinn bestehe, daß man dem Gegner an würklicher Macht überlegen sey. Dieser unvortheilhaften Lage ungeachtet, erforderte die Staatsklugheit sowohl als die Blutsverwandschaft, daß Frankreich Spanien nicht von der Englischen Seemacht aufreiben ließe, welcher die Französische, mit der Spanischen zusammen genommen, doch wenigstens Einhalt thun konnte. Und durch die klugen Anordnungen des Grafen de Maurepas,

1740. repas, der das Departement des Seewesens dirigirte, unterbrach die Französische Schiffsmacht würklich, so schwach sie auch war, den Fortgang ihrer Nebenbuhlerinn, und erhielt anfänglich so gar einige Vortheile, ward aber immer mehr geschwächt und hauchte so zu sagen in dem Seetreffen bey Toulon ihren letzten Seufzer aus, welches zwar nicht so viel Schaden that, als das Treffen von la Hogue, aber doch Ursach zur Trennung von der Spanischen Seemacht und gewissermaßen das Signal zu allen den Einbußen war, die Frankreich nach und nach erlitt. Ehe wir uns aber in die kleinen einzelnen Umstände dieser Seehändel einlaßen, wollen wir zuvor sehen, wie der Kardinal, dem dieser Krieg schon mißfällig genug war, noch in einen andern zu London verwickelt ward, und bey seinem Absterben Frankreich in traurigen Widerwärtigkeiten verflochten zurückließ, wofür er dasselbe während seiner ganzen Staatsverwaltung zu bewahren gestrebt hatte.

Der Tod des Kaysers Karl des VI. war die Ursach davon. Er kam unerwartet und plötzlich. Er war kaum fünf und funfzig Jahr alt, und konnte, seiner schwächlichen Umstände ungeachtet, noch immer hoffen, daß ihn der Tod Zeit laßen würde, den Entwurf der untrennbaren Vereinigung seiner Erbländer zum Besten seiner ältesten Tochter dadurch zu vollenden, daß er seinen Schwiegersohn von dem Reich zu seinen Nachfolger erwählen ließe. Er fieng an, diesen seinen Endzweck zu verstehn zu geben, und suchte, die Gesinnungen der Kurfürsten auszuforschen und für seinen Entwurf geneigt zu machen, als eine Unverdaulichkeit diesen Monarchen ins Grab und das Reich und seine geliebte Tochter an den Rand des Verderbens brachte.

Von dem Augenblick seines Todes an vereinigten sich alle Wünsche des Volks für seine neue Beherrscherinn, und diese Einmüthigkeit muß man für die vornehmste Stütze ansehn, die sie gehabt hat. Sie
7. Nov. empfieng unverzüglich die Huldigung der Oesterreichischen Stände zu Wien. Die Italienischen Provin-

zen

zen und Böhmen huldigten ihr durch Abgeordnete. 1740.
Vorzüglich erwarb sie sich die Liebe der Ungarn, wie Voltaire *) anmerkt, dadurch, daß sie sich gefallen ließ, den alten im Jahr 1222 abgefaßten Eyd des Königs Andreas des II. zu schwören: Wenn ich, oder einige meiner Nachfolger, es sey, wenn es wolle, eure Gerechtsame kränken will, so sey es, kraft dieser Verpflichtung, euch und euern Nachkommen erlaubt, euch zu vertheidigen, ohne deshalb für Rebellen angesehn zu werden.

Durch einen so gerechten und klugen Schritt gewann diese Fürstinn die Herzen der Ungarn. Diese Nation, die immer das Joch abzuschütteln versuchte, so lange das von Natur despotische Haus Oesterreich derselben die ganze Schwere desselben wollte fühlen laßen, streckte die Hände nach der Regierung der Maria Theresia, und gieng, nach zweyhundertjährigen Rebellionen, Verfolgungen und Bürgerlichen Kriegen, mit einemmahl beynahe zur Anbetung über, sobald ihr nur von ihrem Könige **) dieser Schatten von Freyheit wieder zugestanden war. Der erste Schritt in Verwaltung der Regierung, den Maria

*) S. seine Geschichte des Kriegs von 1741. Bey dieser Gelegenheit wollen wir ein für allemahl gestehn, daß wir uns nicht scheuen, uns gelegentlich der Gedanken, und selbst der Ausdrücke, dieses großen Mannes zu bedienen, da wir weder besser denken noch so gut schreiben können, als er. Da wir auch oft seine Schriften mit andern vergleichen müssen, wegen der Untreue, so man ihm vorwirft, so finden wir, daß diese Beschuldigung ganz falsch ist, und daß, wenn er auch einzelne Nebenumstände verändert, er doch überaus sorgfältig und genau im Ganzen ist, und dies ist doch das wesentlichste bey einer Geschichte.

(Ob Voltaire wohl schon todt war als mein Schriftsteller diese Anmerkung schrieb? ... Uebers.)

**) Die vornehmen Ungarn geben ihrer Königinn allezeit den Titel König, und Maria Theresia bewies, daß sie diesen Titel wohl verdiente.

1740. Maria Theresia that, war, daß sie ihren Gemahl, den Großherzog von Toskana, zum Regierungsgehülfen ihrer Staaten, unter dem Titel eines Mitregenten, durch ein Edickt erklärte, welches in allen Gerichtshöfen von Oesterreich und nach und nach auch in den Kanzleyen ihrer übrigen Reiche registrirt ward. Aber wachtsam, den Willen des Kaysers, ihres Vaters, zu erfüllen, vergab sie sich nichts von ihrer unumschränkten Herrschaft, und verletzte in keinem Stück die Pragmatische Sanktion. Bey der Bekleidung ihres Gemahls mit dieser neuen Würde, war ihr Endzweck nicht, sich seiner Hülfe in der Regierung zu bedienen, da sie wußte daß er weder im Frieden noch im Kriege zu gebrauchen war, sondern ihn dadurch in den Augen der Kurfürsten der Kayserkrone würdiger zu machen. Sie betrog sich. Es fehlte ihr an Gelde zu Bestechungen und ihre Truppen, die in ihren weitläuftigen Staaten zerstreut lagen, konnten nicht geschwind genug zusammen kommen, um Furcht einzujagen.

Der erste, der sich mit seinen Ansprüchen meldete, war der Kurfürst von Bayern. Er protestirte zu Wien durch seinen Minister wider die Besitzergreifung der Erzherzoginn. Er behauptete, daß der Verzicht der Erzherzoginn, seiner Gemahlinn, ihn nicht hindern könnte, die Rechte geltend zu machen, die er für seine Person an der Erbfolge in den Staaten des Hauses Oesterreich hätte. Diese gründeten sich auf ein zweyhundertjähriges Testament. In diesem seinem letzten Willen hatte der Kayser Ferdinand der I. dessen älteste Tochter an Albrecht den V. Herzogen von Bayern vermählt war, demselben die Königreiche Ungarn und Böhmen vermacht, wenn keine männliche Erben dazu vorhanden wären. Philipp der V. der als Erbe Karl des II. in so fern die Spanische Linie vorstellte, macht auch seine Einwendungen und Protestation zur Bewahrung seiner Ansprüche und zwar besonders auf das Großmeisterthum des Ordens vom goldenen Vließ, welches den Königen von Spanien, als Stiftern des Ordens, gebührt.

Der

Der König von Preußen, ohne sich bey Protestationen und schriftlichen Processen aufzuhalten, um die Rechtmäßigkeit seiner Anforderungen auf Schlesien aus einander zu setzen, schickt dreyßig tausend Mann hin, und läßt es wegnehmen. Zu gleicher Zeit läßt er der Erzherzoginn versichern, daß er ihren Vortheil in jeder andern Sache mit Eifer unterstützen wolle, und bietet ihr seine Dienste an zur Aufrechthaltung der Pragmatischen Sanktion, und zur Erwählung des Großherzogs zum Kayser, wenn sie ihm Schlesien, oder wenigstens einen Theil dieses Herzogthums abtreten will. Aber die beleidigte Königinn weigert sich, durch ein Zeichen der Schwachheit und durch die Zerreißung ihrer Länder den Schutz des unternehmendsten ihrer Feinde zu erkaufen, als bis sie keinen andern Ausweg mehr wußte. Indessen wächst die Verlegenheit; die Könige von Pohlen und Sardinien rücken auch mit Ansprüchen heraus; und die Reichsfürsten weigern sich, die Böhmische Kurfürstenstimme in dem Munde einer Prinzessinn gelten zu laßen. Man will ihr nicht einmahl das Recht zugestehn, dem Großherzog ein Recht zu übertragen, von dem man behauptet, daß es weder abgetreten noch auch von einem andern ausgeübt werden könne, als von dem würklichen und natürlichen Besitzer der Würde, mit welcher es verknüpft ist. Kurz, die mehresten Mächte, die die berufene Pragmatische Sanktion garantirt hatten, sind die ersten, die dawider handeln und protestiren, und die Prophezeyung des Prinzen Eugen geht in Erfüllung. 1740.

Der Einfall des Königs von Preußen in Schlesien war nicht mit Frankreich verabredet, wie man damahls glaubte. Der Marquis de Beauveau, den der König nach Berlin schickte, um den neuen Monarchen *) zu komplimentiren, wußte nicht, ob die Truppen, die er in ihrer ersten Bewegung sahe, wi-

*) Friedrich regierte seit dem 31. May 1740. Er hatte den Grafen von Camas nach Paris geschickt, um dem Könige seine Gelangung zum Thron melden zu laßen.

1740. der Frankreich, oder wider Oesterreich, bestimmt waren. Er beruhigte sich aber, als dieser Fürst bey seiner Abreise zu ihm sagte: **Wenn ich nicht irre, so werde ich jezt euer Spiel spielen: wenn mir die Däuser zufallen, wollen wir theilen.** Und dieser Anfang von Unterhandlung trug viel dazu bey, den Kardinal zum Wanken zu bringen. Er fürchtete sich, den Ruf der Billigkeit zu verlieren, in welchem er und sein König standen, wenn er die Pragmatische Sanktion wollte untergraben helfen, die erst so neuerlich unterzeichnet und so feyerlich garantirt war; alle Menschen aber, die um ihn waren, wollten Krieg haben, und trieben ihn dazu. Man sagte: **Der Kardinal de Richelieu demüthigte das Haus Oesterreich und machte es klein; Der Kardinal de Fleuri wird es, wo möglich, von neuem aufbauen.** Dies ward ihm mit Fleiß hinterbracht, und seine Eigenliebe dadurch empfindlich angegriffen. Unglücklicher weise war ein äußerst ehrgeitziger Mensch am Hofe, (der Marschall de Belle-Isle,) der überaus viel Verstand und Kenntnisse besaß, auch überdies ein erfahrner Kriegsmann und zum Rathen und Ausführen gleich geschickt war; dieser ergriff den Augenblick, da er den Kardinal in Verlegenheit sahe, um ihn zur Entschließung zu bringen. Er eröfnete ihm einen großen Entwurf, der darinn bestand, nicht allein den Kurfürsten von Bayern auf den Kayserlichen Thron zu setzen durch Bestechung einiger der vornehmsten Kurfürsten und durch Bedrohung der übrigen, sondern auch dem Hause Oesterreich einen tödlichen Streich zu versetzen durch Wegnehmung seiner besten Länder, um solche dem von Frankreich geschützten Fürsten zu geben, der für seine neue Würde nicht mächtig genug wäre. Dies mußte, seinem Anführen nach, gelingen, wenn man nur auf dem Reichstage zu Frankfurt einen geschickten Unterhändler ansetzte, der die verschiedenen Gemüthsarten der Kurfürsten kennte, Fähigkeit genug hätte, ihren Verstand zu überzeugen, und Einsichten genug in die Angelegenheiten von Deutschland, um ihnen begreif-

lich

lich und wahrscheinlich zu machen, daß Frankreich, da es seine eigne Anforderungen nicht geltend zu machen suchte, keinen andern Endzweck hätte, als den Vortheil, das Gleichgewicht, die Freyheit und Ruhe des deutschen Reichs. 1740.

Freylich müßten diese Unterhandlungen durch eine hinlängliche Armee ihren Nachdruck erhalten, die, als Hülfstruppen von Bayern, Oesterreich und Böhmen, als die besten Länder der Königinn von Ungarn, wegnehmen und zugleich die Freunde oder Alliirte dieser Fürstinn in dortigen Gegenden in Ehrfurcht erhalten müßte.

Auch müßte man eine, obwohl schwächere, Armee nach Westphalen marschiren laßen, um den Kurfürsten von Kölln, den Bruder des zu erwählenden Kaysers, zu unterstützen, und die Nachbarn desselben, hauptsächlich aber den König von England, im Zaum zu halten, der dann für sein Kurfürstenthum Hannover besorgt seyn müßte, in welches man bey der ersten Bewegung, die er machte, einrücken könnte.

Dabey bestand der Erfinder dieses Entwurfs darauf, daß man die Freundschaft des Königs von Preußen suchen müßte, dessen neuerlicher Einfall in Schlesien eine schon gemachte Diversion wäre, die die glücklichsten und schnellsten Würkungen hervorbringen müßte. Wenn alsdann der König von Spanien, mit seinem Sohne Dom Carlos zugleich, die Oesterreichischen Staaten in Italien angriffe, so müßte durch so viel vereinigte Bemühungen binnen sechs Monaten unfehlbar ein allgemeiner Friede bewürkt werden.

Das Wort Friede und zwar naher Friede, das der Graf mit vieler Geschicklichkeit am Ende seines Plans ertönen ließ, war dem Kardinal ein viel zu angenehmes Wort, um ihn nicht zu verführen. Er sahe sich nun wegen des ihm so empfindlichen Vorwurfes gerechtfertiget; er konnte nun, anstatt sich von neuem dergleichen Beschuldigungen auszusetzen, das große Werk ausführen, Oesterreich klein zu machen, das Heinrich der IV. schon beschlossen,

1741. Richelieu angefangen und Ludewig der XIV. fortgesetzt hatte. Geschickter als jene, konnte er nun in sechs Monathen zu Stande bringen, was in anderthalb Jahrhunderten nicht hatte bewerkstelligt werden können, und, was sein Glück vollkommen machte, er konnte des daraus ihm erwachsenden Ruhms noch selber genießen.

Das war hinlänglich, dem Kardinal alle Zweifel zu benehmen. Er sahe ein, daß die persönlichen Rechte und Anforderungen, worauf der Kurfürst sich berief, alle Garantieen aufhoben. Er erinnerte sich, daß er gleich im Jahr 1737 dem Kayser erklärt hätte, daß Ludewig der XV. durch seine Garantie nicht gemeynet sey, den Anforderungen seines Bundesgenossen zu nahe zu treten; daß er ihn daran erinnert hätte, daß er selbst im Jahr 1732 als er seine Verfügung über die Unzertrennlichkeit von den Ständen des Reichs genehmigen und unterschreiben ließ, die förmliche Erklärung von sich gegeben, daß solche niemandes Rechten nachtheilig seyn sollten. Kurz, der Kardinal fand, daß Frankreich sich entschließen müßte, dem Kurfürsten aus Erkenntlichkeit gegen das Haus desselben beyzustehen, als welches immer dem Hause Bourbon angehangen, und zugleich aus Dankbarkeit gegen den Vater des regierenden Fürsten, der noch ganz neuerlich in dem Successionskriege seine Länder verlohren und Frankreich also ein Opfer gebracht hätte, wofür der Sohn jetzt billiger weise die Belohnung erwarten könnte.

Dem Grafen de Belle-île ward aufgetragen, sein Projekt in Ordnung zu bringen und schriftlich einzureichen. Ehe acht Tage verliefen, ward es abgefaßt, dem Konseil vorgelegt und approbirt. Der Erfinder sollte den besten Genuß davon haben. Seinen Eingebungen zufolge ward er sogleich zum außerordentlichen und gevollmächtigten Minister des Königs bey dem zur Kayserwahl versammelten Reichstage zu Frankfurth und bey allen Fürsten und Ständen des Reichs ernannt. Kurz darauf ward er Marschall von Frankreich und bekam das Kommando über die

die Armee. Er entsprach der Erwartung vollkommen, die man von seinem Talent zu Unterhandlungen gefaßt hatte, und blendete gleich anfänglich die Reichstagsversammlung durch seine außerordentliche Pracht *). Er gieng hernach zur Armee des Königs von Preußen, dessen Bewundrung und Zuneigung er sich durch seine mannigfaltige Talente erwarb. Auch nach Dresden begab er sich und nahm den König von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen dergestalt ein, daß derselbe schon seine Truppen marschiren ließ, ehe noch ein Tracktat unterschrieben war. Kurz, er erstreckte seine Unterhandlungen durch ganz Deutschland und war die Seele der Bayerschen Parthey. Bey seiner Zurückkunft nach Frankfurth schien er mehr einer der wählenden Fürsten, als bloß ein Gesandter von Frankreich zu seyn. Er genoß außerordentlicher Ehrenbezeigungen. Der Erzbischof von Maynz, der bey der Kayserwahl präsidirt, gab ihm in seinem Palais den Vorrang, der Minister hingegen erzeigte in seiner Wohnung diese Ehre einzig und allein den Kurfürsten. Ueber alle andere Fürsten nahm er den Vorrang. Seine Vollmachten wurden in französischer Sprache der deutschen Kanzley übergeben, die bisher solche Schriften nicht anders, als in lateinischer Sprache, angenommen hatte, weil diese die Sprache der Verhandlungen des Staatskörpers war, der sich die Benennung des Römischen Reichs zugelegt hatte. Kurz er sprach 1741.

*) Um einen Begriff von dem Aufwande dieser Gesandschaft zu geben, wollen wir bloß anführen, daß wöchentlich zween Wagen mit Eßwaren nach Frankfurt am Mayn abgingen, welche Reise sie in wenig Tagen zurücklegten, weil von Ort zu Ort frische Pferde vorgelegt wurden; und dies dauerte beynahe ein Jahr, denn so lange hielt sich der Marschall de Belle-île daselbst auf. Da die Deutschen viel Geschmack an den Vergnügungen der Tafel finden, so hatte er dem Kardinal zu verstehn gegeben, daß diese Tafelverschwendung eins der würksamsten Mittel wäre, ihre Zuneigung und ihre Stimmen zu gewinnen.

1741. sprach und handelte, wie der Stellvertreter eines Monarchen, der die Kayserkrone zu vergeben hatte. Karl Albrecht ward den 4ten Januar 1742 durch eine vollkommen ruhige und feyerliche Wahl Kayser. So erfüllte der Marschall den ersten Theil seiner Zusagen; wenn der zweete nicht glückte, so muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren laßen und gestehn, daß es nicht seine Schuld war.

Er hatte immer den militärischen Theil seines Projeckts für einen Parthey gängerstreich ausgegeben, dessen glücklicher Ausgang auf die Schnelligkeit der Ausführung ankäme, und wobey man also weder Mannschaft noch Geld sparen müßte. In seinen vorläufigen Unterredungen darüber mogte er freylich sich nicht so deutlich erklärt haben, um den Kardinal nicht abzuschrecken; vielleicht hatte er die Anzahl der Truppen und vorzüglich der aufzuopfernden Millionen geringer angegeben. So viel ist aber gewiß, daß er in seinem schriftlichen Projeckt sehr ausführlich und genau die Anzahl der Bataillons und Escadrons angiebt, die dazu erforderlich waren. Er schlägt vor, daß eine Armee von funfzig tausend Mann Französischer Truppen noch vor dem Monath Junius über den Rhein gehn und bis an die Donau vorrücken müßte, und darunter müßten wenigstens zwanzig tausend Mann Kavallerie seyn. Er beschreibt genau alle einzelne Bewegungen dieses Truppenkorps und die Bedürfnisse ihrer Unterhaltung und wiederhohlt auf jeder Seite, daß man lieber gar nichts, als die Sache nur halb, thun müßte; denn wenn man nicht auf einmahl eine hinlängliche Armee marschiren ließe, so gewänne der Feind Zeit, sich zu besinnen, sich zu vertheidigen und sich den eben dadurch schwerer gemachten Eroberungen zu widersetzen.

Außer diesen funfzig tausend Franzosen, setzte der Marschall de Belle-ile voraus, daß der künftige Kayser eine, wenigstens eben so starke, Armee haben würde, die Hülfstruppen seiner Bundesgenossen mitgerechnet; und da alle diese Truppen von Französischen Subsidien aufgerichtet und erhalten werden

muß-

mußten, so war es beynahe eben das, als wenn man hundert tausend Mann marschiren ließe; die am Niederrhein zu unterhaltende vierzig tausend ungerechnet. 1741.

Der Kardinal, dessen Genie einem so großen Entwurfe nicht gewachsen war, betrug sich gegen den Marschall ungefehr so, wie ein filzigter Hauseigenthümer, dem man Riß und Anschlag eines prächtigen Gebäudes vorlegt, und der, weil der Plan ihm sehr behagt, vorläufig alles bewilligt, mit dem heimlichen Entschluß, von den übertriebenen Ausgaben einen guten Theil abzubrechen, anstatt daß er solche lieber noch höher rechnen sollte, um am Ende nicht zu kurz zu kommen. Eben so erschrack der Kardinal über die hundert und vierzig tausend Mann und über die Ausgaben, die dazu würden gemacht werden müssen, und behielt sich vor, nach seinen ökonomischen Grundsätzen einen Abzug zu machen. Er eröfnete dem Grafen beym Abschiede, daß er das Observationskorps ganz bewilligte; die erste Armee aber nur vierzig tausend Mann stark seyn sollte.

Die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen des Grafen waren vergeblich. Umsonst versicherte er, daß dies hieße, den Ruhm des Königs und die Ehre der Nation aufs Spiel setzen; er konnte nichts ausrichten. Zurückziehn konnte er nun nicht mehr, da er schon so weit gegangen war; er mußte also seinem Schicksale folgen, und sahe mit Betrübniß voraus, daß sein Entwurf scheitern würde. Inzwischen verließ er sich selber nicht und entschloß sich, durch die Umschläge und listige Erfindungen, die sein Genie ihm eingeben würde, dem Mangel der Gewalt und des Nachdrucks abzuhelfen. Er mußte um so nothwendiger alle seine Kräfte aufbieten, je gewisser es war, daß im Fall eines schlimmen Erfolgs aller Tadel gänzlich auf ihn zurückfallen würde. Eine Begebenheit; und die wahrscheinlich nicht weit mehr entfernt war, konnte ihn aus der Verlegenheit helfen. Der Kardinal nehmlich mußte vor dem Ausgange dieses neuen Krieges sterben; er konnte alsdann vielleicht unter einem neuen Minister mehr Ge-

1741. hör finden, wenigstens die Kargheit des jetzigen öffentlich aufdecken, und alle Schuld auf die falsche und elende Staatsklugheit desselben schieben.

Der Graf hütete sich sehr dafür, dem Kurfürsten von Bayern seine Furcht und Sorgen zu eröffnen; sondern strich vielmehr, als ein feiner Staatsmann, gegen denselben die mächtige Hülfe ungemein heraus, die der König von Frankreich ihm zuschickte. Er versicherte ihm, daß diese vortrefliche Armee, über welche Ihro Durchlaucht Generallissimus seyn sollten *), erforderlichen Falls unverzüglich mit neuen Truppen verstärkt werden würde. In seinem Enthusiasmus behauptete er, daß dieser Fall nicht entstehn würde, denn man würde gleich in diesem Feldzuge unfehlbar Oesterreich und Böhmen wegnehmen, und die Königinn, seine Widersacherinn, zwingen, nach Ungarn zu flüchten, und dort eine Zuflucht zu suchen. Dadurch schrieb er ihm gewissermaßen einen Operationsplan vor. Man behauptet, wenn alles so ausgeführt worden wäre, wie er es entworfen, so würden die Mittel, ihrer Schwäche ungeachtet, zur Erreichung des Endzwecks hinreichend gewesen seyn. Der erste Fehler war, daß man nicht gleich anfänglich Wien wegnahm, wo schon alles voller Schreck und die Kayserl. Familie bereits weggeflüchtet war. Dies war der Entwurf des Marschalls wider die Meynung des Preußischen Helden. Denn man muß immer das thun, wofür der Feind sich fürchtet.

Der zweete Fehler war, daß man sich in Böhmen einsperrte, wo einige scheinbar glückliche Begebenheiten den Kurfürsten verblendeten. Er wollte gar zu gern damit anfangen, daß er sich als König von Böhmen anerkennen und krönen ließe. Um seinen Vorsatz den Franzosen selbst, die er kommandirte, zu verbergen, nahm er einige kleine Gränzplätze weg, nachdem er aber von den Oesterreichschen Ständen die Huldigung eingenommen hatte, begnügte er sich, dem

*) Der Kurfürst von Bayern erhielt das Patent als Generallissimus der Armee des Königs von Frankreich unter dem 20. August 1741.

dem Wiener Hofe ein Blendwerk vorgemacht und denselben gezwungen zu haben, alle seine Truppen in die Nähe dieser Stadt zu ziehen, und nachdem er dadurch dem König von Preußen von der Armee des Grafen von Neipperg befreyt hatte, ließ er die Marquis von Segur und von Minuzzi zu Linz, um das Erzherzogthum mit zehn tausend Mann zu decken. Seine Armee ließ er rasch über die Donau gehn und rückte in Böhmen ein, wider die Warnungen und Vorstellungen des Marschalls von Broglio, der ihm vergeblich die gefährlichen Folgen dieser Unternehmung vorhersagte. Dieser General war ihm an die Stelle des Marschalls de Belle-Île zugeschickt worden, welcher sich zu dem Reichstage nach Frankfurt am Mayn begeben mußte, und also nicht weiter kommandiren konnte. Broglio mußte nachgeben. Die Armee ward in verschiedene Kolonnen getheilt, und der Versammlungsort unter den Mauern von Prag bestimmt. Die Unternehmung hatte einen glänzenden Fortgang. Die Franzosen und Bayern erschienen den 23. November in der Nähe gedachter Stadt; den 25. wurden die Laufgräben geöfnet und den 26. die Stadt, im Angesichte des Großherzogs, mit stürmender Hand eingenommen. Dieser hatte das Kommando der Neippergschen Armee übernommen, und war der Stadt zu Hülfe geeilt, konnte aber nichts ausrichten. Bey dieser Belagerung that sich der nachher so berühmt gewordene Comte de Saxe zum erstenmale hervor. Als natürlicher Bruder des Königs von Pohlen hatte sein Ruf ihm die einmüthige Wahl zum Herzog von Curland zugezogen, Rußland ihm aber entrissen, was die Stimmen eines ganzen Volks ihm zugedacht hatten. Er tröstete sich über seinen Verlust in den Diensten Ludewig des XV. der ihn sehr liebte. Er hatte den Entwurf gemacht, die Stadt, mittelst Anordnung von vier verschiedenen Angriffen, wovon aber nur der eine ernstlich seyn sollte, zu ersteigen. Die Ehre der Ausführung theilte er mit den Grafen von **Polastron** und **von Broglio** und dem **Herrn de Chevert**, der zuerst

1741.

1741. zuerst in Prag eindrang, so wie auch mit den Truppen, die unter ihren Befehlen standen, und den Sachsen, die unter de... führung des Grafen von Rudowsky zu dieser Belagerung gekommen waren. Noch herrlicher war unstreitig die Bemühung des Grafen von Sachsen, in dieser Verwirrung die Stadt für der Plünderung zu schützen. Die Ueberwinder waren drey volle Tage mitten unter den Besiegten, ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen ward; Franzosen, Sachsen, Bayern, Böhmen, ohne sich zu kennen, schienen alle nur eine Nation auszumachen. Und in diesem Taumel der allgemeinen Freude, mitten unter dem Zujauchtzen der Einwohner, die herzlich froh waren, den grausamen Folgen des Krieges entgangen zu seyn, ward Karl zum König von Böhmen gekrönt. Ein Vorspiel der erhabnern Feyerlichkeit, die zu Frankfurt am Mayn seiner wartete.

Der Marschall de Belle-ile benachrichtigte ihn persönlich, daß die Ministers der Kurfürsten die Wahlkonferenzen angefangen hätten, daß sie dieselben fleißig fortsetzten, und daß es nun Zeit wäre, sich dort sehn zu laßen. Was für Ehre für Ludewig den XV. von diesem Kurfürsten von Bayern, von diesem Kurfürsten und Könige von Böhmen von diesem künftigen Kayser, den Rapport von dem Fortgange seiner Waffen zu erhalten, wie solchen ein General seinen Regenten abstatten muß! Der Französische Gesandte, welcher zeigen wollte, das er zu Regierungsangelegenheiten eben so viel Talente hätte, als zu kriegerischen Thaten, wollte in dem neuereroberten Lande eine Ordnung und Mannszucht bey der Armee einführen, die dem neuen Beherrscher die Herzen der Unterthanen gewinnen sollte. Er ließ zu dem Ende unter dem 14. December ein Reglement ausgehen, das man als ein Muster betrachten kann.

Unterdessen daß Karl der VII. auf solche Weise den höchsten Gipfel der Ehre bestieg, versammelte seine gekränkte aber nicht muthlose Widersacherinn die vier Stände des Ungarischen Reichs zu Preßburg. Sie erschien in dieser Versammlung mit ihrem

rem ältesten Sohn auf dem Arme, der noch an der Brust lag; sie hob ihn, vor den Augen aller Anwesenden in die Höhe, ließ ihn von Hand zu Hand in der ganzen Versammlung umher gehn, und sagte: **In eure Hände übergebe ich hier die Tochter und den Sohn eurer Könige, die sich auf euren Schutz und Beystand verlaßen.** Gerührt und angefeuert durch diese Anrede ziehn alle vornehme Ungarn den Säbel, und rufen: **Sterben wollen wir für unsern König, Maria Theresia!** (*Moriamur pro Rege nostro, Maria Theresia!*) Was diesen Auftritt, wo möglich noch rührender machte, ist, daß diese Prinzessinn damals wieder schwanger war. Kurz vorher hatte sie an die Herzoginn von Lothringen, ihre Schwiegermutter, geschrieben: **Ich weiß bis diese Stunde noch nicht, ob man mir eine Stadt übrig laßen wird, worinn ich Wochen halten kann.** Und in der That blieb ihr, bey dem zwischen Frankreich, Spanien und ihrem Erbschaftskompetenten geschlossenen Trutzbündniß, dem die Könige von Preußen, Pohlen und Sardinien beygetreten waren, bey dem Abfall ihrer Freunde, bey der Verfolguug ihrer Feinde und bey den Angriffen ihrer nächsten Blutsverwandten, keine andre Zuflucht übrig, als die Treue, die Standhaftigkeit und der Muth ihrer Unterthanen. Rußland hatte mit innerlichen Unruhen *) und den Bewegungen der

1741.

18. May.

*) Den 16. October 1740 ernennt die Czaarinn, in Gegenwart aller Großen des Reichs, den im abgewichenen Monath August gebohrnen Prinzen Johann von Braunschweig Bevern zu ihrem Nachfolger auf dem Russischen Thron, giebt ihm den Titel eines Großfürsten von Rußland, läßt den folgenden Tag, weil sie von dem ihr in die Brust zurückgetretenen Podagra schlimme Folgen befürchtet, den Senat, die Ministers, die Generals und die vornehmsten Justitzbedienten, diesem Kinde huldigen, und setzt dem Herzog von Curland, Grafen von Biron, zum Reichsverweser während der Minderjährigkeit des jungen Prinzen. Zehn Tage nach dieser Einrichtung stirbt

1741. der Schweden *) zu schaffen; und die Französische Observationsarmee, die der Marschall de Maillebois nach Westphalen geführt hatte, hielt von dieser Seite die Generalstaaten und die Kurfürsten von Hannover

stirbt sie. Der junge Prinz Johann wird zum Kayser von Rußland ausgerufen und der Herzog von Curland tritt die ihm anvertraute Reichsverweserstelle an. Weil aber diese seine Erhöhung der Ehre des Herzogs und der Herzoginn von Bevern, als der Eltern des Czaars, zu nahe tritt, indem sie mehr Recht zur Reichsverweserschaft zu haben scheinen, so wird er den 20. November abgesetzt, gefangen genommen, und auf Befehl seines Mündels, oder vielmehr des Herzogs und der Herzoginn von Bevern, welche sich hernach die Reichsverweserschaft übertragen ließen, in eine Festung eingesperrt.

Den 6. December besteigt die Prinzessinn Elisabeth Petrowna, Tochter des Czaars Peter, durch eine eben so schleunige als sonderbare Veränderung, den Russischen Thron. Diese Prinzessinn, die sich auf ihren Muth verläßt, geht um Mitternacht, bloß von sieben Grenadierern des Garderegiments, von deren Treue sie sich versichert hatte, begleitet, in die Kasernen dieses Regiments, findet daselbst etwa hundert und funfzig Mann von der Garde, eröfnet ihnen mit kurzen Worten ihre Ansprüche auf den Thron und die gegenwärtige Bedrängnisse des Reichs, bringt sie auf ihre Seite und kömmt mit dieser kleinen Begleitung auf das Schloß, wo sie in derselben Nacht den jungen Czaar, den Herzog und die Herzoginn von Braunschweig Bevern, die Grafen von Münnich und von Ostermann und alle andre Ministers und Anhänger derselben gefangen nehmen läßt, und den folgenden Tag von den Ständen des Reichs als Czaarinn und Kayserinn von Rußland anerkannt wird, ohne daß dabey ein Tropfen Bluts vergossen worden.

*) Den 4. August läßt der König von Schweden eine Kriegserklärung gegen Rußland zu Stockholm bekannt machen, und führt verschiedene Uebertretungen des Neustädter Tracktats zur Ursach an. Dem zufolge geht eine Schwedische Flotte nach Petersburg und blockirt den dortigen Hafen, unterdessen eine Armee

nover, Trier und Maynz, zurück. Der Kurfürst von Hannover selbst, ob er gleich ganz kürzlich, vermöge des Tracktats von Hannover, mit der Königinn von Ungarn alliirt war und sich an der Spitze von dreyßig tausend Hannoveranern, Hessen und Dänen befand, sahe sich doch genöthigt, mit Frankreich ein Neutralitätsbündniß zu schließen. Nur die Engländer, ein Volk, das seiner eignen Meynung folgt, ohne sich an die Meynung seines Herrn zu kehren, unterstützten diese unglückliche Prinzessinn öffentlich, und die Holländer heimlich, mit Gelde. Diese ließ unterdessen, bis daß sie ihre Truppen zusammen ziehn und Gewalt mit Gewalt vertreiben könnte, Manifeste ausgehn, worinn sie anführte, daß ihr Erbrecht im natürlichen Rechte gegründet, durch ein öffentliches von allen Fürsten des Reichs angenommenes Gesetz bestätigt und von allen gekrönten Häuptern Europens garantirt wäre. Sie widerlegte darinn die Ansprüche des Kurfürsten von Bayern, welcher behauptete, daß die Eltern der Königinn nur Nießbrauchsbesitzer gewesen, denen seine Vorfahren die Länder mit der Bedingung des Rückfalls verliehen hätten; sie hätten also dieser Fürstinn nicht ein Guth vermachen können, wovon ihnen das Eigenthum nicht zugestanden; und dieses Eigenthum fiele ihm daher rechtmäßiger weise zu, nachdem **Karl** der VI. ohne männliche Erben verstorben wäre. Sie bestritt hauptsächlich den Ausdruck **männliche Erben**, und warf ihrem Widersacher gefliessentliche Verfälschung vor, weil in der Urschrift dieser Ausdruck stünde: **In dem Fall, da keine rechtmäßige Erben mehr vorhanden**

1741.

Armee gegen die Gränzen anrückt. Man sieht leicht, daß eine heimliche Verabredung mit Frankreich die Triebfeder zu diesem Kriege war, welches die Subsidien dazu hergab und vorher den 25. April einen Handlungs- und Schiffarthstracktat geschlossen hatte, kraft dessen den Unterthanen beyder Monarchen in ihren beyderseitigen Ländern dieselben Rechte und Freyheiten wechselseitig verwilligt waren, deren ihre eigene Unterthanen genossen.

1741. den wären. Aus dieser solchergestalt ausgedrückten Verfügung zog sie den Schluß, daß ihr vor jedem, wer der auch sey, der Vorzug gebühre, weil sie die älteste Tochter des zuletzt lebenden männlichen Erben sey; überdies sey es eine bekannte und ausgemachte Sache, daß bey einer Erbschaft, von welcher die weiblichen Descendenten nicht nahmentlich ausgeschlossen sind, solche allemahl unter dem Ausdruck **rechtmäßige Erben** mit verstanden werden.

Die Manifeste großer Herren gleichen den Streitschriften der Advocaten, welche bloß dazu dienen, das Publickum zu unterrichten, oder zu belustigen, von den Richtern aber nicht gelesen werden. Die übrigen Regenten, die ihren Staatsabsichten folgen, haben ihre Entschließungen gemeiniglich schon genommen, ehe die Manifeste zum Vorschein kommen. Auch verließ sich die Königinn von Ungarn auf ihre Manifeste nicht sonderlich, gab ihnen aber den Nachdruck durch furchtbare Armeen, sobald sie ihre Truppen zusammenziehn, und sie mit dem Gelde ihrer Alliirten besolden konnte. Und nun nahmen die Sachen eine ganz andere Wendung. Das Glück, das anfänglich dem neuen Kayser wohlgewollt hatte, kehrte ihm nun in Oesterreich und selbst in Bayern den Rücken zu. Der Graf **von Segur** ist nicht allein nicht im Stande, die in diesem Lande gemachten Eroberungen zu decken, sondern muß auch, weil er sich zu schwach fühlt, dem General der Königinn von Ungarn, Grafen **von Khevenhüller** Widerstand zu thun, sich nach Linz, einer ziemlich festen Stadt an der Donau, zurückziehn, auf welchem Flusse er die nöthigen Zufuhren zu erhalten hoffte. Diese Zufuhr wird ihm aber gesperrt, und er leydet also in wenig Tagen schon Mangel an Lebensmitteln. Für diesen Unfall hatte der Marschall schon seit langer Zeit gewarnt:

„Man läßt, schrieb er, **Truppen in Oberösterreich, die zuverläßig werden abgeschnitten werden.** An den Herrn de Breteuil, der damahls Staatssekretär bey dem Militairdepartement war, schrieb

schrieb er unter dem 7. December 1741. „Ich kann „von diesem wichtigen Punkt nicht abgehn. Ich „versichere Sie, daß das Unglück, so ich voraus sehe, „ganz gewiß erfolgen wird. Die erste Quelle unsers „Unglücks ist die Vermischung der Truppen von ver„schiedenen Nationen und die zu weitläuftige Zer„streuung der Armeen." 1741.

Er lag zu Frankfurt krank und da erhielt er, zur Belohnung seiner Besorgungen, Arbeiten und guten Rathschläge, die Nachricht, daß der König sein Gut Gisors zum Herzogthum erhoben, und zu gleicher Zeit machte ihn **Karl der VII.** zum Reichsfürsten. So viel Gunstbezeigungen trösteten ihn, seines Ehrgeitzes wegen, über den schlimmen Ausgang seines Entwurfs, der sehr übel ausschlug. Der Großherzog erschien selbst vor Linz, und forderte die Franzosen auf, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Auf ihre Weigerung mußten seine Truppen die Stadt mit Feuerbränden in der Hand ersteigen und er äscherte einen Theil seiner eigenen Stadt ein, um seine Feinde unter den Ruinen zu begraben. Man fertigte den Generallieutenant Duchatel an ihn ab, allein er bestand auf eine schimpfliche Kapitulation. **Gut! sagte ihm dieser Officier, brennen Sie von neuem, wir wollen von neuem schießen!** Der Prinz gab darauf nach, und verwilligte der Garnison den freyen Abzug mit allen Ehrenzeichen, unter der Bedingung, daß sie in Jahr und Tag keine Dienste thun sollte. Man schien es dem Grafen von Segur, der mehr seiner schönen Gestalt, als seiner Fähigkeiten, wegen im Ruf war, übel zu nehmen, daß er sich nicht lieber mit seiner geringen Mannschaft durchgeschlagen hatte. Wenigstens machte ihm seine Kapitulation bey der Armee wenig Ehre. Man sagt, er habe sich durch Vorzeigung eines schriftlichen Befehls vom Kardinal gerechtfertigt, und dies wird durch die gute Aufnahme, die er von dem Könige genoß, der ihn auch bald darauf wieder zum Dienst brauchte, sehr wahrscheinlich. Der Fehler, über den er sich gar nicht rechtfertigen konnte, war, daß er nicht so vor-

8. März. 1742.

1742. sichtig gewesen war, in der Kapitulation den Weg festzusetzen, den er mit seinen Truppen bey dem Abmarsch gehen wollte; denn nun zwang man ihn, einen langen und äußerst beschwerlichen Marsch zu machen, auf welchem die mehresten seiner Soldaten umkamen, denen man nichts zu leben reichte.

Oesterreich ward bald wieder zurückerobert, und die Einnahme von Schardingen, welches der Marschall von Törring vergebens wieder einzunehmen versuchte, und wo er sogar eine empfindliche Schlappe bekam, gab den Feinden den Schlüssel von Bayern in die Hände und zog alles Unglück über dies Kurfürstenthum. Der Oberst Stein *) rückte durch Ti-
13. Febr. rol in dasselbe ein, und die Hauptstadt München ergab sich auf Kapitulation an einen bloßen Partheygänger, Nahmens Menzel, der fünf tausend Mann bey sich hatte. Dieser Unmensch ließ nicht allein die Häuser der Einwohner und das Schloß plündern, sondern begieng auch sonst noch unerhörte Grausamkeiten. Mit Schauer und Unwillen erinnert man sich noch seiner abscheulichen Behandlung eines rechtschaffenen Bürgers, der die größte Achtung verdiente. Dies war ein reicher Kaufmann, der, als er sahe, daß der Feind sich eben einer Brücke bemächtigen wollte, die über den Fluß in die Stadt führte, diese Brücke schleunig abwerfen ließ, und aus seinem queer davorstehenden Hause mit einigen ausgesuchten und geprüften Leuten dem Feinde viel Abbruch that. Nach der Uebergabe der Stadt ließ Menzel diesen zweeten Cocles, dessen merkwürdigen Nahmen die Geschichte leyder! nicht aufbehalten hat, bey der abgeworfenen Brücke aufhängen. In dem Ueberrest von Bayern wurden, nach der Einnahme der Hauptstadt, Brandschatzungen ausgeschrieben und viele Grausamkeiten verübt. So verlohr also der Kurfürst, in der Zeit, da er eine eingebildete Krone erwarb, seine eigene Länder, und saß in Frankfurt feste, wo der Gesandte von Frankreich mächtiger und größer war, als er.

*) Im Originale steht Steins.

In Böhmen standen zwar die Sachen bisher noch auf einem bessern Fuß, es dauerte aber auch nicht lange. Zwo Schlachten *), so die Alliirten gewannen, konnten das nicht wieder gut machen, was die Uneinigkeit der Heerführer verdorben hatte. Diese war vermuthlich Schuld an dem Abfall des Königs von Preußen, der alle die andern Unglücksfälle nach sich zog. Die Königinn von Ungarn hatte die Nothwendigkeit eingesehn, sich einen Feind vom Halse zu schaffen, den die nahe Nachbarschaft, seine Jugend, seine Thätigkeit, sein Muth, seine Klugheit, kurz! alle in ihm vereinigte Eigenschaften eines großen Generals und eines feinen Staatsmannes, so furchtbar machten. Sie entschloß sich also, fahren zu lassen, was er schon erobert hatte, und ließ ihm ihre Meynung bekannt machen, in der festen Ueberzeugung, daß diese Aufopferung sie in den Stand setzen würde, ihre übrige Länder zu retten und sich vielleicht des Verlustes wegen an ihren andern Feinden zu erhohlen oder zu rächen. Der König von Preussen, seiner Seits, schätzte sich glücklich, den Erwerb zweener Feldzüge den das ungewisse Kriegsglück ihm wieder hätte entreißen können, durch einen Tracktat versichert zu bekommen, und machte sich keine Hofnung zu größern Eroberungen. Er sahe voraus, daß in kurzem die ganze Last des Krieges auf ihn fallen würde. Die Truppen des Kaysers Karl des VII. waren nicht zahlreich, hatten schlechte Generals, bekamen keinen andern Sold, als von Frankreich, und mußten gewiß auseinander gehn, so bald von dort kein Geld mehr erfolgte, und dieser Zeitpunkt konnte nicht mehr fern seyn Die Sachsen hatten in dem ganzen Feldzuge nichts gethan. Das erste Feuer der Franzosen, war verraucht, sie waren in einem fremden von ihrer Heymath weit entlegnen Lande, und 1742.

*) Die Schlacht bey Czaslau, die der König von Preußen den 17. May 1742 gewann, und das Treffen bey Sahay, welches die Marschälle, von Broglio und Belleisle den 25. dem Fürsten von Lobkowitz lieferten, und die Oberhand behielten.

1742. es stand zu befürchten, daß ihre Armee muthlos werden, oder aus Mangel der Rekruten schmelzen, oder auseinander gehn oder auch durch den Mangel aufgerieben werden mögte. Es war der Klugheit gemäß, so vielen Uebeln vorzukommen und sich dabey noch das Ansehn der Mäßigung zu geben, das immer den Eroberern so wohl ansteht, und, mit Verschonung des fernern Bluts seiner Unterthanen, seine Staaten zu vergrößern. Was er seinen Alliirten schuldig seyn konnte, dabey hielt er sich nicht auf. Allein hatte er den Krieg angefangen; allein seine Eroberungen gemacht, und glaubte also auch, allein sich derselben versichern zu können, und mehr als zuviel für dieselben gethan zu haben, weil er durch seine mächtige Diversionen ihre verschiedene Anfälle begünstigt hatte.

Die Unterhandlungen konnten nicht so geheim betrieben werden, daß nicht etwas davon bekannt geworden wäre. Der Marschall von Broglio hatte es sogar seinem Hofe gemeldet und wiederhohlentlich angezeigt, daß man sich auf den Preußischen Monarchen nicht verlaßen könnte, weil derselbe bloß auf seinen eignen Vortheil bedacht wäre; er würde vielmehr in kurzem die Parthey der Königinn von Ungarn ergreifen, oder doch mit derselben Friede machen, ohne sich um Frankreich und dessen Alliirte zu bekümmern. Zu Versailles fanden aber die Berichte dieses Generals keinen Glauben, weil der Marschall de Belle-ile, der, troz seiner tiefdringenden Einsichten und seines Verstandes, sich von diesem Prinzen, den er oft besuchte, einschläfern ließ, gerade das Gegentheil schrieb. Denn dieser Marschall, der voller Eigenliebe war, ließ sich durch die schmeichelnden Lobeserhebungen eines Helden blenden, der ein so volkommener Kenner der Verdienste war. Dem Marschall von Broglio hingegen traute Friedrich gar nicht, denn der hatte gleich Anfangs seinen Entwürfen auf den Grund gesehen. Nach dem Siege bey Czaslau hatte der Sieger ihm einen ziemlich stolzen Brief geschrieben, und demselben mit eigner

Hand

Hand folgende Nachschrift beygefügt: „Ich bin nun „meinen Alliirten nichts mehr schuldig, denn meine „Truppen haben eben einen vollständigen Sieg er„fochten. Es wird nun ihre Sache seyn, diesen „Vorfall unverzüglich zu benutzen, weil Sie es sonst „gegen ihre Alliirte zu verantworten haben werden.“ 1742.

Der Marschall de Belle-île, den dieses Schreiben an den Marschall von Broglio beunruhigt, geht ins Preußische Lager, um dem Könige zuzureden. 5. Junius. Der König giebt ihm zur Antwort: „Sie können „sich darauf verlaßen, daß der Prinz Karl auf den „Herrn von Broglio loßgeht, und daß ich für mich „allein Friede machen werde, wenn man nicht den „Vortheil allein benutzt, den man jetzt über densel„ben hat.“ Er wußte recht gut, daß man diesen Vortheil nicht ohne ihn benutzen konnte, und daß die Französische, durch Krankheit und Mangel geschwächte, kaum fünfzehn tausend Mann starke, Armee vor den vereinigten Truppen des Prinzen Karl und des Fürsten von Lobkowitz, welche über sechzig tausend Mann ausmachten, nicht einmahl Stand halten, geschweige denn dieselbe angreifen konnte. Man mußte also die zu weit umher zerstreuten einzelne Korps einziehn, welches viel Schwierigkeiten machte. Man hatte durch diese Detachements eine größere Strecke Landes zu besetzen, und die ganze eroberte Provinz zu decken geglaubt. Der Marschall von Broglio hatte solches immer widerrathen und man schrieb diese unüberdachte Einrichtung dem Kurfürsten von Bayern, oder vielmehr den Rathschlägen des Herrn de Belle-île, zu. Seine tiefe Kenntniß der Kriegskunst hatte sich diesmahl verleugnet. Alles was man thun konnte, war, das man in möglichster Eil und mit den größten Schwierigkeiten zwey oder drey Korps zu formiren und dieselben alsdann zusammenstoßen zu laßen suchte, allein die Zeit war zu kurz dazu. Die Herren d'Aubigné und de Boufler, die einen avancirten Posten an der Moldau kommandiren, werden in ihrem Lager angegriffen, über den Haufen geworfen und stoßen in der größten Unord- 6. Junius

1742. nung zur Armee. Herr von Broglio verbirgt bey diesem Unfalle seine Unruhe, zeigt sich seinen Truppen mit einer heitern und zuversichtlichen Mine, theilt seine kleine Armee in drey Kolonnen, geht unterdessen, daß die Brigaden von Navarra und von Anjou sich mit einem ungeheuern Schwarm Kroaten und Ungarn tapfer herumschlagen, über das Wasser bey Planitz, stellt seine Truppen jenseits desselben in Schlachtordnung und erwartet stehendes Fußes den Feind, der über ein so kühnes Manoeuvre erstaunt, am Ufer Halt macht und den Uebergang nicht wagt. In der Nacht bricht der Marschall auf, gewinnt dadurch einen Marsch und erreicht, ohne im geringsten angegriffen zu werden, die Kanonen von Prag, wo der Succurs hinbestellt war, den er erwartete.

Ein so dreister, so vortreflicher Zurückzug verdiente unstreitig den Beyfall des Königs von Preussen, der ein zu geschickter General war, um das vorzügliche desselben nicht einzusehen. Es blieb aber doch immer ein Zurückzug, und also gerade das Gegentheil von dem, was er verlangte. Der Zurückzug zeigte an, daß die Französischen Truppen nicht stark genug waren, den Feind anzugreifen, ja nicht einmahl ihre Eroberungen zu behaupten, besonders nach dem Abfall eines solchen Alliirten. Um diesen Bundesgenossen beyzubehalten, hätte die Französische Armee müssen stark genug seyn, ihn entbehren zu können; man hätte die von dem Marschall de Belle-île geforderten hundert tausend Mann haben müssen, um sich durch diese große Ueberlegenheit in Ansehn setzen zu können. Die Sparsamkeit des Kardinals de Fleuri machte so viele Ausgaben fruchtlos, die man hingegeben hatte, um Karl den VII. auf den Kayserlichen Thron zu setzen und ihn zu unterstützen. Der König von Preußen merkte nun die Nothwendigkeit, zum Schluß zu eilen und unterschrieb den Friedenstracktat von Breslau den 11ten Junius, fünf Tage nach dem Treffen an der Moldau. England war Mittelsperson dabey, und der Englische Minister, Lord Hindford, hatte so gar die

die Vollmacht dazu von der Königinn und unterschrieb den Tracktat in ihrem Nahmen. Sie erkaufte diesen Frieden durch die Abtretung von ganz Schlesien und der Grafschaft Glatz. 1742.

Sachsen sollte in diesem Frieden mit begriffen seyn, wenn die Sächsischen Truppen, binnen sechszehn Tagen nach der Unterzeichnung des Tracktats, von der Französischen Armee abgiengen. Sie waren aber noch vor diesem Termin abgegangen, und im Grunde derselben auch nicht nützlich gewesen.

Inzwischen trieb den Marschall de Belle-isle seine Geschäftigkeit an den Dresdner Hof, um diesen zweeten Abfall abzuwenden. Er konnte denselben aber nicht verhindern, und August der III. entsagte seinen gemachten Anforderungen *).

Die Sachsen hatten doch wenigstens die Lücken gefüllt; die Schwäche der Franzosen fiel nun jedermann in die Augen. Ihre zusammengezogene und rekrutirte Armee belief sich nicht einmahl auf dreyßig tausend Mann. Sie stand in einem fremden Lande, ohne Hülfstruppen, ohne Bundsgenossen, litt Mangel an Unterhalt, und hatte keine Quellen zu dessen Herbeyschaffung. Sie war schon verhaßt in den eroberten Gegenden und Städten, deren Sprache ihr so wenig bekannt war, daß sie ihre Bedürfnisse nicht einmahl anzeigen und sich verständlich machen konnte. Dazu kam nun der Ungehorsam der Untergebnen und die wechselseitige Eifersucht der Generals, wie konnte sie also bey solchen Umständen gegen den Prinzen

*) Er hatte sich mit der ältesten Tochter des Kaysers Joseph vermählt, der der älteste Bruder von Karl war. Im Jahre 1703 war festgesetzt, daß die Töchter von Joseph vor den Töchtern von Karl den VI. erben sollten, wenn beyde Brüder ohne männliche Erben verstürben. Karl der VI. hatte die Josephinische Sanktion umgestoßen, und seine Brudertöchter, die er in seiner Gewalt hatte, nicht anders heyrathen laßen, als wenn sie auf ihre Ansprüche Verzicht thaten, welches man für eine erzwungene Einwilligung ausgab.

1742. Karl Stand halten, der eine zahlreichere Armee hatte und bey den Truppen sowohl, als bey den Einwohnern, beliebt war, seine Armee ohne Unterlaß verstärken und alle Augenblicke neue Kriegsbedürfnisse, Lebensmittel und Geld anschaffen konnte? Man muß es für ein Wunder der Herzhaftigkeit, Klugheit und Standhaftigkeet ansehn, daß sie sich, nach dem unglücklichen Friedensschluß des Königs von Preußen, noch über sechs Monathe in Böhmen gehalten hat.

Der Marschall de Belle-ile war aus Dresden wieder im Lager angekommen und da entstand die Eifersucht, deren wir eben erwehnt haben. Er hatte das Patent als kommandirender General in Böhmen, der Marschall von Broglio aber, der ältere General war, als er, wollte sich das Kommando nicht nehmen laßen; die Officiers wußten also nicht, wem sie gehorchen sollten. Der Kardinal de Fleuri, der das Zutrauen, womit der König den erstern beehrt hatte, nicht widerrufen wollte, entschied die Sache nicht deutlich und wußte sich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß er den letzten zurückberief.

2. Julius Indessen ward die Armee durch Angriffe beunruhigt. Zum Glück hatte der Marschall von Broglio, nachdem er einen Theil seiner Truppen in die Stadt Prag geworfen, so viel Zeit gehabt, die übrigen dicht vor den Thoren ein Lager beziehn und sich in demselben wohl verschanzen zu laßen. Allein die Hungersnoth blieb nicht lange aus. Der Marschall de Belle-ile, dessen Ueberlegenheit in Unterhandlungen sein Mitgeneral nicht verkannte, muß deshalb mit dem Grafen von Königseck sprechen. Er thut demselben den Vorschlag, daß man bereit sey, der Königinn die Stadt zu übergeben, wenn sie der Französischen Armee und der Garnison ungestörten und freyen Abzug verwilligt, mit der Erlaubniß, ihren Marsch zu nehmen, wohin sie will, und alle Waffen, Kanonen und Gepäcke mitzunehmen. Er unterstützt diesen Vorschlag mit allen Gründen, die aus der Verzweiflung der Belägerten, aus den Vor-

theilen

theilen der Königinn und aus der Erhaltung einer blühenden Hauptstadt, nur irgend hergenommen werden können. Sein Vorschlag wird verworfen; man verlangt, daß die Armee das Gewehr strecken und sich zu Kriegsgefangenen ergeben soll; man hofft, sie dazu durch Hunger zu zwingen, und bekümmert sich nicht darum, daß man hundert tausend Einwohner zugleich dem Hunger Preis giebt; man setzt die Blokade noch einen Monath lang vergeblich fort, und läßt beständig große Detachements hin und wider marschiren, und alle Franzosen niederhauen, die ihnen in die Hände fallen. 1742.

Einer dieser Haufen, unter der Anführung eines gewissen Trenk, überfällt einen kleinen offenen Ort, wo das Lazareth angelegt war, worinn sich wenigstens acht hundert Kranke, mit zwey hundert Mann Bedeckung, befanden, die sich gleich gefangen geben, dem ungeachtet aber sämtlich niedergemacht werden. Da diese Grausamkeiten nur dem Muthe der Belagerten einen neuen Schwung geben, so giebt die Königinn von Ungarn, der die Eroberung dieser Hauptstadt ungemein am Herzen lag, den Befehl zur förmlichen Belagerung. Sie giebt selbst alle Pferde aus ihrem Marstall her, um das Geschütz und die Munition anzufahren. Die Herren vom Hofe folgen ihrem Beyspiel und bezahlen mit ihrem Gelde die Pferde der Frachtfuhrleute, welches einen Beweis von der Entschlossenheit dieser Monarchinn und von dem Eifer ihrer Hofleute, zugleich aber auch von der Erschöpfung ihrer Finanzen, abgiebt.

Endlich werden die Laufgräben geöfnet, und die Arbeit aufs emsigste betrieben; allein die Franzosen richten in einem einzigen Tage alle schon gemachte Arbeiten wieder zu Grunde. Der unter vielen andern merkwürdige Ausfall mit zwölf tausend Mann am 22ten August zeigt den Belagerern die Gefährlichkeit und Schwierigkeit ihrer Unternehmung. Die Franzosen kommen als Sieger in die Stadt zurück, und bringen zwey hundert Gefangene, nebst dem

1742. General Monti, auch Fahnen und Kanonen mit, bedauren aber den Verlust der Marquis de Tessé, de Clermont, de Molac, und einiger anderer vornehmer Officiers. Der Herzog de Biron, der sie an diesem blutigen Tage kommandirt hatte, ward verwundet zurückgebracht.

Dies große Treffen, das so viel werth war, als eine würkliche Schlacht, hätte bloß dazu gedient, die Uebergabe des Orts, durch die Schwächung der Garnison, zu beschleunigen, wenn die Oesterreichische Artillerie so gut bedient gewesen wäre, als sie zahlreich und furchtbar war, und wenn sie geschicktere Ingenieurs gehabt hätten. Sie verließen sich auf die Zeit und den Hunger. Dieser ward außerordentlich groß. Seit dem Ende des Monaths Julius ward an den vornehmsten Tafeln Pferdefleisch gegessen, wovon das Pfund über einen Thaler kostete. Dies war mehr als hinlänglich, den Kardinal zu seinen friedfertigen Gesinnungen zurück zubringen; er hätte dem Marschall de Belle-ile die Schuld dieses Unglücks geben können, wenn er gänzlich nach dem Entwarf desselben gehandelt hätte; er wußte aber die Entschuldigung zu gut, die dieser General anführen konnte, und behielt also lieber sein Zutrauen gegen denselben bey. Er hoffte, daß derselbe ihm in seinen friedfertigen Maaßregeln aufrichtig beystehn

11. Jul. würde. Er schickte ihm einen Brief zu an den Marschall von Königseck, worinnen er ausdrücklich sagte: „Vielen ist es bekannt, wie sehr ich mich den „Entschließungen widersetzt habe, denen wir gefolgt „sind, und daß man mir meine Einwilligung dazu „gewissermaßen abgezwungen hat. Ew. Excellenz „sind zu gut von allem, was vorgeht, unterrichtet, „um denjenigen nicht zu errathen, der alles ange„wandt hat, den König zu einem Bündnisse zu be„reden, das meinem Geschmack und meinen Grund„sätzen so sehr zuwider war.“

Es war allerdings sonderbar, daß der Marschall de Belle-iile selbst der Ueberbringer eines Briefes war, der eine solche Beschuldigung gegen ihn enthielt.

Man

Man muß glauben, daß es mit ihm abgeredet war, und daß er, als ein feiner Höfling, darinn gewilligt hatte, vor den Augen des Gevollmächtigten der Königinn von Ungarn alle Schuld auf sich zu nehmen. Der alte Premierminister erschien dadurch dem Wiener Hofe in einer minder unangenehmen Gestalt, machte aber zugleich die Person des Unterhändlers verhaßter. Ueberdies bewies er dadurch das Schwankende in seinen Entschließungen, und handelte sehr ungeschickt, dem Feinde seine schwache Seite zu erkennen zu geben. Es entstand daraus, was er hätte vorhersehn können; sein Brief erzeugte nichts, als Verachtung. Statt aller Antwort ließ die Königinn von Ungarn denselben drucken. Der Kardinal beschwerte sich über diese Bekanntmachung bey dem Oesterreichischen General, und schrieb ihm: Er würde sich künftig wohl hüten, so leicht wieder an ihn zu schreiben. Auch das ward gedruckt, und Se. Eminenz mußten nun Dero Briefe, so wie vorher die Schuld des Krieges, ableugnen. Man schrieb seinem hohen Alter diese Fehltritte zu, die darum doch nichts minder üble Folgen hatten. 1742.

In der Unfähigkeit, worinn der Premierminister sich befand, dem übeln Schicksale der Armee in Böhmen abzuhelfen, fügte er noch die Tohrheit hinzu, die schlechte Lage der Sachen dem Könige zu verschweigen. Man kann nicht sagen, wie weit er diese gefährliche Verschwiegenheit getrieben haben würde. Zum Glück verfiel man auf eine List, die nach Wunsch gelang. Es ward nehmlich an die Frau de Mailly geschrieben und derselben die ganze schreckliche Lage ausführlich geschildert. Dies war vielleicht das erste mahl, daß diese Favoritinn von Staatssachen unterhalten wurde. Sie empfand, wie wichtig und nothwendig es sey, daß der König Kenntniß davon bekäme, ließ daher den Brief ganz nachläßig auf einem Tische liegen, und sahe voraus, daß ihr erhabner Liebhaber, der neugierig und eifersüchtig war, denselben nicht ungelesen laßen würde. Er laß ihn würklich und erschrack darüber; schien auch gegen seinen

1742. nen Mentor aufgebracht zu seyn, der ihn noch immer als einen Unmündigen behandelte; allein seine Unterwürfigkeit war so groß, daß er nicht das Herz hatte, ihm den geringsten Unwillen zu zeigen. Er ließ bloß das geheime Konseil zusammenberufen, und war selbst zugegen; es ward daselbst berathschlagt, ob man den in Prag eingesperrten Truppen Hülfe schicken sollte, oder nicht. Der Kardinal war dawider und führte ihnen die ungeheuren Summen zu Gemüthe, die man bis itzt schon verschwendet hätte, und zwar für einen Fürsten, der selbst sich nicht helfen konnte; allein die mehresten Minister, und besonders der Generalkontrolleur Herr Orry, ob dieser gleich dem Kardinal seine Erhebung zu verdanken hatte, waren anderer Meynung. Sie bewiesen dem Könige, daß sein Ruhm und die Ehre der Nation davon abhienge, nicht allein die Franzosen aus der Verlegenheit zu reißen, sondern auch mit der Unterstützung des Kaysers fortzufahren, um so mehr, da das meiste für denselben schon gethan wäre, und man müßte bey so dringender Gefahr ohne weiteres Bedenken dem Marschall de Maillebois den Befehl zuschicken, mit seiner Armee schleunigst nach Böhmen zu marschiren. Um dem Kardinal alle Bedenklichkeiten wegen der Kosten zu benehmen, welche ihm besonders an Herzen lagen, versicherte Herr Orry, daß es an Gelde nicht fehlen sollte, und daß er zu dieser Unternehmung über siebzig Millionen in Bereitschaft hätte. Noch blieb ein starker Einwurf übrig; nehmlich, daß, durch den Abmarsch dieser Armee vom Rhein in das Innere von Böhmen, das Königreich selbst geblößt würde. So weit gieng es zwar nicht, daß man sich für den Holländern fürchtete, deren Willkühr man dadurch ausgesetzt wurde, denn man hatte alles mögliche gethan, um sich dieselben zu Freunden zu machen. Man hatte mit ihnen einen Schiffarts- und Handelstracktat geschlossen,

Septr. 1741. kraft dessen den Unterthanen und Einwohnern der vereinigten Provinzen in den Meeren, Häfen und Rheden von Frankreich, dieselben Rechte und Frey-

heiten

heiten zugestanden worden, ohne höhern Zoll erlegen zu dürfen, deren die Unterthanen des Königs genossen; und obgleich den Franzosen wechselseitig dieselben Freyheiten in den Meeren, Häfen und Rheden von Holland bewilligt worden, so ist doch leicht einzusehen, daß bey dem ungleich ausgebreitetern Handel von Holland, dergleichen Befreyungen ungeachtet, der Vortheil nicht gleich war. Auch hatte der Marquis de Fenelon, Gesandter des Königs bey den Generalstaaten, denselben die Versicherung gegeben, daß der König bey der Unterstützung des Kurfürsten von Bayern nicht den Endzweck gehabt, irgend einige Eroberung für sich zu machen, oder seine Macht zu vergrößern, sondern seinen Alliirten beyzustehen und dem deutschen Reiche nützlich zu seyn. Kurz! der Herr de Fenelon übernahm die Gewährleistung für die Neutralität der Holländer.

1742.

15. Nov. 1741.

Aber für England war man nicht ganz ohne Besorgniß. In die Stelle des verbindlichen und friedfertigen Robert Walpole war der hitzige und unruhige Carteret getreten. Dieser hatte die Eröffnungen des Kardinals mit Hochmuth verworfen, so wie die Anerbietungen des Kaysers, der sich vergeblich erboten hatte, die Bisthümer Osnabrück und Hildesheim zu sekularisiren, und sie dem Kurfürsten von Hanover, wegen der daran gemachten Anforderungen, zum Eigenthum zu überlaßen. Seine seit dem Frühjahr bey Brüssel zusammengezogne Armee, unter dem Kommando des Lords Stairs, der ein Zögling des berühmten Marlborough war, und sich nach der Gelegenheit sehnte, sich hervorzuthun, ward alsdann nicht mehr von der Armee zurückgehalten, die seinen Herrn zur Unterzeichnung eines Neutralitätstracktats wegen seiner deutschen Länder genöthigt hatte, und konnte also den Tracktat alle Augenblick brechen und einen Einfall thun. Man hatte nur noch ungefehr zwanzigtausend Mann im Innern des Königreichs, die man ihm in der Geschwindigkeit hätte entgegenstellen können. Die Lage war zu kützlich und mißlich, um nicht die ältesten

und

1742. und geschicktesten Generals darüber um Rath zu fragen. Der Marschall de Puysegur stellte ihnen die Schwierigkeiten und Gefahr bey dieser neuen Unternehmung vor Augen; der Marschall de Noailles räumte dies zwar ein, bestand aber darauf, daß die Unternehmung dem ohngeachtet nothwendig wäre, und der Marschall d'Asfeld dachte eben so. Der König, dessen Urtheil immer sehr richtig und gut war, wenn er sich nur nicht durch die Mehrheit überstimmt sahe, entschied für die zwar gewagte und gefährliche, aber doch nothwendige, Unternehmung. Noch blieb aber ein Punkt zu entscheiden übrig. Wie sollte diese Armee ihren Marsch einrichten? und überhaupt, wo sollte sie hingehn? Der Kayser wollte sie in seinem Kurfürstenthum haben; sie nach Böhmen zu schicken, schrieb er, hieße, dieselbe durch einen langen, langsamen und beschwerlichen Marsch schwächen, und des Endzwecks muthwillig verfehlen, weil sie durch üble Umstände sich außer Stande finden würde, das geringste zu unternehmen: durch die Befreyung von Bayern hingegen würde zugleich auch Prag gerettet, denn die Oesterreicher würden dadurch genöthigt, eiligst nach der Donau zu marschiren. Ueberdies verlangt dieser Fürst das Kommando über die Armee. Bisher hatte er sich noch nicht so viel Zutrauen erworben, daß man ihm dieses einzige noch übrige Rettungsmittel hätte in die Hände geben mögen. Der Kardinal machte den lächerlichen Vorwand, daß die Armee nicht groß und ansehnlich genug wäre, um unter den Befehlen einer so großen Majestät zu stehn, und daß man derselben den einer Kayserkrone entsprechenden Glanz nicht geben könnte.
vom 19. August. In seinem Schreiben sagt er: „Würde es sich wohl „für einen Kayser schicken, wenn er an der Spitze „unserer Armee nicht mit allem dem Glanz erschie„ne, der seiner Würde zukömmt?" Das hieß, mit der einen Hand seine Eigenliebe kitzeln und mit der andern ihn aufs äußerste demüthigen! Eine grausame Aushöhlung eines Fürsten, der nichts zu leben hatte, als die sechs Millionen, die Frankreich ihm gab!

Der

Der Marschall de **Maillebois**, der die Armee kommandirte, und mehr für sich, als für die in Prag eingesperrte Generals sorgte, unterstüzte das Verlangen **Karl** des VII. weil er hoffte, mehr Lebensmittel in Bayern vorzufinden, als in den dürren Böhmischen Gebirgsgegenden. **Puysegur**, der wegen Sendung der Armee der Meynung der übrigen nachgeben mußte, rieth, nach seiner gewöhnlichen Vorsichtigkeit, daß man wenigstens die zu nehmende Marschroute dem Gutfinden des Generals **Maillebois** überlaßen mögte. Diese zu glimpflich eingeleitete Entscheidungen erfüllten nicht den Endzweck, worauf es wesentlich ankam, oder konnten wenigstens das Fehlschlagen desselben bewürken. Es war bey der Sache keine Zeit zu verlieren, und es ward endlich dahin entschieden, daß die Armee unverzüglich und zwar mit forcirten Märschen nach Böhmen gehn sollte. 1742.

Diese Nachricht machte der Armee in Prag eine unbeschreibliche Freude, und richtete ihren Muth in eben dem Maaße auf, wie sie den Muth der Feinde niederschlug. Diese hoffen nun nicht mehr, zween berühmte Marschälle von Frankreich nebst zwanzig tausend Mann zugleich zu Gefangenen zu machen. Sie fangen also die vorher abgebrochenen Unterhandlungen wieder an, die nun der Marschall de Belle-isle seiner Seits auch wieder verwirft, und die Königinn, die sich ein Amazonenkleid hatte machen laßen, um zu Pferde triumphirend in Prag einzuziehen, sieht sich genöthigt, die Belagerung aufheben und ihre Armee gegen die Gränzen des Königreichs anrücken zu laßen, um dort den Feind aufzuhalten. 14. Sept.

Zu Versailles war man unterdessen in der äußersten Besorgniß, und beruhigte sich nicht eher, als bis die Nachricht einging, daß der Marschall de **Maillebois** glücklich bis an die Böhmischen Gränzen gekommen, daß eine Verstärkung von funfzehntausend Rekruten zu ihm gestoßen, die vor einigen Monathen, unter der Anführung des Herzogs d'Harcourt, abgeschickt waren, der nicht durchkommen können

1742. können und immer genug gethan hatte, sich längst der Donau gegen einen überlegenen Feind zu wehren; und daß derselbe endlich hoffte, sich, dem Prinzen Karl zum Trotze, in Kurzem mit dem Marschall de Broglio zu vereinigen, der sich, seiner Seits, mit einem Theil seiner Truppen auf den Weg gemacht hätte, um ihre Vereinigung zu beschleunigen und zu erleichtern, unterdessen daß der Marschall de Belle-isle mit den übrigen Truppen in Prag geblieben wäre. Der Graf von Sachsen, der die Lage des Landes vortrefflich kannte, war auch mit ungefehr vierzehn tausend Mann zu dem Marschall de Maillebois gestoßen, und erbot sich in einem gehaltenen Kriegsrath, die Armee durch ein ihm bekanntes Defilé ohne die geringste Schwierigkeit ins Land zu führen, wofür er mit seinem Kopf haften wollte; nichts aber konnte den General bewegen, vorwärts zu dringen. Seine Vertheidiger, und unter denselben hauptsächlich Voltaire, erschöpfen alle mögliche Gründe, um ihn zu rechtfertigen. Der Hauptgrund, worauf sie sich stützen, sind die Briefe des Kardinals, der ihm zweymahl schrieb: „Vermeyden Sie möglichst, den „Ruhm der Königlichen Armee aufs Spiel zu setzen, „und laßen Sie sich in kein Treffen ein, wovon der „glückliche Ausgang noch ungewiß ist.“ Was sagen diese Briefe anders, als daß der Kardinal alles seiner Klugheit anheim stellt? Diese schwankende und unbestimmte Ausdrücke, hinter die ein kleinmüthiger und furchtsamer General sich so bequem verstecken konnte, würden also nur dazu gedient haben, den Eifer eines entschlossenen Feldherrn noch mehr anzuspornen. Was war der Endzweck, wozu man den General de Maillebois nach Böhmen sandte? Hat er denselben erfüllt? Hat er alles gethan, was von ihm abhieng, um denselben nach Möglichkeit zu erfüllen? Dies sind die drey Punkte, nach denen er beurtheilt und gerichtet werden muß. Seine Bestimmung gieng dahin, nicht allein die Belagerung von Prag aufheben zu machen, welches eine Diversion von ihm in Bayern auch wohl bewürkt hätte, sondern

sondern auch, durch seine Vereinigung mit derselben, eine ganze Armee zu retten, die, in einem feindlichen Lande von allen Seiten eingeschlossen, sonst in die Länge für Hunger, Elend und Verzweiflung umkommen mußte. Diese Rettung konnte er nicht anders bewürken, als wenn er den Feind schlug, und mit Gewalt in Böhmen eindrang; das wußte er, als er seinen Marsch antrat. Er mußte also an der Spitze einer vortreflichen Armee von sechszig tausend Mann, die voller Muth nur eine Schlacht wünschten, allerdings eine Schlacht wagen, deren schlimmster Ausschlag nur die Folgen nach sich ziehn konnte, die jetzt seine Unthätigkeit allein nach sich zu ziehen drohte. Als es schon zu spät war, und die Armee nur noch auf acht Tage Brod hatte, hielt er einen Kriegsrath. Alle Generals stimmten für den Zurückmarsch. Der einzige Graf d'Etrées, der in Eger stand, schrieb; „Ich sehe kein ander Mittel ab, als „alle Kräfte zusammen zu nehmen und zu schlagen, „oder das ganze Werk aufzugeben." Maillebois, der sich durch die Stimmungen der übrigen Generals genug gerechtfertigt hält, läßt Eger in den Händen des Marquis d'Herauville, marschirt rechts nach der Donau und sucht den Feinden für die Oesterreichischen Lande bange zu machen. Der Herzog eilt, Passau, als den Schlüssel davon, zu decken. Der General Berenklau verläßt München, wo er bisher eingeschlossen gewesen, und der Graf von Seckendorf läßt dasselbe durch vier tausend Mann im Nahmen des Kaysers besetzen. Dies war das zweytemahl, daß die Oesterreicher diese eroberte Stadt räumten, die dreymahl wieder zurückerobert und bey dem letzten mahle völlig zu Grunde gerichtet war. 1742.

Das Murren war in Paris außerordentlich groß, wo beständig ein Haufen politischer grübelnder Müssiggänger, die, trotz der damit verknüpften Gefahr, dem Kützel, ihre Meynung zu sagen, nicht widerstehn können, das Betragen der Regierung und der Generals, und zwar oft mit Klugheit und Einsicht,

1742. beurtheilt. Aus natürlicher Unruhe hatte die Nation Krieg gewünscht, bald aber auch die Art, denselben zu führen, getadelt; sie fühlte die Last eines Kaysers, der nichts hatte, als den leeren Titel; sie bewunderte die Königinn von Ungarn; sie hätte sich gern an dem Könige von Preußen gerächt, der alle Vortheile des Sieges für sich genommen, und Frankreich die Verlegenheiten, Ausgaben und übrige traurige Folgen überlaßen hatte; sie richtete jetzt ihre Augen nach Böhmen, und wünschte und hoffte, daß so viele brave Leute ihrem dortigen Untergange entrissen werden mögten, worunter ein jedes Mitglied von ihr Verwandte oder Freunde hatte. Der Unwille über das schimpfliche Betragen des Generals de Maillebois war allgemein. Man rächte das Publikum dadurch, daß er zurückberufen ward und in Ungnade fiel. Sein Kommando bekam der Marschall von Broglio, und so blieb also der Marschall de Belle-ile Herr von seinen Operationen, die bisher unter der Eifersucht der beyden Generals gelitten hatten. Er ward nun von neuem durch den Fürsten von Lobkowitz in Prag eingeschlossen. Das Ungemach der Belagerung war itzt größer und empfindlicher, als daß erste mahl; die strenge Witterung machte die Beschwerlichkeiten noch viel größer und seine Lage war ungleich schlimmer, als vorher, weil nun keine Hofnung zum Entsatz mehr vorhanden war, und er bloß von seinem eigenen Genie Beystand und Rettung erwarten mußte. Seine Maaßregeln waren, seinem Berichte nach, auf alle Fälle genommen, die Verhaltungsbefehle, die man ihm noch etwa zuschicken könnte, mögten lauten, wie sie wollten. Verlangte man, daß er sich wehren sollte, so übernahm er es sich mit der Garnison vier Monathe lang zu halten; wo nicht, so machte er sich anheischig, dieselbe nach Eger zu führen. Der Hof wählte das Letztere und erlaubte ihm Prag zu verlaßen, und seine Truppen nach Eger zu führen. Diese Erlaubniß hätte man lieber von den Feinden zu erhalten suchen mögen, die jetzt aufgebrachter waren,

ren, als jemals. Wie sollte er es anstellen, bey so strenger Witterung acht und dreyßig Meilen durch verwüstete Felder zu marschiren, ohne Lebensmittel, ohne Magazine, ohne Kavallerie, da er eine große Armee gegen sich hatte, die ihn fast umzingelte und er den beständigen Angriff ganzer Schwärme von leichten Truppen ausgesetzt war? Von allen diesen Schwierigkeiten läßt sich der Marschall nicht schrecken; er verbirgt seinen Entwurf unter einem undurchdringlichen Geheimniß, besorgt alles selbst, ordnet die Anstalten dazu unter einem andern Vorwande an, und täuscht den Fürsten von Lobkowitz, die Einwohner der Stadt, die feindliche Spions, und seine eigne. In der Nacht vom 16ten zum 17ten December marschirt er mit eilf tausend Mann Infanterie und drey tausend zwey hundert und funfzig Pferden aus der Stadt, nimmt die vornehmsten Einwohner als Geißeln und dreyßig Kanonen, nebst Lebensmitteln auf zwölf Tage, mit. Mit diesem Zug marschirt er durch den Schnee wo seine Leute mit dem heftigsten Frost kämpfen und sich zugleich mit einer unzähligen Menge von Husaren, Croaten, Panduren und Tolpatschen unaufhörlich herumschlagen mußten, die den Franzosen bald von vorn, bald von der Seite und bald von hinten zu schaffen machten. In diesen Umständen verläßt der General, ob er gleich krank ist, und nicht zu Pferde seyn kann, seine kleine Armee nicht, sondern läßt sich überall hintragen, wo seine Gegenwart nöthig ist, verhindert, daß sie nicht förmlich angegriffen wird, entzieht sie mit großer Geschicklichkeit der Wachsamkeit und Geschäftigkeit der leichten Truppen, vermeidet die hohlen Wege, wo die regulairen Truppen auf sie lauern und erreicht Eger ohne Treffen. Dieser meisterhafte Zurückzug ward mit dem Zurückzuge der eilf tausend verglichen, nur mit dem Unterschiede, daß dieser, da er vor mehr als zwey tausend Jahren geschehn, und von dem General selbst, der ihn gemacht haben will, erzählt wird, noch immer einigem Zweifel stark unterworfen bleibt, jener hingegen zu 1742.

unsern Zeiten und unter unsern Augen geschehen ist *), 1742. von denen, die selbst Augenzeugen davon gewesen, noch itzo bestätigt, von ihren Neidern und eifersüchtigen Nebenbuhlern nicht widersprochen, von allen aber durchgängig bewundert wird.

Der Oesterreichische General, der sich nicht zufrieden geben kann, daß er eine so herrliche Beute aus dem Garn gelaßen, geht nach Prag und fordert die Stadt auf. Herr de **Chevert**, den der Marschall mit einer Besatzung von ohngefehr sechs tausend Mann daselbst gelaßen, die aber größtentheils krank und verwundet waren, droht, die Stadt in Brand zu stecken und sich unter ihren Ruinen zu begraben, wenn man ihn nicht mit allen Ehrenzeichen abziehn und ihm die Freyheit läßt, mit seiner ganzen Garnison zur Hauptarmee zu stoßen. Er erhält alles, was er verlangt und marschirt nach Eger. Dies war die einzige Stadt in Böhmen, die der Kayser noch besaß, die er aber in dem folgenden Jah-
7. Sept. re auch verlor, da er sich durch eine eben so schnelle
1743. Umkehrung des Glücks, als vorher der gute Fortgang seiner Unternehmungen schleunig gewesen war, aller seiner Eroberungen wieder beraubt sahe, und auf dem Punkt stand, zum dritten mahl seine eigene Länder zu verlieren. Er hatte noch von Glück zu sagen, daß er, unter dem Schutze Ludewig des XV. einen ehrenvollen Titel behielt, der aber nicht sonderlich geehrt wird, wenn ihm nicht hinlängliche Macht Ehrfurcht verschaft. In der That gab ihm die Königinn

*) Ein Zweifler würde, auch bey dieser Thatsache selbst, noch immer gewonnen Spiel haben. Gesteht **Voltaire** nicht in seiner Geschichte des Krieges von 1741, daß man nachher noch immer die Frage, als eine Aufgabe, aufgeworfen hat, ob die Französischen Truppen würklich bis nach Caden gekommen sind? bemüht er sich nicht, dieses als wahr zu beweisen? und wenn man ihn gelesen hat, kann man nicht noch immer mit Recht sagen, daß auch er diesen Zweifel noch nicht völlig gehoben habe? (Anmerkung des Französischen Herausgebers.)

niginn von Ungarn, die sich den 12ten May zu Prag hatte krönen laßen, allen Verdruß und alle Demüthigungen zurück, die sie von ihm empfangen hatte, und ließ sich nunmehro von den Bayerschen Ständen auch huldigen. 1742. 12. May 1743. 13. Sept. 1743.

Die Uebergabe der Hauptstadt von Böhmen feyerte sie durch ein vortrefliches und glänzendes Fest, das sie zu Wien gab. Es bestand in einem Wettlauf mit Pferden und Wagen, nach Art der alten Griechen. Das sonsterbarste dabey war, daß lauter Frauenzimmer, an deren Spitze sich Maria Theresia, und ihre Schwester, die Prinzessinn von Lothringen, befand, in den Schranken erschienen und um den Preiß stritten. Ein zu diesen Zeiten in Europa und in der ganzen übrigen Welt unbekanntes und ungewöhnliches Schauspiel! Mit Recht suchte sie, mit ihrer Person den Triumph ihres Geschlechts zu verherrlichen. Wenn sie auch ihr Rang nicht vor den übrigen Sterblichen ausgezeichnet hätte, so würde ihre Schönheit allein aller Augen auf sie gezogen haben. Sie strahlte noch in der vollen Blüthe ihrer Jugend; sie war vortreflich gewachsen und hatte ein sehr majestätisches Wesen. Mit diesen äusserlichen Vorzügen des Körpers verband sie die vorzüglichern der Seele, einen herrlichen Verstand und eine Standhaftigkeit des Geistes, die in so hohem Grade selbst bey Männern selten ist. Durch eine herablaßende Leutseligkeit, die ihren Voreltern nicht eigen war, hatte sie alle Herzen gewonnen. Den Hochmuth und die steife und gezwungene Rangpünktlichkeit, wovon jene niemals abgegangen waren, hatte sie gänzlich verbannt. Die Erzherzoginn, ihre Base, die Statthalterinn in den Niederlanden war, hatte niemals jemanden an ihre Tafel gezogen: Maria Theresia ließ alle Damen und alle Officiers von Verdiensten mit sich speisen. Sie gab beständig Audienz, ließ frey mit sich sprechen, und wenn man auch nicht erhielt, was man gesucht hatte, so gieng man doch nie misvergnügt oder gekränkt von ihr. Ihre während einer vierzigjähri-

1742. gen Regierung sich immer gleich gebliebene sanfte und großmüthige Gemüthsart ist die beste Widerlegung für diejenigen, welche ihr die Grausamkeiten vorwerfen, die ihre Truppen in diesem Kriege begangen haben, die großentheils aus sehr verschiedenen ungesitteten, unbändigen und blutgierigen Nationen gezogen waren, deren sie nöthig hatte, und deren Willen die Herrscherinn selbst oft nachzugeben genöthigt war. Der tiefe Eindruck, den ihr Unglück in ihrer Seele zurückgelaßen hatte, war unstreitig Schuld an der Hartnäckigkeit, womit sie sich weigerte, einen Fürsten für das Oberhaupt des deutschen Reichs anzuerkennen, der mit allen gehörigen Förmlichkeiten erwählt, aber der unmittelbare Urheber ihrer Drangsale war. Gewiß, wenn irgend etwas in den Augen der Menschheit eine Rache zu entschuldigen vermag, die ihren Unterthanen und ganz Europa so viel Blut kostete, so müßte es das Schauspiel von den grausamen Bedrängnissen seyn, worinn diese Fürstinn sich befunden hatte.

Die Zeiten waren nun überstanden. Die Angelegenheiten der Königinn gewannen nicht allein in Deutschland, sondern auch in Italien, ein ganz anderes Ansehen. Der König von Sardinien, der anfänglich Mayland zurückgefordert, sein Recht in einem Manifeste dargethan, Truppen zur Unterstützung desselben auf die Beine gebracht und sich zu dem zwischen Frankreich und dem Kurfürsten von Bayern geschlossenen Allianztracktat geschlagen hatte, in der Hofnung, wechselseitigen Beystand zu finden, und sich mit der Beute von der unglücklichen Maria Theresia zu bereichern, erkannte nun den begangenen Staatsfehler, sobald er sahe, daß die Spanier, die mit ihm einerley Absicht hatten, Truppen in die streitigen Länder schickten. Er sahe wohl ein, daß er nicht für sich arbeiten würde, sondern wenn er sich für undankbare Alliirte aufgeopfert hätte, würde diese fremde Macht die Früchte davon genießen. Nach reifer Ueberlegung wollte er doch noch lieber das Herzogthum Mayland in den Händen des Hau-

ses

ses Oesterreich, als des Hauses Bourbon sehen, für dessen Nachbarschaft und Vergrößerung in Italien er sich fürchtete. Seinen eingegangenen Verbindungen getreu zu bleiben, hielt er nicht länger für Pflicht, als sie ihm nützlich und einträglich waren, er gieng also mit einem mahl zur entgegengesetzten Parthey über, schloß mit der Königinn von Ungarn einen Vergleich, und verband sich mit ihr, mit Vorbehalt seiner Anforderungen und Rechte, gegen ihren gemeinschaftlichen Feind. Dies war also ein Bündniß zweener Feinde, die die Noth gegen einen dritten vereinigte. Er ließ nun ungesäumt seine Truppen zu der Armee der Königinn stoßen, und bemächtigte sich des Herzogthums Modena. Der Beherrscher dieses kleinen Staats, der eine Prinzessinn von Französischem Geblüt geheyrathet hatte, war heimlich von Spaniens Parthey, hatte aber öffentlich eine Neutralität ergriffen, die er nicht zu behaupten vermogte. Er diente der stärkern Macht zum Spiel, verlor seine Herrschaft, die ruinirt ward, und erhielt zur Entschädigung den Titel eines Generalissimus des Königs von Spanien. Der König von Sardinien, der, wie wir oben angemerkt haben, die Pforten Italiens von der Seite der Alpen nach seiner Willkühr öfnen und verschließen kann, erhielt seiner Nebenbuhlerinn Mayland, dessen er sie anfänglich zu berauben gedachte. Noch mehr, er leistete ihr den unschätzbaren Dienst, vierzig tausend Franzosen und eben so viel Spanier in diesen Gegenden zu beschäftigen und aufzuhalten, die hier die Mühe vergeblich anwandten, die sie an andern Orten mit mehrerm Vortheil hätten anwenden können.

1742.

May 1743.

Der König von Spanien hatte seinen Angriff damit angefangen, daß er zu Wasser ein Korps Truppen nach Italien geschickt hatte, welche, unter Anführung des Herzogs von Montemar, der die Ehre seines in diesen Gegenden erworbenen glorreichen Zunahmens von Bitonto zu unterstützen hatte, gegen Ferrara anrückten. Das sonderbarste ist, daß diese Truppen, die durch das Toskanische gehen muß-

1742. ten, von dem Großherzog die Erlaubniß des freyen Durchzuges erhielten, der sich in Sachen seiner Gemahlinn für neutral erklärt hatte.

17. May Dom Philipp führte ein anders Truppenkorps zu Lande durch Frankreich dahin. Mehr hatte man von dem Kardinal nicht erhalten können, der zu schwach war, eine vollkommene Neutralität zu beobachten, und doch nicht zu den nachdrücklichen Angriffen schritt, die einen schnellen Frieden bewürken konnten. Dieser Einfall in das Mayländische hatte auch keine glückliche Folgen und vor geendigtem Feldzuge mußte Dom Philipp, der anfänglich einige Vortheile erhalten hatte, sich in das Delphinat zurückziehen. Mitten in Italien giengen die Sachen des Königs von Spanien nicht besser, als an der Gränze. Der König beyder Sicilien hatte seine Truppen zurückziehen müssen; und anstatt daß man andere Fürsten zwang, die Neutralität aufzugeben, die sie ergriffen hatten, nöthigte man diesen, dieselbe zu ergreifen, weil man nicht gestatten wollte, daß der Sohn seinem Vater beystünde. Eine Englische

18. Aug. Flotte erschien vor dem Hafen von Neapel, unter den Befehlen des Kapitains Martin. Dieser General einer Nation, die die Römer in allen Stücken nachzuahmen sucht, und oft die Größe, so wie die Ungerechtigkeit und Vermessenheit, derselben erreicht, drohten dem Könige, seine Hauptstadt zu bombardiren, wenn er nicht von dem Bündniß mit Spanien abgienge. Als ein zweeter Popilius gab er ihm nur eine Stunde Bedenkzeit, und dieser mußte gehorchen. Im Grunde war dies weiter nichts, als das Vergeltungsrecht wegen Frankreichs Betragen gegen Hannover, gegen Holland und gegen die kleinen deutschen Fürsten, die immer in den Strom größerer Mächte mit fortgerissen werden. Nur war mehr Aufrichtigkeit und mehr Verwegenheit in diesem Verfahren Englands. Immer aber war es doch am Ende das Recht des Stärkern, unter welchem die gekränkte Menschheit von einem Ende der Erden bis zum andern seufzt, und wofür sie, wenn irgend

etwas

etwas sie darüber trösten könnte, dadurch wenigstens gerächt wird, daß sie ihre Unterdrücker auch wieder die Opfer davon werden sieht, wenn die Reyhe an ihnen ist. 1742.

Der Herzog von Montemar, der durch den Abzug des Königs von Neapel geschwächt war, ward auf jeden Schritt von den Oesterreichern verfolgt und gedrängt, und verlor je länger je mehr. Ohne den Einfall des Dom Philipp wäre er gewiß unter der Uebermacht erlegen. Man schrieb ihm zu, was doch nur von den Umständen herrührte und er ward in diesem zweeten Italiänischen Krieg bloß durch die Ungnade berühmt, in die er fiel. Der Graf de Cages kam an seine Stelle, da es diesem aber, aus Mangel genugsamer Macht, nicht besser ergieng, so ward sein Vorgänger dadurch gerechtfertigt.

Diese Begebenheiten waren nur das Vorspiel noch größerer Auftritte. Bey der allgemeinen Verwickelung aller Angelegenheiten von Europa konnten dieselben unmöglich mehr anders, als durch eine gewaltsame Erschütterung, wieder ins Geleis kommen, und diese konnte nicht anders entstehn, als durch den öffentlichen Bruch zwoer Mächte, die damals das Uebergewicht in Europa hatten, und aus bloßen Bundsgenossen und Mithelfern, die sie bisher waren, nunmehro bald die vornehmsten streitenden Partheyen werden sollten. Frankreich gieng damit schon offenbar zu Werke, denn es hatte sein Geld und das Blut seiner Unterthanen aufgeopfert. England hatte heimlicher gewürkt, und bisher bloß Geld hergegeben, es hatte aber auch schon angefangen, laut zu werden, und aus dem gegen den König von Neapel gewagten Schritt konnte man auf den Willen schliessen, das einmahl angefangne Werk mit allem möglichen Nachdruck zu unterstützen.

Der Kardinal, der, wie er sich selbst ausdrückte, so weit über seine anfänglich genommene Maaßregeln hinausgeführt worden, verlor alle Hofnung, wieder in das vorgesetzte Geleis zu kommen. Seine Gesundheit nahm von Tage zu Tage ab, und

1743. ob man gleich aus läppischer Schmeicheley die Zeitungen täglich mit Nachrichten von noch lebenden hundertjährigen Greisen aufs sorgfältigste anfüllte, die mehrentheils erdichtet waren, und romanenhafte Erzählungen von Wunderelixiren ausbreitete, die die Kraft hätten, das Leben zu verlängern, so mußte er doch seine Sterblichkeit immer deutlicher fühlen. Er bekam oft üble Zufälle, die keine andre Folgen haben konnten, als eine gänzliche Auflösung. Da die Aerzte ihm alles Arbeiten auf einige Zeit schlechterdings untersagt hatten, so nahm er an den Berathschlagungen im Konseil so wenig, als möglich, Theil, und hielt sich mehrentheils auf dem, zwo (französische) Meilen von Paris gelegenen, Lustschlosse Issy auf; behielt aber wenigstens noch den Schein der Obergewalt. Die Ministers kamen täglich zu ihm, statteten ihre Berichte ab und empfingen seine Befehle. Der Staatssekretär vom Kriegsdepartement, Herr de Breteuil, hatte eines Morgens ein Paar Stunden mit dem Kardinal gearbeitet, und verfiel, als
1. Jan. er aus dessen Zimmer kam, in eine Ohnmacht, so daß man ihn für todt hielt. Die Leute des Kardinals, aus Furcht, daß dieser Zufall zuviel Eindruck auf ihren Herrn machen mögte, kamen ihm gar nicht zu Hülfe, sondern suchten, eiligst seiner loß zu werden, packten ihn in seine Kutsche, und er starb bey seiner Ankunft in Paris. Eine so übertriebene Schonung gegen den Kardinal, oder vielmehr eine so grausame Unmenschlichkeit, die durchgängig übel aufgenommen ward, und die dem Marquis de Breteuil das Leben kostete, konnte das Leben des Kardinals doch nur auf einige Tage fristen. Er endigte
29. Jan. seine Laufbahn den 29. Januar. Er hatte lange und viel auszustehn und litt mit großer Standhaftigkeit. Fast bis auf den letzten Augenblick behielt er seine Gegenwart des Geistes. Der König besuchte ihn zweymahl in seiner Krankheit, und war bey seinem Sterben zugegen. Er hatte den Dauphin mitgebracht, und weil man diesen jungen Prinzen vom Sterbebette entfernt hielt, so bat der Kardinal, daß man

man denselben möchte näher herantreten laßen und sagte: Es ist gut, daß er sich an dergleichen Auftritte zeitig gewöhne. Ein philosophischer Ausspruch! der aber von der gewöhnlichen Hofsprache zu sehr abweicht, als das ihn der Kardinal eher, als auf dem Sterbebette, hätte anbringen sollen. Er bewies dadurch, daß er sich schon vom Irdischen loßgerissen hatte. Er sprach auch kein Wort weiter. Man sagt, daß er bey diesen Conferenzen mit dem Könige, dem er von dem Zustande des Reichs und von demjenigen Nachricht gab, was er bey der gegenwärtigen Lage Europens für nöthig hielt, denselben wider den Kardinal de Tencin eingenommen habe, einen Mann von ausnehmenden Verstande, der seine Hochachtung und sein Zutrauen zu haben schien, kürzlich erst ins Konseil gekommen war, und dem er sogar Hofnung gemacht hatte, daß er sein Nachfolger werden sollte; einen Mann übrigens, der in seinen Grundsätzen ganz Prälat, ein eifriger Molinist und den Jesuiten völlig ergeben war. Diese Falschheit entstand wohl aus der Furcht, daß dieser Minister sein Andenken zu schnell mögte in Vergessenheit bringen. Uebrigens gründete sie sich auf seine Gemüthsart, und dies mildert in etwas das auffallende und verabscheuungswürdige einer solchen Selbstsucht. Er fürchtete sich vor tiefdringenden oder sehr geschäftigen Genies in hohen Staatsbedienungen; vor den ersten wegen ihrer Staatsentwürfe und vor den letztern wegen ihrer Unruhen. Er glaubte, daß man füglich ohne solche Genies zurecht kommen könnte, und daß sie oft mehr Schaden, als Vortheil, stifteten. Er betrachtete die Staatsverwaltung, wie die Verwaltung einer Familienhaushaltung, und er hatte aus der Betrachtung des gemeinen Lebens die Bemerkung abgezogen, daß Leute von großen Talenten ihrer häuslichen Wirthschaft nicht immer zum Besten vorstünden. Ordnung, Sparsamkeit, Sanftmuth, Geduld, einfache Sitten, äußerliche Beweise von Aufrichtigkeit und Treue waren, seiner Meynung nach, die wahren Stützen und ächte 1743.

1743. ächte Triebfedern der Staatsverwaltung, und die Wahl der dazu angestellten Person übrigens sehr gleichgültig, wenn sie nur nicht die den vorbeschriebenen Eigenschaften entgegen gesetzte Fehler hatten. Man hätte seiner Behauptung das Beyspiel des Reichsverwesers entgegen setzen können; er würde diesen Einwurf aber durch Anführung seines eigenen Beyspiels widerlegt haben, und in seinen Augen war seine eigene Erfahrung sicherer und gültiger, als alle Beyspiele. Mit etwas mehr Philosophie und weiter dringenden Blicken hätte er die Anmerkung machen können, daß Philipp der Mann war, wie ihn Frankreich zur Zeit der Minderjährigkeit Ludewig des XV. brauchte; und Fleuri der Mann, der auf die Reichsverweserschaft folgen mußte. Bey dem Tode Ludewig des XIV. da die lange behauptete Alleinherrschaft auf dem Punkt stand, unter verschiedene Zweige der Staatsverwaltung vertheilt zu werden, war eine starke Faust nöthig, die die Zügel der Regierung fassen und zusammenerhalten konnte; ein Oberhaupt, das sich durch Geburt, Muth und Talente Ansehn zu verschaffen wußte; ein dreistes unternehmendes Genie, das fähig war, im Nothfall eine unvermuthete Erschütterung des Staatskörpers zu bewürken, die schnell, kurz, entscheidend und eben so außerordentlich war, als die Lage, die diese Erschütterung nöthig machte. Frankreich war damals ein ohne Hofnung krank darnider liegender Staatskörper, den die Aerzte schon aufgegeben und den gewagten Versuchen eines Quacksalbers überlaßen hatten. Im Jahr 1726 war es ein starker Körper, dem einige Unpäßlichkeit zugestoßen war, und der bloß nöthig hatte, gute Diät zu halten. Dies ist der sehr richtige Vergleich, den der Kardinal selbst anstellte, als er ein neues Finanzproject verwarf. Er schilderte dadurch im voraus das Bild seiner Staatsverwaltung, aus welcher überall seine sanfte und stille Denkungsart hervorleuchtete. Auch die ihm vorgeworfene Fehler wieder die Staats- und Regierungskunst flossen aus dieser Quelle. Wenn er

er das Seewesen verabsäumte, so geschah es, um Frieden mit England zu haben. Wenn er dem Gebrauch der versiegelten Kabinetsordres weder Maaß noch Ziel setzte, so war es, um Frieden in der Kirche zu haben. Wenn er zuviel Zutrauen auf die Generalpächter setzte, und diese Blutigel im Busen des Königreichs zu einer dauernden Gesellschaft werden ließ, so that er es, um den Unordnungen vorzubeugen, die durch große Verändrungen, durch scheinbare Verbesserungen hervorgebracht werden. Mit einem Worte, er suchte niemals groß, aber immer nüzlich zu seyn. 1743.

Seine Mäßigung verließ ihn zu keiner Zeit seines Lebens, auf keiner Stufe seines Alters, unter keinerley Umständen; sie beherrschte sogar seine Leydenschaften und, sonderbar genug! ward der Grund seiner Erhöhung. Ludewig der XIV. verweigerte ihm sehr lange ein Bißthum. Er wartete mit Geduld und ohne Murren. Diese Bescheidenheit gefiel dem Könige, der ihm endlich, da er alle Hofnung schon aufgegeben hatte, das Bisthum Frejus gab, und ihm sagte: Ich habe sie etwas lange warten lassen, weil Sie zu viel Freunde hatten, die für Sie baten; ich aber das Vergnügen haben wollte, ganz allein Ihren Dank zu verdienen.

Eben diese Mäßigung hies ihn sein Bisthum abgeben, so bald er Hofnung hatte, an den Hof zu kommen. Seine schwächliche Gesundheit nahm er zum Vorwande; und aus dem Grunde lehnte er auch das Erzbisthum Rheims ab, welches der Herzog von Orleans ihm anbot. Dem Marschall de Villars, der in ihn drang, es anzunehmen, gab er zur Antwort, daß es unschicklich seyn würde, wenn er jetzt Gesundheit und Kräfte genug hätte, einem so wichtigen Kirchensprengel vorzustehen, nachdem er zu schwächlich gewesen, in Frejus zu bleiben. Der eigentliche Grund aber war, daß er nach höhern Ehrenstellen strebte, und Versailles nicht verlaßen wollte. Sein im Zügel gehaltener Ehrgeitz erstürmte sich aber die Ehrenstellen nicht, sondern stahl sich, so

zu

1743. zu sagen, durch liebreiche Sanftmuth und Biegsamkeit in dieselben hinein, und wünschte, daß auch dieses von Niemanden gemerkt werden sollte. Als er zum Lehrer des jungen Dauphin ernannt war, schrieb er dem Kardinal Quirini: „Mehr als einmahl habe ich mich in meine Einsamkeit nach Frejus zurück „gewünscht, die ich ungern entbehre. Bey meiner „Ankunft hieselbst erfuhr ich, daß der König in den „letzten Zügen lag, und mir die Ehre erwiesen hatte, „mich zum Lehrer seines Enkels zu ernennen. Wenn „er noch in dem Stande gewesen wäre, mich anzu„hören, so würde ich ihn gebeten haben, mich mit ei„ner Last zu verschonen, vor der ich erzittre; nach „seinem Tode aber hat man mich nicht hören wollen; „ich bin darüber krank geworden, und nichts kann „mich über den Verlust meiner Freyheit trösten." Indessen arbeitete er schon von weitem daran, sich, durch Verschaffung des Römischen Purpurs, selber zu trösten.

Seine sich immer gleiche und überaus verbindliche Gemüthsart machte den Abbé de Fleuri zu einem der angenehmsten Hofmänner. Als er an den Hof kam, war er recht dazu gemacht, sein Glück daselbst zu machen, und er empfand dies selbst gleich Anfangs. Als er den Hof wieder verlaßen mußte, war ihm der Aufenthalt zu Frejus höchst zuwider. Er sagte im Scherz, sobald er seine Frau gesehen hätte, wäre ihm seine Verheyrathung leyd gewesen, und einen in eben so scherzhaftem Ton geschriebenen Brief unterschrieb er: Fleuri, von Gottes Ungnaden Bischof von Frejus.

Das schöne Geschlecht war von den Annehmlichkeiten seiner Person und seines Umgangs bezaubert. Die Mannspersonen gewann er durch das einfache seines äußern Anstandes und durch einen Schein von offenherziger Redlichkeit; denn er war nicht immer das, wofür man ihn ansah. Seine Heucheley hatte indessen nichts niederträchtiges und hassenswürdiges. Bey andern Menschen besteht die Heucheley nicht allein in einem unaufhörlichen Zwange, den sie

ihrer

ihrer Gemüthsart anthun, sondern auch in der müh- 1743.
seeligen Bestrebung, eine ihnen ganz fremde Gemüthsart zu zeigen. Bey ihm war sie bloß natürliche Geschicklichkeit, seine Gemüthsart nicht weiter, als bis auf einem gewissen Punkt, von der anständigsten Seite, und in dem günstigsten Lichte, sehn zu laßen.

Mit dieser Kunst, sich immer gleich zu scheinen, wenn er auch hundert verschiedene Gestalten annahm, gelangte er zu allem, was sein Herz wünschte. Im Jahr 1728 machte seine Gegenwart schon den angenehmsten Eindruck bey dem Congreß zu Soissons. Sobald er, als ein zweeter Nestor, seine süße Beredsamkeit hören ließ, waren alle Stimmen auf seiner Seite. Die Bevollmächtigten betrachteten ihn, als ihren Vater. Verschiedene Fürsten des deutschen Reichs und der Kayser Karl der VI. selbst gaben ihm zuweilen diesen Titel in ihren Briefen. Als der Pohlnische Thron ledig war, mißbrauchte man den Ruf der Friedfertigkeit, worinn er stand. Der Großkanzler sagte öffentlich, man könnte alles gegen Stanislaus unternehmen, der Kardinal würde es wohl leiden. Er litt es aber nicht, und endigte den deshalb entstandenen Krieg, in welchem er bloß nach Maaßgabe der vorkommenden Umstände handelte, weit vortheilhafter, als er selbst gehofft hatte. Er würde gestorben seyn, ohne daß Frankreich unter seiner Verwaltung irgend ein Unfall zugestoßen wäre, wenn man ihn nicht durch Vorspiegelungen, die seinen friedfertigen Gesinnungen schmeichelten, in den Krieg von 1741 hineingezogen hätte, der sehr glänzend anfieng, hernach aber immer unglücklich war, bis an seinen Tod. Eine der unglücklichsten Folgen davon war die Auflage des zehnten Pfennigs. Diese Abgabe war zuerst im Jahr 1710 von Ludewig dem XIV. aufgelegt worden, und zwar nach einem zehnjährigen höchst unglücklichen Kriege, in welchem er sich mit ganz Europa herumgeschlagen hatte, und nach dem grausamen Winter von 1709 woron die Französische Geschichte kein Beyspiel aufzuweisen hat.

1743. Dieser so souveraine Monarch, der über eine so fürchterliche Auflage selbst unwillig war, rief aus, als man sie ihm vorschlug: Dazu hab ich kein Recht! *) Im Jahr 1733 ward diese Abgabe von neuem aufgelegt, drey Jahre nachher aber wieder erlaßen. Dieses mahl war man vor dem Ausbruch der Feindseeligkeiten dazu geschritten **). Der Kardinal sah leicht voraus, daß sie beständig dauern würde.

Der Krieg, der immer hitziger ward, anstatt zum Ende zu gehen, würde seine bisher unerschütterliche Gemüthsruhe gestört haben, wenn das Alter nicht seine Empfindlichkeit geschwächt hätte, die bey ihm überhaupt niemals sehr lebhaft gewesen war, selbst nicht für die Vergnügungen. Er war wollüstig aus Geschmack, mäßig und ordentlich aus Klugheit und Vernunft, und so trug seine Mäßigung viel dazu bey, sein Leben glücklich zu machen und zu verlängern. Er war neunzig Jahre alt geworden, ohne krank zu seyn, sein Geist war noch munter, sein Kopf frey und leicht, er selbst noch aufgelegt, Vergnügungen zu genießen und zu arbeiten, sein Herz war erschlafft, aber sein Magen vortrefflich. Er trank immer von Eis, selbst im härtesten Winter.

Der Kardinal hatte einen lebhaften und feinen Verstand, sein Gespräch war leicht und ungezwungen, ungemein unterhaltend und mit sonderbaren Aneckdoten, wovon er einen großen Vorrath hatte, gewürzt. Es standen ihm viel rasche und glückliche Einfälle und witzige Antworten zu Gebote; sein Scherz war fein, und, was sehr selten ist, niemals beleidigend. Er machte sich vielmehr durch diese Gabe andern gefällig, weil er ihnen auf eine witzige Art damit schmeichelte. Er sprach vortreflich und schrieb auch so. Es sind noch einige von seinen letzten Billets vorhanden, welche beweisen, daß er seine ange-

*) Dieser Einfall wird in verschiedenen Schriften angeführt. Wir nehmen ihn aus dem *Avocat national.*

**) Das Edickt vom 29. August 1741 setzt die erste Hebung dieser Auflage auf den nächstfolgenden 1. Oktober.

angenehme Schreibart bis an sein Ende beybehalten. Er liebte die Wissenschaften, hatte viel Geschmack und richtige Beurtheilung. Ein Zug, der ihm viel Ehre macht, ist, daß er, Trotz aller scheinheiliger Kopfhänger, die ihn umgaben, das Herz hatte, das berufne Trauerspiel der Fanatismus *) zu billigen, und dadurch dem Urtheile eines großen Pabstes zuvorzukommen. Es ward auf seine Veranlaßung einige Monathe vor seinem Tode aufgeführt. Unglücklicher weise hatte er nicht Muth genug, dasselbe gegen das Murren des würklichen Fanatismus beständig zu schützen. Ohne es geradezu zu verwerfen, rieth er dem Verfasser, es wieder zurück zu nehmen. Indessen sieht man, daß Voltaire ihm für seinen guten Willen immer Dank gewußt, und daß dieser große Schriftsteller den Kardinal an allen Stellen seiner Schriften, wo er seiner erwähnt, immer sehr günstig behandelt hat. 1743.

Bey der bekannten Wirthlichkeit des Kardinals, die gemeiniglich mit dem Alter zunimmt, und nur zu oft in Geitz ausartet, hätte man glauben sollen, daß er großen Reichthum hinterlaßen würde; er starb aber ohne Vermögen. Das wenige, was er von Hause gehabt, hatte er verzehrt. Sechszig tausend Livres, so ihm seine zwo geistliche Pfründen einbrachten, zwanzig tausend Livres, die er von seiner Stelle im Conseil hatte und funfzehn tausend Livres von den Bedienungen, die unter seiner Oberaufsicht standen, machten sein ganzes jährliches Einkommen aus, das mit seinem Tode auch aufhörte. Dies waren

*) Da dieser Titel der Geistlichkeit anstößig war, so ist das Trauerspiel jetzt nur unter dem Nahmen Mahomet bekannt. Voltaire hatte 1745 die Geschicklichkeit, sich ein Approbationsbreve von Benedickt dem XIV. zu verschaffen. Auf Einreden des Grafen d'Argenson befahl endlich Ludewig der XV. im Jahr 1751 daß dieses Stück aufgeführt werden sollte, und seitdem hat es sich beständig auf dem Theater erhalten.

1743. ren also noch nicht einmahl hundert tausend Livres jährliche Renten. Kein Wunder, daß ein Premierminister ein so mäßiges Einkommen verzehrte! Jetzt sieht man oft einen Commis von Versailles eben so viel verzehren. Voltaire versichert uns, daß seine Mobilien nicht zwey tausend Thaler werth waren; es ist ja fast kein Handwerksmann, dessen Mobiliarvermögen nicht stärker wäre.

Wenn er indessen seine Familie nicht durch seine Erbschaft bereicherte, so muß man doch gestehn, daß er sie auf andre Art versorgt hatte. Lange widerstand er der Eitelkeit, sie in einen höhern Stand zu versetzen. Endlich gab er ihrem ungestümmen Anhalten nach und versorgte alle die Seinigen aufs beste. Und dies war die edelste Art, ihr Glück zu machen. Einen seiner Neffen machte er zum Herzog und Pair, zum Gouverneur von Lothringen und zum Kammerjunker des Königs. Wegen dieser letzten Stelle entstanden Widersprüche. Die übrigen Kammerjunkers fanden diese Bedienung für ihn zu vornehm, weil sie nur für Edelleute aus den vornehmsten und ältesten Häusern bestimmt wären; der König mußte sein ganzes Ansehn anwenden, um durchzudringen, und doch konnte er dem neuen Ankömmling den Verdruß nicht ersparen, den ihm die andern bey allen Gelegenheiten machten.

Außer den Bedienten, Verwandten und Kreaturen des Kardinals war der König vielleicht der einzige Mensch in seinem ganzen Königreiche, der den Verlust desselben beweinte. Aus zu großer Erkenntlichkeit begnügte er sich noch nicht damit, daß er ihm auf der Stelle die Ehre anthat, die nur für gekrönte Häupter, bestimmt ist, nehmlich ihm ein feyerliches Hochamt in der Kirche Unserer lieben Frauen halten zu laßen, wo der berühmteste Redner damahliger Zeit, der Jesuit la Neuville, ihm eine Leichenrede halten mußte; sondern er wollte auch der spätesten Nachwelt seine Gesinnungen zu erkennen geben, und befahl, diesem Minister in der St. Ludewigskirche im Louvre ein prächtiges Denkmahl zu setzen. Diese

große

große Empfindlichkeit gieng aber bald in so große Gleichgültigkeit über, daß das Denkmahl in der Werkstatt des Künstlers unvollendet stehen geblieben wäre, wenn die Familie nicht die Unkosten bezahlt und die Vollendung besorgt hätte. 1743.

Das Volk, das sich bey dem Tode eines Ministers oft mit Recht von einer Geißel befreyt glaubt, ohne zu beherzigen, daß nur die darauf folgenden Begebenheiten seine Freude oder seinen Schmerz bestimmen sollten, freute sich über den Tod des Kardinals, ehe es den Nachfolger desselben kannte. Es wußte nicht, daß der Zeitraum seiner Staatsverwaltung, so unvollkommen dieselbe seyn mogte, von den Geschichtschreibern einst als ein Gnadengeschenk des Himmels und als das goldene Sekulum für Frankreich *) betrachtet werden würde; daß auf dieses goldene, welches mit ihm und schon vor ihm zu Ende gieng, ein silbernes Sekulum folgen und dieses letztere sich bald in ein eisernes verwandeln würde. Denn dies sind die Unterabtheilungen, die wir bey dem dritten Zeitraum der Regierung Ludewig des XV. machen, den wir nun beschreiben, vorher aber noch einige einzelne Punkte und Begebenheiten nachhohlen wollen, die wir, um den Faden der erzählten Geschichte nicht zu zerreißen, bis hierher verspart haben. Hauptsächlich ist es nöthig, den Zustand genau zu beleuchten, in welchem er das Französische Seewesen hinterlaßen hat, weil dieser Theil seiner Staatsverwaltung am meisten getadelt zu werden pflegt.

Obgleich die Französische Seemacht nicht völlig so furchtbar war, als sie seyn konnte und sollte, so behauptete sie doch, so lange der Kardinal lebte, den

H 2 Ruf,

*) Dieses Ausdrucks bedient sich der Verfasser des *Journal historique de Louis XV. surnommé le Bien-aimé*, ein großer Schmeichler dieses Monarchen, der zu desselben Lebzeiten, mit Erlaubniß und Privilegien, und vor dem unglückseligen Ende seiner Regierung, schrieb.

1743. Ruf, worinn sie immer gestanden, daß sie, bey gleicher Anzahl und Macht, ihrer Nebenbuhlerinn nicht wich. Ohne den Grund davon in der größern Tapferkeit zu suchen, mit welchem Wahn sich der Nationalstolz so gern brüstet, laßen sich drey physische Ursachen angeben, die sehr begreiflich sind; warum zwischen zwey Schiffen von gleichem Range die Gleichheit doch nur scheinbar ist.

Die Französischen Schiffsbalken sind stärker, die Kanonenkugeln vom größerm Kaliber, und die Bemannung ungleich zahlreicher. Vorzüge, die vielleicht von Seiten der Engländer dadurch ersetzt werden, daß ihre Schiffe leichter sind, und sich besser wenden und bewegen laßen, mithin ihre Evolutionen leichter und schneller und ihre Matrosen gewandter und geübter sind. Daher rührt aber der Unterschied, mit welchem diese beyde Nationen zur See fechten. Die Engländer müssen, weil sie weniger Mannschaft haben, das nahe Zusammenkommen der Schiffe zu vermeiden suchen; sie müssen mehr gegen das Schiff, als gegen die Mannschaft, kämpfen, daß heißt, demselben ausweichen. Sie müssen daher schlechterdings den Vortheil des Windes behalten, damit sie, vermöge ihrer schnellern Wendungen, dem Feinde mehr Lagen geben können, selbst aber so wenige empfangen als möglich und zwar in solcher Stellung, worinn ihnen die Lagen den wenigsten Schaden thun. Die Franzosen hingegen, die von der Anzahl ihrer Aerme besser Gebrauch machen können, wenn Schiff an Schiff stößt, müssen dieses zu bewerkstelligen suchen. Wenn dies nicht angeht, feuern sie auf die Mitte des Schiffs, um, wenn sie den Boden bestreichen, mehr Menschen zu tödten oder zu verwunden, oder auch das Schiff leck zu machen, damit die Mannschaft sich mit Pumpen beschäftigen müsse, und also schwächer werde. Endlich gewährt ihnen die Stellung unter dem Winde die Freyheit, ihre Hauptbatterie besser spielen zu laßen, und durch das heftige Feuer mehr Schaden zu thun. Alles dieses

ist

ist jetzt unstreitig anders, wir sprechen aber hier von dem damahligen Zustande der Seemacht. 1743.

Der Herzog von Penthievre, der schon als ein Kind zum Großadmiral von Frankreich ernannt war, und, seit dem Tode seines Vaters, dem Posten würklich vorstand, war nicht älter, als achtzehn Jahre, und konnte sich also nicht hervorthun. Die beyden Viceadmirals waren der Graf de Sainte-Maure und der Marquis d'Antin. Der erste, ein Mann von hohem Alter, hatte sich bloß durch einen Fehler und einen witzigen Einfall bekannt gemacht. Als er das Schiff le Fougueux von vier und siebzig Kanonen kommandirte, und mit demselben aus dem Rocheforter Hafen auf die Rhede auslegte, ließ er es auf einen Felsen stoßen, wo es noch itzo zu sehen ist, und sagte ganz kaltsinnig, als es feste saß, daß es den Schiffern zur Warnungstonne *) dienen könnte. Der zwecte, der jüngste Sohn der Frau Gräfinn von Toulouse aus erster Ehe, war durch außerordentliche Begünstigung zu diesem Posten gestiegen, ohne die in allen Ständen, und hauptsächlich im Seewesen, so nöthige Prüfungszeit auszuhalten, da doch dies schwere Handwerk in langen und mühseligen Lehrjahren erlernt werden muß, deren Abgang durch nichts ersetzt werden kann. Da er in einem Alter, worinn er eigentlich noch hätte Schiffssoldat seyn sollen, diesen Posten bekommen, der sonst nur zur Belohnung für die wichtigsten Dienste gegeben zu werden pflegt, so hatte er sich bemüht, den Abgang an Uebung, so viel möglich, durch Nachdenken und Studiren zu ersetzen. Er liebte die Schiffahrt und hatte sich ein eigenes Studium daraus gemacht; es verdroß ihn ungemein, daß sie verabsäumt ward und daß sein

*) *Balise.* Ein Zeichen zur See, so entweder in einer schwimmenden Tonne, oder in einem auf einem Gerüste aufgerichteten Mastbaum, besteht, damit die Schiffer den damit bezeichneten Oertern, die entweder wegen Untiefen, oder wegen versteckter Klippen unter dem Wasser, gefährlich sind, ausweichen können.

1743. Rang ihm nicht erlaubte, von unten auf zu dienen und sich praktisch zu bilden. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich bis auf die geringsten Kleinigkeiten, und er hatte auch nicht ermangelt, sich bey Gelegenheit von dem Seewesen andrer Nationen, und besonders der Engländer, zu unterrichten. Da er niemals einem Gefechte beygewohnt hatte, so ließ sich von seinem Muthe nichts entscheidendes sagen, allein seine Geburt ließ schon gar nicht vermuthen, daß er seiner Person schonen würde, wo es die Pflicht erforderte, der Gefahr entgegen zu gehn. Die Gefahren sind zu Wasser häufiger und unvermeidlicher, als zu Lande. Er schien von edler Hitze entflammt, sobald es entschieden war, daß man Spanien zu Hülfe kommen, und die Französische Flagge in Ansehn setzen wollte. Er bat sich ein seinem Range angemessenes Kommando aus und gieng mit einer Flotte
Septbr. 1740. von zwey und zwanzig Linienschiffen von Brest unter Segel. Diese Macht schreckte England, und es ward über die Bestimmung so vieler Schiffe unruhig. Diese vereinigten sich in Amerika mit den Spaniern und deckten die Schiffe und die Küsten derselben. Die Gesetze des Völkerrechts erlaubten den Engländern nicht, die Französische Flagge anzugreifen, da kein Bruch mit Frankreich vorhanden war, und noch ein Ambassadeur am dortigen Hofe residirte.

Nach acht monatlicher Fahrt lief der Marquis d'Antin wieder in Brest ein, hatte aber nicht die Zeit, sich von dort nach Paris zu begeben, woher denn auch damals das Gerücht entstand, er sey von einem General entleibt, dem es verdrossen hätte, unter den Befehlen eines so jungen Mannes zu stehen. Allein diese Anecdote ist falsch. Er hatte vielmehr einen Wasserbruch, den er sich selbst operiren wollte. Weil er nun so dick war, daß er kaum gehn konnte, mithin auch unbehülflich und ungeschickt war, so that er sich Schaden, der Brand kam in die Wunde und
24. April 1741. er starb als ein Opfer einer übel verstandenen und übel angebrachten Schamhaftigkeit. Man bedauerte einen Herrn, der so viel Hofnung von sich gab und beson-

besonders betrübte sich die Prinzessinn, seine Mutter, über den Verlust eines Sohnes, den sie zärtlich liebte. Er hinterließ eine sehr reiche schöne und junge Wittwe, mit welcher er keine Kinder gezeugt, die sich hernach mit dem Grafen de Forcalquier vermählt hat, und durch ihre Schönheit lange die Zierde des Hofes gewesen ist. 1743.

Eine Begebenheit von der Flotte des Marquis d'Antin, welche verdient, auf die späteste Nachwelt gebracht zu werden, ist die That des Marquis de Boulainvilliers. Er kommandirte den Bourbon von vier und siebzig Kanonen. Verschiedene Lecke, die das Schiff bekommen, hatten es verhindert, mit der Flotte gleich zu segeln. Es war zurückgeblieben und der Flotte aus dem Gesicht gekommen. Inzwischen hatte es die Höhe von Ouessant erreicht, als der Kapitän gewahr ward, daß der Schaden so groß geworden war, daß alle Pumpen bey unablässiger Arbeit nicht im Stande waren, so viel Wasser herauszuschaffen, als durch die Lecke eindrang, und daß sein Schiff weder durch Steuern, noch durch Rudern, zeitig genug das Ufer erreichen konnte, um ausgebessert zu werden. Da die strenge Pflicht ihm nicht erlaubte, sein Schiff zu verlaßen, so sah er dem Tode getrost unter die Augen und war nur darauf bedacht, seinem Könige einige Unterthanen zu retten. Sein Sohn befand sich unter dieser Anzahl. Er wendete vor, daß er sie abschickte, Hülfe herbeyzuschaffen, wovon er schon wußte, daß sie nicht zeitig genug mehr ankommen konnte. Er läßt also eilf Officiers und eilf Seeleute in die Schaluppe steigen und diese sehn eine halbe Stunde nachher mit dem innigsten Schmerz diesen zärtlichen und großmüthigen Vater und alle ihre Kameraden mit dem Bourbon sinken und von den Wellen verschlungen. Grausames Schauspiel, daß der Gedanke, in der Geschichte zu leben, vielleicht über die Gebühr versüßt! 19. April 1741.

Diese Flotte hatte, ohne eigentliche Thaten zu thun, die Ehre der Flagge aufrecht erhalten. Zwo andere geringere Flotten hatten mehr gethan. Die

1743. Januar 1741. Engländer stellten sich, als wenn sie die Franzosen für Spanier ansähen, und griffen auf der Höhe von St. Domingo mit sechs Schiffen den Ritter d'Epinay an, der nur viere hatte, mußten aber, ihrer doppelten Ueberlegenheit an Zahl und Stärke der Schiffe ungeachtet, weichen, sich entschuldigen und ihren Angriff einem Irrthum zuschreiben. Daß sie so davon kamen, hatten sie ohne Zweifel der gewöhnlichen Mäßigung des Kardinals zu danken, der in der Hofnung, daß er nicht nöthig haben würde, mit England öffentlich zu brechen, in den Instrucktionen des Französischen Kommandanten die größte Vorsichtigkeit und Behutsamkeit empfohlen hatte.

5. August 1741. Ein andermal wurden der Boreas, geführt vom Ritter Caylus, der Aiguillon, geführt vom Grafen de Pardaillan und die Fregatte Flora von vier Englischen Kriegsschiffen und einer Fregatte am Eingange der Meerenge von Gibraltar angegriffen, die, ob sie gleich fünfe gegen drey waren, dieser Königlichen Eskadre nichts anhaben konnten, sondern sich nach dreystündigem Gefecht zurückziehn mußten. Indessen ward der Graf de Pardaillan bey der ersten Lage erschossen. So versuchten die Engländer ihre Kräfte gegen Frankreich, ohne sich für Feinde zu erklären. Sie fiengen damals schon an, die mehr vortheilhafte als rühmliche Staatsmaxime anzunehmen, es nicht eher zu wagen, bis sie ihren Nutzen dabey fänden, und den Krieg nicht anzufangen, ohne von dem guten Ausgang desselben Gewißheit zu haben.

Ein Todesfall fiel dem Kardinal ungemein auf, der kurz vor dem seinigen erfolgte, und den man ihm nicht verschweigen konnte, nehnlich der Tod des Samuel Bernard, eines Greises, der mit dem Kardinal ungefähr von gleichem Alter war. Dieser Jude, von einem in Frankreich nicht geduldeten Volke, war auf den höchsten Gipfel der Achtung gestiegen, die ein unermeßlicher Reichthum gewähren kann. Von seinen drey Kindern war der eine Parlamentspräsident, der andre Requetenmeister und seine Tochter an einen gewissen Molé verheyrathet, der nachher

her Oberpräsident ward. Er war Hofbankier und hatte die Ungerechtigkeit des Hofes auf sich nehmen, und an dessen Statt Bankerot machen müssen. Er wies dadurch allen seines Gelichters die Wege, durch Niederträchtigkeiten zu Ehren zu kommen. Er vermehrte dadurch nur seinen Reichthum und hinterließ drey und dreyßig Millionen. Rühmlich war es indessen immer für ihn, daß er den Gott seiner Väter nicht verließ, um zu Ehrenstellen zu gelangen, die er mit seinem Gelde sich leicht hätte erkaufen können, und daß er seinen Reichthum oft dazu anwendete, Gutes zu thun, und Unglücklichen zu helfen. Ueberdies zeigte er zuweilen eine edle, große und standhafte Seele, wodurch er sich über die großen hinwegsetzte, die ihm niederträchtiger Weise schmeichelten. Als der Siegelbewahrer Herr de Chauvelin in Ungnade fiel und der Kardinal auf diesen Minister deshalb noch aufgebrachter war, weil derselbe ihn hatte stürzen wollen, ob er gleich viel Zutrauen zu ihm bewiesen hatte, wollte der Kardinal gern hinlängliche Beweise in Händen haben, denselben unglücklich zu machen. Er schickte daher den Policeylieutenant Herault an Samuel Bernard ab, um sich bey demselben, bloß als in einem Privatgespräch nach gewissen Summen zu erkundigen, die außer Landes, oder doch wenigstens durch seine Hände, gegangen seyn sollten. Allein dieser Bankier wollte zuvörderst seine schriftliche Vollmacht zu Einziehung solcher Erkundigungen sehen, und sich anders in keine Unterredung einlaßen, und der Polizeylieutenant mußte also unverrichteter Sache wieder abgehen, ohne das geringste zu erfahren. 1743.

Der Geist der Mäßiggung und Ordnung, den er so, wie der Kardinal, besaß, verschafte ihm ein langes Leben und eine dauerhafte Gesundheit. Mitten in seinem Luxus, der aber noch nicht an den Luxus der jetzigen Generalpächter reicht, besaß er eine gewisse Bescheidenheit, die ihn erträglich und seinen Herrn minder verhaßt machte. Sein Haus, das itzt dem geringsten Generalpächter zu schlecht seyn

1743. würde und nicht einmahl einen Hof hatte, steht noch itzt in der Vicktorienstraße. Er hatte verschiedene seltsame Gewohnheiten, die noch aus der Tradition bekannt sind. Einer von seinen Kutschern mußte nehmlich von des Morgens frühe an, da er aufstand, bis des Abends spät, da er zu Bette gieng, die Pferde vor der Kutsche angespannt behalten; sein Thürsteher mußte auf jedes Geräusch aufmerksam seyn und die Hausthür aufmachen, ehe er vorbeygefahren kam, damit seine Kutsche, ohne daß geklopft werden durfte, aufs schnelleste hereinfahren konnte; bey seiner Nachhausekunft von Geschäften mußte die Suppe augenblicklich aufgetragen werden, er setzte sich alsdann nieder und die Gäste setzten sich um ihn herum.

Samuel Bernard liebte das sogenannte Treschackspiel ungemein, er stieß immer den ganzen Rest, und wunderte sich, wenn man denselben hielt. Als ihm einst jemand in der Nacht eine große Summe abgewonnen hatte, war er so aufgebracht darüber, daß er die Bezahlung weder bis auf den folgenden Tag verschieben, noch dem Gegner Zeit gönnen wollte, zur Wegschaffung so vielen Geldes Anstalt zu machen, sondern ließ demselben die Geldbeutels, so er ihm abgenommen hatte, vor die Hausthür bringen und ließ ihn da allein bey dem Gelde in der größten Verlegenheit und in Gefahr, von dem ersten Vorbeygehenden, den die Habsucht antreiben konnte, ermordet zu werden.

Abergläubisch war er, wie alle seine Glaubensgenossen. Er hatte eine schwarze Henne, von der er glaubte, daß sein Schicksal von derselben abhienge. Er ließ sie aufs sorgfältigste pflegen, und dem Verluste dieses Thieres folgte würklich unmittelbar sein Ende im Januar 1739.

Die von ihm hinterlaßenen drey und dreyßig Millionen waren zehn Jahre nach seinem Tode größtentheils schon verzehrt, und von seinen beyden Enkeln, welche seinen Nahmen führen, hat sich der eine, einer höchst schwarzen und sträflichen Grausamkeit wegen des Galgens würdig gemacht, und der andere

andere ist durch die Beschuldigung eines niederträchtigen und betrügerischen Gewerbes entehrt worden. 1743.

Wenn man sein Alter so hoch bringt, als der Kardinal, so überlebt man natürlicher Weise seine Freunde und seine Kreaturen. Eine dieser letzten war dem Kardinal im Ministerio in der Person des Herrn d'Angervilliers abgestorben, den er nach dem Absterben des Herrn le Blanc im Jahre 1728 als Staatssekretär im Kriegsdepartement angesetzt hatte, da derselbe bis dahin Intendant von Paris gewesen war. Dieser Mann hatte nicht Fähigkeiten genug für einen solchen Posten, dem er nicht anders vorstehen konnte, als mit Hülfe der Einsichten seiner geübten Untergebnen, von deren Kenntnissen und Arbeiten er die Ehre und den Vortheil genoß; er war hart, aber doch nicht standhaft genug, den Generals gehörig zu widerstehen, wovon der Krieg von 1733 traurige Proben geliefert hatte. Dieser Fehler ward seinen Untergebenen beygemessen, denen er nicht genug beystand, und die ihn daher auch nicht liebten. Er hatte verschiedene ihm heimlich gemachte Verdrießlichkeiten und Händel, besonders von dem Hause Condé, überstanden, die ihm aber, unter dem Schirm seines Beschützers, nicht hatten zu Falle bringen können. Er war stumpf und geschwächt, nicht sowohl von Alter und Arbeit, ob er gleich ziemlich bey Jahren war, als vielmehr von dem unmäßigen Genuß der Wollust. An seine Stelle kam ein Mann, der nicht zur würklichen Bekleidung eines Ehrenamtes, sondern bloß dazu gebohren zu seyn schien, eine entstandene Lücke bey dem Departement auf einige Zeit auszufüllen. Der Herr de Breteuil, von welchem hier die Rede ist, hatte zuerst 1723 das Militairdepartement bekommen, als Herr le Blanc in Ungnade gefallen war. Als der Verbannte im Jahr 1726 seine Bedienung wieder erhielt, gab man dem Herrn de Breteuil zur Belohnung ein Gnadengehalt von zehn tausend Livres, und er erlebte die Kränkung, daß ihm, bey dem Absterben dieses seines

1743. Vorgängers, Herr d'Angervilliers vorgezogen ward, dessen Posten er endlich im Jahre 1740 erhielt.

Herr de Breteuil hatte würklich nicht die erforderliche Fähigkeiten, dem Militärdepartement vorzustehen, besonders zur Zeit der erschütternden Unruhen, die gleich zum Anfange seiner Ernennung entstanden waren. Unter dem Kardinal Dubois hatte die Vorsprache des schönen Geschlechts ihn von dem Posten eines Intendanten von Limoges ins Ministerium gebracht, und ein übel verstandenes Mitleyden hatte den Kardinal de Fleuri bewogen, auf diese Weise die Art von Ungerechtigkeit zu vergüten, die Herr de Breteuil dadurch, daß man ihn nicht zum unmittelbaren Nachfolger des Herrn le Blanc ernannt hatte, gelitten zu haben vorgab. Die Annäherung des Krieges hatte sogar einen Einfluß auf die Entschließung, demselben eine Stelle im Staatskonseil zu geben. Er hätte in Friedenszeiten seinen Posten mit Ehren bekleiden können, denn er hatte ein gutes Herz, ein edles Wesen und ausnehmende Dienstfertigkeit. Mit diesen Eigenschaften hätte er sich bey der Armee beliebt machen können, aber der grausame und unglückliche Feldzug in Böhmen machte ihn verhaßt. Die Truppen gaben ihm ihr ausgestandnes Ungemach schuld, und er starb gerade zu rechter Zeit, um nicht das Herzeleid zu erleben, dem allgemeinen Murren, so sich von allen Seiten gegen ihn erhob, zum Opfer zu werden. Der Kardinal würde keine Schwierigkeiten dabey gemacht haben, da er nicht viel von ihm hielt, und ihn in seinem Posten bloß duldete. Er bedauerte den Verlust desselben auch gar nicht, und sein Nachfolger, von dem wir gleich reden wollen, konnte ihn leicht in Vergessenheit bringen, wenn er auch ein Mann von großen Verdiensten gewesen wäre.

16. Dec. 1741. Die Schmeichler des Kardinals ergriffen begierigst die Gelegenheit, da der Türkische Gesandte Zaid Effendi nach Paris kam, um seine Eigenliebe zu kützeln, die ohnedies durch die eingelaufene Nachricht von dem ersten guten Fortgange der Königl.

Waffen

Waffen erhöht war. Sie ermangelten nicht, diese Begebenheit mit der Reise der Königinn von Saba zu vergleichen, die nach Jerusalem gekommen war, um die Weisheit des Salomo in der Nähe zu bewundern. Zwanzig Jahre vorher hatte man die Kindheit des Königs mit einem ähnlichen Schauspiel belustigt, welches diesmahl dazu bestimmt war, dem Alter des Kardinals eine Freude zu machen, da diese Stufe des menschlichen Lebens so viel Gleichheit mit der ersten hat. Dies war eine Galanterie, die demselben der Französische Gesandte bey der Pforte, Herr de Ville-neuve, machte, und zwar als ein geringes Zeichen seiner Dankbarkeit dafür, daß derselbe ihn von dem Posten eines Generalstatthalters vom Oberamt zu Marseille zu dieser jetzigen Würde erhoben hatte. Thoren, die die Hofränke nicht kennen und nicht wissen, daß die geringfügigste Ursachen oft die wichtigsten Würkungen hervorbringen, behaupteten hartnäckig, daß hinter diesem eitlen Prunk wichtige Unterhandlungen verborgen wären, da doch derselbe vielmehr nur Gelegenheit gab, einen Handlungstracktat zu errichten. Der vornehme Türke schleppte ein überaus zahlreiches Gefolge mit sich, daß dem Asiatischen Pompe völlig entsprach. Sein Einzug war außerordentlich feyerlich und glänzend. Der Marschall de Noailles, ein Bruder der Gräfinn von Toulouse, war ihm zum Begleiter gegeben. Der Gesandte war ein Mann von ziemlichen Alter, mittelmäßiger Größe und sehr ehrwürdigen Ansehn. Sein Wesen war ernsthaft und voll Würde, sein Auge lebhaft und voll Geist. Sein Verstand, der bey seiner Nation selten so gründlich gefunden wird, hatte er mit ziemlich ausgebreiteten Kenntnissen bereichert. Seine Gemüthsart war verbindlich; seine Höflichkeit ungezwungen. Er war dazu gemacht, an dem Aufenthalte in Frankreich Geschmack zu finden, und das Land gefiel ihm immer mehr nach dem Maaß, wie er es besser kennen lernte.

1743.

17. Jan. 1742.

Ob es gleich am Tage seines feyerlichen Einzugs bitterlich kalt war, so trotzte doch das zahllos zusam-

men

1743. mengelaufene Volk der strengen Witterung aus Newgierde, diesem ersten Bedürfniß der Menschen. Die Menge von Sclaven, die der Gesandte mit sich führte, giengen nach der Landesart ihrer Nation, größtentheils nackend und mußten, des unterschiedenen Klima ungeachtet, einige Stunden die rauhe Witterung aushalten. Die Zuschauer hielten sie auch aus, ohne sie recht gewahr zu werden, vorzüglich die Frauenzimmer, die der Anblick dieser stolzen Muselmanen, welche im Liebesfach so berufen sind, außerordentlich in Flammen setzte. Sie begnügten sich auch nicht am bloßen Anschauen, und der Aufenthalt dieser Nation in der Hauptstadt gab zu vielen verliebten Auftritten Gelegenheit, die auch das Oberhaupt derselben nicht vermied. Da derselbe aber sehr vorsichtig und heimlich zu Werke gieng, so machten seine Abentheuer kein sonderliches Aufsehen. Einige Vornehme von seinem Gefolge hingegen erregten durch ihre Liebeshändel so viel Aergerniß, daß er sein Ansehen gebrauchen mußte, um sie im Zaum zu halten.

Da es in Frankreich gebräuchlich ist, die Türkischen Gesandten frey zu halten, so wollte Zaid-Effendi sich selbst beköstigen, und forderte daher das für ihn auf jeden Tag Ausgesetzte in baarem Gelde. Man beschuldigte ihn daher der Gewinnsucht, welches auch nicht ohne Grund war, denn großmüthig und freygebig zu seyn war seine Sache gar nicht. Er hatte allerley Vergnügungen zu Paris, und man gieng hin, ihn speisen zu sehn, wie den König. Man sahe wohl, daß dieser Türk ein Philosoph war, der sich nicht an dem Buchstaben seines Religionsgesetzes hielt, sondern sich über Kleinigkeiten wegsetzte und, wie ein guter Christ, ein Glas Wein trank. Seine Leute folgten seinem Beyspiel und einige richteten auch zuweilen in den Weinhäusern Unfug an. Nach einem Aufenthalte, der länger, als ein Jahr, gedauert hatte, verließ er die Hauptstadt Frankreichs sehr ungern. Der König gab ihm für den Sultan, seinen Herrn, noch reichere Geschenke mit, als die,

so

so er mitgebracht hatte, ob diese gleich sehr kostbar waren. Er bekam auch dergleichen für sich und sein Gefolge, die der Pracht und Freygebigkeit eines so großen Monarchen vollkommen entsprachen. 1743.

Zaid-Effendi erlebte bey seiner Anwesenheit in Paris noch eine Begebenheit, die die menschliche Natur zwar überall hervorbringt, aber doch selten mit dem Pomp und den Prunkanstalten, die in den Augen eines solchen Fremden etwas auffallendes haben. Die verwittwete Königinn von Spanien starb in dem 16. Jun. Pallaste Luxembourg, wo sie sich der Einsamkeit ge- 1742. widmet hatte. Eine unglückliche Fürstinn, die in ihrem funfzehnten Jahre den Thron bestiegen hatte, denselben aber, vor Ablauf eines Jahres, wieder hatte räumen müssen, der nichts davon übrig geblieben war, als der Titel und die traurige Rangordnung, und die den Ehrgeitz ihres Durchlauchtigen Vaters in Kummer und Verdruß büßen mußte. Sie residirte in dem Pallast, der sonst der Schauplatz der Größe, der Vergnügungen und der Wollust der Herzoginn de Berri, ihrer Schwester, aber auch zugleich der Zeuge ihrer Schmerzen, ihrer Reue und des frühzeitigen Todes gewesen, die auf ihre vorüberrauschende Glückseligkeit und strafbare Ausschweifungen gefolgt waren. Diese letzte Erinnerung, die mehr zu den Gesinnungen der Königinn paßte, hatte sie besonders gerührt und zu einer übertriebenen Andacht gebracht, die eine eben so große Stöhrerinn der menschlichen Glückseligkeit und eben so fähig ist, das Leben zu vergiften und das Ende desselben zu beschleunigen.

Wenn dieser Geschmack bey der Tochter des Reichsverwesers sonderbar schien, so fiel es noch vielmehr auf, eben diesen Geschmack bey dem Sohne desselben zu entdecken, der sich damals den Zunahmen der Andächtler erwarb. Verdrießlichkeiten im Conseil hatten ihn bewogen, seine Stelle niederzulegen, ob er gleich das Haupt davon war. Sein Gutachten ward niemals befolgt. Er sahe voraus, daß diese Verachtung immer zunehmen würde, und wollte es nicht

1743. nicht abwarten, daß man ihm dieselbe ganz deutlich zu verstehen gäbe. Dies hielt er für unvermeidlich unter einer Regierung, wo die Frauenzimmer im Begriff standen, die Oberherrschaft zu bekommen. Er wollte die Nation nicht in den Wahn kommen laßen, daß er einigen Antheil an dem Unglück dieser ärgerlichen und anstößigen Staatsverwaltung hätte, und um sich vor den Augen derselben zu rechtfertigen, entsagte er öffentlich den Amtsgeschäften. Würklich hatte Madame de **Mailli** den Titel einer Favoritinn verlohren, und war abgesetzt. Eine ihrer Schwestern, die eben so dreist und unternehmend war, als Madame de **Vintimille**, hatte sie ausgestochen. Dieses ehrgeizige und habsüchtige Weib benutzte die glückliche Lage, in welche es gekommen war, um den beyden Leidenschaften, die es beynahe verzehrten, völlig den Zügel schießen zu laßen. Sie ward die Seele aller der heimlichen Ränke und Kniffe, die nach dem Tode des Kardinals angesponnen wurden und gab allen nachfolgenden Begebenheiten die erste Bewegung.

Diese neue Maitresse war die Marquise de **la Tournelle**, aus dem Hause de **Nesle**, welches lauter Töchter hatte, die kein Erbgut besaßen, aber das Recht zur Mitgabe bekommen zu haben schienen, des Königs Bette zu theilen. Diese war wenigstens die vierte, die dieser Ehre genoß, und **Ludewig der XV.** der vorzüglich in diese ganze Familie verliebt schien, hätte gern die Schwestern alle zu Beyschläferinnen gehabt. Eine einzige widerstand ihm, wegen der Standhaftigkeit ihres Mannes, des Marquis **de Flavacour**, der ihr drohete, daß er zu den heftigsten Mitteln schreiten und seine Beschimpfung in ihrem Blute abwaschen würde. Sie war schön, zärtlich und treuherzig, weshalb die Höflinge, die alles gern lächerlich machen, sie Hühngen zu nennen pflegten. Ihre Aufführung entsprach ihrer Gestalt und gab der Verläumdung keinen Stoff. Madame de **Mailli**, ob sie gleich die Erfahrung gemacht hatte, wie gefährlich es sey, ihre Schwestern mit dem Könige

in

in Bekanntschaft zu bringen, hatte doch ihrer Hülfe nöthig, in dem mühseeligen Amte, das ihr oblag, einer solchen Majestät die Zeit zu vertreiben, die das liebenswürdigste Geschöpf im ganzen Königreich, aber auch zugleich ein Wesen war, das vorzüglich vor allen andern Menschen beständig lange Weile hatte. Ueberdies, wenn gleich Madame de Vintimille ihr eine unverzeyhliche Untreue bewiesen hatte; so hatte sich doch ihre jüngste Schwester, die Herzoginn de Lauraguais, noch kürzlich sehr gut gegen sie aufgeführt. — — 1743.

Die Marquise de la Tournelle war blendend weiß, von angenehmer Gestalt, schönem Gewächs und edlem Anstande. Ihr feuriger Blick nahm den König ein und ihre Geschicklichkeit vollendete die Eroberung. Ob sie gleich seit ihrem Witwenstande wenig Aufsehen gemacht hatte, sahe sie sich doch nicht so bald am Hofe, als sie auch schon große Hofnungen faßte. Sie verstand die Kunst, ihre Reize geltend zu machen, besser, als ihre Schwestern, deren Fehler sie sich geschickt zu Nutze zu machen wußte. Uebrigens stand sie unter der Führung des Herzogs de Richelieu, von dem man sagte, daß er ihr Liebhaber gewesen und nachdem er ihrer überdrüßig geworden, dies sowohl aus Ueberdrüß als aus Erkenntlichkeit für eine herrliche Gelegenheit ansahe, ihrer loß zu werden und den König die Vergnügungen, die er bereits genossen hätte, bezahlen zu laßen. Sein Ehrgeitz hatte auch Theil daran, denn er war einer von denen, die sich schmeichelten, nach dem Kardinal die größte Gewalt über Seine Majestät zu haben. Weil er aber doch nicht feste genug in der Königlichen Gnade war, um allein seine Nebenbuhler ausdrängen zu können, so sahe er wohl ein, daß ihm das Ansehn einer Favoritinn nöthig war. Die Gemüthsart der Madame de Mailli war von der seinigen sehr verschieden, mit der Marquise de la Tournelle stimmte er ungleich besser. Er ward also ihr Rathgeber und leitete alle ihre Schritte. Sobald sie das Herz des Monarchen verwundet hatte, spielte

1743. sie die Spröde gegen ihn, um seine Liebespein zu vermehren, bis daß sie ihren Vergleich gemacht und die Bedingungen, die sie verlangte, bewilligt erhalten hatte. Die erste Bedingung war, daß Madame de Mailli öffentlich abgesetzt werden sollte. Die zwote, daß ihr der Nahme einer Herzoginn de Chateaurour, nebst den mit solcher Würde verknüpften Vorzügen und Ehrenbezeigungen beygelegt werden sollte. Die dritte, daß man ihr ein Vermögen aussetzen sollte, das ihrem Range gemäß wäre, und sie gegen alle Widerwärtigkeiten in Sicherheit setzte. Unter Ludewig den XIV. hatte man nur ein einziges Beyspiel von solchen Gnadenerzeigungen. Ludewig der XV. war so verliebt, daß er alles bewilligte, und das Ansehn der neuen Maitresse ward so groß, daß man glaubte, sie würde ihren Königlichen Sklaven unumschränkt beherrschen. Es war keine Galanterie zu erdenken, die er nicht zu ihrem Vergnügen hervorsuchte. Ihr zu gefallen erschöpften die Künstler ihre Kunst von neuem in den reizenden Gemächern, den künftigen Schauplätzen der Vergnügungen des glücklichen Paares.

Madame de Mailli empfieng die Nachricht von der Ungnade, worinn sie gefallen war, mit unbeschreiblicher Betrübniß. Da sie aufrichtig liebte, so war dieser Schlag um so viel härter für sie. Die Religion allein hatte Tröstungen für sie. Der Pater Renaud vom Oratorio war damals seiner Predigten wegen im Ruf. Bey dem leeren, das der Verlust ihres Liebhabers in ihrem Herzen zurückließ, suchte sie die Zuflucht in der Andacht. Sie hörte diesen Prediger, dessen Gesichtszüge ihr gefielen, dessen Ton und Stimme für sie viel reizendes hatten, und dessen Beredsamkeit stark und verführerisch zugleich war. Diese Eigenschaften nahmen sie für den Geistlichen ein; sie wünschte, sich mit ihm zu besprechen. Er flößte den Balsam der Gnade in ihr wundes Herz; sein Eifer brachte sie wieder zu sich selber. Die öftern Unterredungen mit einem so liebenswürdigen Gewissensrath brachten die Ruhe wieder in die Seele

dieser Magdalene vom Hofe, und lehrten sie, ihre Pflichten kennen. Jetzt sahe man diese Frau, die sonst so prächtig gekleidet gieng, in Vergnügungen schwamm, und sich bloß mit Lustbarkeiten beschäftigte, aufs eifrigste die Kirchen besuchen und daselbst, einfach gekleidet, unter den gemeinen Frauenzimmern sitzen, von denen sie sich durch nichts auszeichnete, als durch Andacht, Bescheidenheit und Thränen, oder auch durch die Sanftmuth, womit sie zuweilen den Spott und die Beschimpfungen des ungeschliffenen Pöbels ertrug, der sie für die Urheberinn des allgemeinen Unglücks ansah *). Kurz! man sahe sie in dem Stande ihrer Demüthigung von wahren Kennern der Verdienste mehr bewundert und geehrt, als sie es je im höchsten Glanze ihres Glücks gewesen war. 1743.

Der Gräfinn von Toulouse, welche die Frau de Mailly gewissermaßen am Hofe eingeführt hatte, machte es sehr viel Ehre, daß sie nach der Verstoßung derselben noch immer ihre Freundinn blieb, sie bey sich aufnahm, und über Jahr und Tag in ihrem Pallaste wohnen ließ. Sie schien dadurch der Ungnade des Königs zu trotzen, hatte aber zu viel Gewalt über denselben als daß er ihr seine Gnade hätte entziehen sollen, und dieselbe Schwachheit, die ihn bewogen hatte, in die grausame Verstoßung seiner Maitresse zu willigen, verhinderte ihn auch, der Gräfinn von Toulouse sein Mißvergnügen über das Betragen derselben gegen die Verstoßene zu bezeigen, obgleich dies Betragen ein empfindlicher, wiewohl stillschweigender, Vorwurf war, den sie ihm wegen des seinigen machte.

 Erst

*) Eines Tages kam die Gräfinn de Mailli in die Predigt des Paters Renaud, da derselbe schon auf der Kanzel stand und seine Predigt angefangen hatte. Als darüber ein kleiner Auflstand gemacht werden mußte, um sie nach dem Kirchstuhl durchzulaßen, wo sie ihren Platz hatte, rief jemand, der darüber verdrießlich war: Das ist auch viel Lärmen, um eine Hure! — Wenn ihr sie kennt, mein Freund! antwortete Madame de Mailli, so betet für sie!

1743. Erst in der Folge gab Ludewig der XV. der Frau de Mailly ein Jahrgehalt von vierzig tausend Livres, und einen Pallast in der Straße St. Thomas von Louvre, befahl auch, daß ihre Schulden bezahlt werden sollten, die sich auf sieben mahl hundert und fünf und sechzig tausend Livres beliefen. Diese Summe, ob sie gleich dem Staat zu schwer fiel, dem dergleichen Lasten eigentlich gar nicht aufgebürdet werden sollten, ist noch immer sehr mittelmäßig, wenn man bedenkt, daß sie ihre Größe niemals für sich genutzt, und daß sie, während ihrer Gunst, nur ungefehr fünf und zwanzig tausend Livres jährlicher Einkünfte hatte, welche bey weitem nicht hinreichten, den Aufwand zu bestreiten, den sie nothwendiger Weise am Hofe machen mußte. Die sieben mahl hundert und fünf und sechzig tausend Livres wurden auf die Pachtungseinnahme assignirt, allein diejenigen, die sie auszahlen sollten, ließen nicht allein, wider den Befehl des Königs, die Gläubiger sehr lange lauern, sondern betrogen dieselben am Ende auch um den größten Theil der auszuzahlenden Summen.

Mit der Gnade des Königs verlor die Maitresse auch zugleich die Gnade der Königinn, wenigstens schien es so, weil sie aus der Liste der Hofdamen der Königinn gestrichen ward. Man entfernte sie also von dieser Fürstinn gerade zu der Zeit, da sie sich würdig machte, sich ihr zu nähern, sowohl durch ihre Reue, als durch ihre nicht mehr tadelhafte Aufführung und durch eine exemplarische Frömmigkeit, die mit dem Geschmack und der Aufführung der Königinn vollkommen übereinstimmte. Dagegen ward die Marquise de la Tournelle ihre Nachfolgerinn in diesem Posten, nach der unter Ludewig dem XV. eingeführten schändlichen Gewohnheit, wodurch auf diese Weise die Gegenstände seiner Leydenschaften bequem am Hofe bleiben konnten, das öffentliche Aergerniß aber nur vermehrt ward, anstatt, daß er es zu vermindern gedachte. Und was kann wohl abscheulicher seyn, als daß ein Monarch seine erhabne Gemah-

Gemahlinn zwingt, eine Person, die der Gegenstand ihrer Verachtung und ihres Hasses seyn muß, 1743. beständig um sich und vor Augen zu haben und gewisser maßen die Wächterinn über die wollüstigen Ausschweifungen ihres Gemahls und die Gehülfin seiner Unordnungen zu seyn

Die wichtige Veränderung, die wir hier mit allen kleinen Nebenumständen erzählt haben, machte die Höflinge, die Nation und ganz Europa selbst äußerst aufmerksam auf die Wirkung, die die Befreyung des Königs von der Vormundschaft des Kardinals, durch den Tod des letztern, hervorbringen würde. Gleich des folgenden Tages wurden die Bedienungen des Kardinals vergeben. Herr de Tavannes ward Großalmosenierer der Königinn; in dessen Stelle ward der Großenkel des Kardinals, der Abbé de Fleuri, erster Almosenier; das Departement und die Austheilung der geistlichen Pfründen fiel dem Lehrer des Dauphins, dem ehmaligen Bischof von Mirepoix zu; und der Staatssekretär des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Amelot, ward Generalpostmeister. Uebrigens erklärte der König, daß er hinführo keinen Premierminister mehr haben, sondern die Verwaltung der Regierung selbst übernehmen wollte. Die Freude über diese Nachricht war allgemein, denn das hatte die ganze Nation gewünscht. Man murrt gemeiniglich gegen die Obergewalt eines Unterthans; man widersetzt sich einer erbettelten und geborgten Macht; gehorcht hingegen ohne Schwierigkeit und Widerstreben der [redacted] Gewalt. Man kann hierbey an den Tod des Mazarin zurückdenken, da Ludewig der XIV. die Laufbahn einer so glorreichen Regierung antrat, bis daß seine Hand ermattete, die Zügel des Reichs zu führen und sie einem Frauenzimmer übergab. Allein die Umstände, und besonders die Gemüthsart beyder Prinzen, waren sehr verschieden. Der eine war erst zwey und zwanzig Jahr alt und schon von der Ruhmsucht geplagt, die ihn bis ins Grab unaufhörlich verzehrte;

1743. zehrte; er prüfte schon eine Zeitlang vorher seine Kräfte, und versuchte unter der Hand seine Regierungsfähigkeit; strebte danach, völlige Kentniß zu haben und von allem unterrichtet zu seyn und würde den Augenblick der Erfüllung seines Endzwecks mit ungeduldigen Nachdruck beschleunigt haben, wenn derselbe nicht von selbst gekommen wäre. Der andre hatte schon sein drey und dreyßigstes Jahr erreicht, hatte gar keine hervorstehende Leydenschaft, der Glanz des Throns war ihm beschwerlich, er liebte Eingezogenheit und Ruhe, war durch lange Unthätigkeit zu Geschäften unfähig geworden, und seine Trägheit, anstatt ihn von der Sklaverey zu befreyen, würde ihn bewogen haben, sich in eine neue zu stürzen. Die erste Ausübung seiner Selbstherrschaft war ein Beweis seiner Dienstbarkeit. Madame de Tournelle vermogte ihn dazu. Diese zwote Agnes Sorel gab ihm zu verstehen, daß es Zeit wäre, selbst Herr zu seyn, und wenigstens den Schein der Selbstregierung anzunehmen. Sie war es, die ihn der Weichlichkeit seines Pallastes entriß, und ihn an die Spitze seiner Armeen in Flandern setzte. Sie war es, die ihn antrieb, seine Staaten von einem Ende bis zu dem andern zu durchreisen, und ihn nach dem Elsaß schickte, um den Fortgang der Waffen seiner Feinde zu hemmen. Sie war es endlich, die ihm in dem Augenblick, da sie verstoßen ward, den Beynahmen der Vielgeliebte erwarb, der ihm freylich zu früh zugestanden worden, da es für sein Andenken zuträglicher wäre, wenn er denselben gar niemals geführt hätte. Es ist ungewiß, zu welcher Höhe sie vielleicht die Seele dieses Königlichen Sklaven noch getrieben hätte, als sie von neuem die Obergewalt in die Hände bekam, aber auch durch einen schnellen Tod seinen ganzen Ruhm mit sich ins Grab genommen zu haben schien.

Obgleich Ludewig der XV. in der ersten Hitze, nachdem er seinen Ministern die Stunde vorgeschrieben, da sie mit ihm arbeiten sollten, sich gänzlich den Regierungsgeschäften widmete, so waren doch diese

diejenigen, die ihn genau kannten, wohl überzeugt, daß dieses nicht lange dauern und er bald einen von ihnen wählen würde, dem er die ihm zu schwer werdende Last auf die Schultern wälzen könnte. Sie befürchteten sogar einige Zeitlang, daß Herr de Chauvelin zurückberufen werden mögte. Dieser Verbannte hielt den gegenwärtigen Augenblick für den günstigsten und wagte durch eine letzte Anstrengung seiner Kräfte alles, um alles zu haben. Er schrieb eine ausführliche Abhandlung, worinn er eine Schilderung der ganzen Staatsverwaltung des verstorbenen Premierministers entwarf, dieselbe Punkt für Punkt beleuchtete und ohne Schonung tadelte. Er hatte noch mächtige Freunde am Hofe, und war so geschickt, seine Schrift dem Könige ungesäumt in die Hände zu spielen, der solche aber sehr ungnädig aufnahm, und nie wieder von dem Herrn de Chauvelin wollte sprechen hören. Man glaubt, daß seine Schrift, die voll edlen Feuers war und den Stempel der Wahrheit und des Genies trug, glücklichere Würkung gethan haben würde, wenn sie später eingelaufen wäre, und er anstatt die so zu sagen noch nicht erkaltete Asche des Kardinals, den sein Herr noch mit so schmeichelnden und ausnehmenden Bedaurungszeichen beehrte, zu beschimpfen, abgewartet hätte, bis andere dem Monarchen die Augen geöfnet hätten. Die Uebereilung seiner Freunde, ihm zu dienen, verdarb alles und schloß ihn auf immer von den Geschäften aus, zumahl, da ihm bald nachher die Herzoginn, seine Beschützerinn und die Seele seiner Parthey, entrissen ward. 1743.

Diese eingewurzelte Ehrfurcht des Königlichen Zöglings für seinen Mentor that auch dem Kardinal de Tencin Schaden, der den nachtheiligen Eindruck nicht auslöschen konnte, den man dem Könige wider ihn beygebracht hatte. Nachdem er noch einige Jahre im Konseil ausgedauert hatte, sahe er wohl ein, daß für Männer seines Standes keine Regierung mehr zu hoffen sey, und zog sich also in sein Kirchspiel zurück, wo er den Andächtler machte, als

1743. die einzige Rolle, die sich für sein Alter, für seinen Stand und die dermahligen Umstände schickte.

Das Publikum glaubte noch von verschiedenen andern Personen, daß sie sich um die höchste Gewalt bewürben, weil sie die Ehre hatten, nahe um den König zu seyn, wovon aber einige nicht darauf rechneten, andere aber sich gar dafür fürchteten.

Die vier Staatssekretärs waren damahls Herr Amelot, der Graf de Maurepas, der Graf de Saint-Florentin und der Graf d'Argenson. Der erste war Generalpostmeister geworden, nicht so wohl aus Gunst, als vielmehr weil diese Bedienung, ihrer Natur nach, mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zusammenhieng. Er hatte mit dem Kardinal alles verloren, und da er sich durch persönliche Verdienste nicht in die Höhe halten konnte, so war auch für ihn keine Hofnung, höher zu steigen; er mußte vielmehr seinen wahren Fall gewärtigen. Der zweete, ein Vertrauter des Königs, zu dessen Lustbarkeiten er gezogen ward, und den er durch seine sinnreiche und witzige Einfälle belustigte, stand seinem Departement vortreflich vor, weil er sich von der zartesten Jugend an zu demselben gebildet hatte, machte aber, ob er gleich der älteste im Konseil war, gar keinen Anspruch auf die Ehre, den König zu regieren. Seine von jeher angenommene Philosophie trachtete immer mehr nach Glück als nach Gewalt. Sein Vetter der Graf de Florentin hatte mehr Eigenliebe, aber eben so wenig Ehrgeitz. Ueberdies war derselbe auch noch nicht so weit als jener, und war noch nicht einmahl zum Minister ernannt. Ganz anders war es mit dem letzten beschaffen, der, als ein Anbeter der Favoritinn, hoffte, daß dieselbe aus Erkenntlichkeit ihm wenigstens den zweeten Platz in dem Zutrauen des Königs verschaffen würde. Sie that es, aber nicht so vollkommen, als es der Graf d'Argenson wünschte. Denn sie war getheilt. Ein neuer Mitwerber war in das Ministerium gekommen, der noch gültigere Ansprüche auf die Gunst der Marquise de la Tournelle

 hatte,

hatte, nehmlich der Marschall de Noailles, dem das ganze Haus de Nesle die größte Dankbarkeit schuldig war. Er hatte die fünf Schwestern sehr jung zu sich genommen, bey ihm hatten sie mit der Gräfinn von Toulouse Bekanntschaft gemacht, und dieses war der erste Grund zu ihrem Glück bey dem Könige. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, daß dieser Herr, der, nach unserer von demselben schon gemachten Schilderung, tauglicher zu Friedens- als Kriegsgeschäften, fähiger zum Rathgeben als zur Ausführung, klug und wirthlich war, die Finanzen, die er zu Anfang der Regierung verwaltet hatte, vollkommen verstand, und Bürger, Minister und Staatsmann zugleich war, die Stelle des Kardinals bekommen hätte; es wäre alsdann beynahe dieselbe Verwaltungsart, nur durch ein ausgebreiteteres Genie in vielen Stücken verbessert, beybehalten worden. Sein langes Leben hätte ihm die gehörige Zeit gelaßen, seine Entwürfe zu vervollkommen und sein ehrwürdiges Alter würde ihm die Achtung seines Herrn zugezogen haben, dessen auf solche Weise verlängerte Kindheit die Nation hätte glücklich machen können. Aus dem unglücklicher Weise allen Menschen eignen Mangel der Selbstkenntniß kam es anders, und der Marschall de Noailles wollte lieber durch das Ansehn der Favoritinn ein mittelmäßiger General, als ein großer Minister, seyn. 1743.

Noch ein Dritter hatte an der Gunst der Marquise de la Tournelle Antheil, nehmlich der Generalkontroleur Herr Orry. Wer diesen Posten hat, muß nothwendig mit der Maitresse in Verbindung stehn, wenn diese nicht so ganz uneigennützig ist, als die Gräfinn de Mailly, von welchem Fall aber weiter kein Beyspiel vorhanden ist. Ihre Schwester hingegen liebte das Geld ungemein, und sahe sich also mit Vergnügen von demjenigen geschmeichelt, der nach Willkühr die Schätze des Staats öfnen konnte. Ueberdieß war der Mann nicht ohne Verdienst. Er war von gemeiner Geburt, hatte eine ziemliche Zeit seines Lebens im Dienste zugebracht

1743. und nachher eine andre Lebensart gewählt, war auch schon bey Jahren, als der Kardinal denselben auserſah, um ihm das Finanzdepartement anzuvertrauen. Er schickte sich unvergleichlich zu diesem Posten, wo seine rauhe und strenge Mine gleich Anfangs die Menge geldgieriger Leute wegscheuchte, die immer einen Generalkontrolleur zu belagern pflegen. Seine Gemüthsart entsprach seinem Aeußerlichen vollkommen und wenn er den Mund aufthat, so geschah es, um eine abschlägliche Antwort zu geben. In den zwölf Jahren, da er der Verwaltung des öffentlichen Schatzes vorgestanden, hatte er die Kenntnisse erworben, die ihm anfänglich fehlten. Bey einer sehr kützlichen Gelegenheit gab er ein ungemein dreistes und nachdrückliches Gutachten ab, welches dadurch noch besser ward, daß er sich vorher in den Stand gesetzt hatte, ihm den nothwendigen wesentlichen Nachdruck zu geben. Sein großes Talent war, daß es ihm niemahls am Gelde fehlte, worauf er sich im Nothfall verlaßen konnte. Man hat ihm vorgeworfen, daß er sich diese Hülfsquellen nicht anders, als auf Unkosten der Nation, die er hart gedrückt, verschaft hätte, deren Vortheil er allemahl dem Vortheil des Königs aufopferte. Dem sey wie ihm wolle, für die neue Favoritinn war er immer der nützlichste Mann.

Eine Galanterie, die er ihr gleich Anfangs machte, bewies ihr dieses vollkommen. Sie liebte Choisi vorzüglich und der König, der sich gern bey ihr beliebt machen wollte, fuhr fort, diesen Aufenthalt zu erweitern und zu verschönern.

Als der König daselbst einstens mit dem Generalkontrolleur gearbeitet hatte, ließ er denselben weggehn, ohne mit ihm wegen eines Ausgabeanschlags zu sprechen, der diesen Ort betraf und sich auf eine Million und zweymahl hundert tausend Livres belief. Die natürliche Furchtsamkeit des Königs hatte denselben verhindert, ihm diesen Anschlag persönlich in die Hände zu geben, weil er sich vor den Gegenvorstellungen fürchtete. Ein Beweis von dem Bewußt-

seyn

seyn des Königs, daß die Einkünfte des Staats nicht zu seinen persönlichen Lustbarkeiten bestimmt wären und er folglich wissentlich unrecht handelte, aber nicht Muth genug hatte, seine Aufführung zu bessern. Kaum ist Herr **Orry** weggegangen, so schickt ihm der König dies Papier nach, als wenn er vergessen hätte, darüber mit demselben zu sprechen. Der Minister liest es durch, geht zurück und sagt: „Sire! „ich erstaune darüber, daß die verlangte Summe „nicht größer ist; ich habe wenigstens auf eine höhere „gerechnet und zu dem Behuf eine Million und fünf„mahl hundert tausend Livres zurückgelegt." Der König, der bisher vor dem Widerstande, den er zu finden glaubte, gezittert hatte, ist für Freuden über den Eifer und die Gefälligkeit des Herrn **Orry** außer sich, erzählt es gleich der Marquise, und diese Kleinigkeit machte beyde dem Herrn **Orry** zu Freunden. Uebrigens wußte er auch, außer solchen aus dem Stegreif erwiesenen Schmeicheleyen, immer Hülfsquellen zu entdecken und war daher für einen vortreflichen Mann in Fällen gehalten, wo große Ausgaben zu bestreiten waren, welches bey damahligen Umständen oft der Fall war. Das Seewesen und der äußerst vernachläßigte auswärtige Handel mußte wieder empor gebracht und die Colonien und Pflanzstädte der Compagnie von Indien in Vertheydigungsstand gesetzt werden. Man mußte neue Armeen anwerben, um die alten fast gänzlich geschmolzenen zu ersetzen. Man mußte einen Schattenkayser unterstützen, der seine eigne Länder verloren hatte, seine Truppen nicht mehr besolden und seinen Hofstaat nicht mehr bezahlen konnte, mit einem Wort, der bloß auf Frankreichs Unkosten lebte. Bey alle dem war der Hülfskrieg gegen das Oesterreichsche Haus zu führen, und ein hereinbrechender neuer gegen Mächte, deren Bündniß täglich furchtbarer ward. 1743.

Es mogte nun Ehrfurcht für das Andenken des **Kardinals de Fleuri**, oder Mißtrauen gegen diejenigen, die der König hätte um Rath fragen können, oder Ungewißheit der Wahl seyn, kurz, **Ludewig** der

1743. der XV. hielt sich wegen des Feldzugs von 1743 an den für die vorigen Feldzüge genommenen Maaßregeln. Sie waren eben so schlecht berechnet und überlegt als vorher und es entstanden daraus dieselben Fehler, dieselbe Uneinigkeit zwischen den Alliirten, dieselben Vorwürfe, und folglich Unglücksfälle, Verluste und Demüthigungen. Obgleich bloß zwischen dem Kayser und der Königinn von Ungarn, und zwischen Spanien und England der Krieg würklich erklärt war, (wiewohl dieser letztere ein bloßer Seekrieg war,) so hatten doch alle Mächte von Europa außerordentliche Zurüstungen gemacht. Bloß in Deutschland und Italien standen zehn große Armeen, und zwar fünfe davon in Italien; nehmlich die Armee des Infanten Dom Philipp, vor welcher sich der König von Sardinien zu Anfange des

Januar. Januars zurückgezogen hatte und aus seinem Lager bey Montmeliant über den Berg Cenis wieder in das Piemontesische eingerückt war. Da er nun nur einen Theil seiner Truppen zur Deckung der Pässe brauchte, so hatte er den Oesterreichern, welche die dritte Armee ausmachten, den Ueberrest zugeschickt. Die vierte erstreckte sich von dem Mayländischen bis bey Bologna und hatte an ihrer Spitze den Grafen de Gages, der als Spanischer General des Herzogs von Montemar Nachfolger war. Die fünfte endlich war die Neapolitanische, die zwar noch unthätig aber äußerst begierig war, die von England ihr aufgezwungene Neutralität zu brechen. Herr de Voltaire erwehnt noch einer sechsten, nehmlich der Venetianischen, die aber nur zur Observation und zur Abhaltung des Unfugs da war.

Alle diese Armeen brachten nichts hervor, als

Februar. das Treffen von Campo Santo zwischen dem Grafen de Gages und dem Grafen von Traun, wodurch offenbar nichts entschieden ward, weil man wegen desselben sowohl zu Madrid als zu Wien das Te Deum sang. Der Herzog von Modena, der einige Monathe nachher zum Generallissimus Sr. katholischen Majestät ernannt ward, hatte nur den

Titel,

Titel, und konnte in dem ganzen Feldzuge nichts wichtiges ausführen. Dom Philipp und der Marquis de la Mina besetzten Savoyen zum zweytenmahl, ohne deshalb im geringsten weiter zu kommen. Da die Pässe gut besetzt und gedeckt waren, so waren alle ihre Bemühungen in Italien einzudringen, vergeblich. Die natürliche Lage dieses Landes macht das Kriegführen in demselben äußerst beschwerlich. Gegen Piemont kann ein einziger Felsen eine ganze Armee kosten und gegen die Lombardey ist das Land überall mit Flüssen und Kanälen durchschnitten. 1743.

Auch das unglückliche Deutschland ward von fünf Armeen verheert. Zwo Französische, von Generals ihrer Nation geführt; die dritte, die Oesterreichsche unter dem Prinzen Karl; die vierte, an deren Spitze sich der König von England persönlich mit seinen Hannoveranern befand, und endlich die Holländische, welche, ihrer langsamen Märsche, ihrer Unthätigkeit und Unnützlichkeit wegen mit der Neapolitanischen verglichen werden kann.

Der Marschall de Belle-île hatte seit dem 2ten Januar seine Kantonnirungsquartiere bey Eger verlaßen und mit der Armee, die er so glücklich und geschickt von Prag zurückgeführt hatte, andere Quartiere bezogen, von wo er den 20. wieder aufgebrochen war, und nachdem er die Armee durch die Oberpfalz auf den Weg nach Speyer gebracht, wo sie über den Rhein gehen sollte, sich wieder nach Frankfurt begeben hatte. Der König von Spanien hatte denselben zum Ritter des goldenen Vließes ernannt, und er fand die Ordenszeichen in den Händen des Prinzen von Bayern, der es über sich genommen hatte, ihm dieselben feyerlich umzuhängen. Dies war eine Ehre, die ihm bisher noch gefehlt hatte, aber alle diese Würden konnten ihn doch wegen der Aufnahme nicht schadlos halten, die ihm von seinem unkriegerischen Monarchen wiederfuhr, der auf dem Punkt, in eine persönliche Streitigkeit mit der Königinn von Ungarn verwickelt zu werden, und daher gegen den Urheber des ganzen Entwurfs zum Kriege entrü-

1743. entrüstet war. Er empfieng ihn mit großer Kälte, welches freylich eine traurige Belohnung für so viel Mühe und Arbeiten war, aber doch allen den Ehrgeizigen wiederfahren sollte, die ihrem unruhigen und emporstrebendem Geiste eine ganze Nation aufzuopfern kein Bedenken tragen. Er gieng aufs Land in die Einsamkeit, um neue Entwürfe auszusinnen.

Ein Theil seiner Armee verstärkte die Armee des Marschalls von Broglio und der andre die Armee des Marschalls de Noailles. Der erste deckte Bayern, konnte sich aber mit dem Grafen von Seckendorf nicht vertragen, der die Bayersche Truppen kommandirte; daher suchte einer dem andern zu schaden, anstatt daß sie sich wechselseitig helfen und unterstützen sollten. Der Prinz Karl hatte seine Armee schon zusammen rücken laßen, als die Kayserl. Truppen noch zerstreut in kleinen Haufen kantonnirten. Diese Nachläßigkeit und das Sterben, das unter den Französischen Truppen einriß, weil sie den Winter über in den heißen Stuben, die sie nicht gewohnt waren, und noch dazu sehr enge beysammen gelegen hatten, war der Grund der ersten Unglücksfälle. Beyde Heere wurden einzeln geschlagen. Der Marquis de Minuzzi wird mit sechstausend Bayern zu Erpach aufgehoben; der Partheygänger La Croix, nach der tapfersten Gegenwehr, mit drey Freycompagnien zu Pfarrkirchen gefangen genommen; und der Marquis du Chatelet von zehntausend Mann zu Dingelfingen angegriffen; mit vierzehnhundert Mann wehrt er sich daselbst vier und zwanzig Stunden lang, verläßt darauf die Stadt, und geht über die Iser auf eine Brücke von Floßholz, die Herr Philippes mit vierzehn Bataillons und zwölf Eskadrons deckt. Der Prinz von Conti, der mit zwölftausend Mann zu Landau steht, erfährt, wiewohl zu spät, daß Dingelfingen berennt ist, eilt zur Vertheydigung herbey, findet es aber schon geräumt. Unterdessen wird Landau überrumpelt und Braunau belagert, ohne daß der General Karl des VII. zu Landshut, wo sein Hauptquartier ist, die geringste

Bewe-

Bewegung macht, ihnen zu Hülfe zu kommen. Unter der Zeit, sieht sich der Graf von Sachsen zu Stadt-am-Hof verlaßen, von dem Fürsten von Lobkowitz gedrängt, der ihm mit einer überlegenen Macht auf den Hals kommt, und zieht sich bis zur Donau zurück. Der Baron von Stenzsch war kurz vorher durch Tirol in Bayern eingedrungen, ob er gleich nur drey tausend Kranke hatte, und that lauter forcirte Märsche. Der Kayser, der nun sein Kurfürstenthum auf dem Punkte sieht, dem Feinde zum drittenmahle in die Hände zu fallen, findet sich zu München nicht mehr sicher, verläßt es und geht nach der freyen Reichsstadt Augspurg. Auch da bleibt er nicht lange. Bey seiner Abreise erlebt er die Kränkung, den Obersten Mentzel an der Spitze seiner Panduren in dieselbe einrücken zu sehn, der die Grobheit begeht, ihn auf der Straße mit Schimpfwörten zu verfolgen, und flüchtet nach Frankfurt. Und so sieht der Prinz Karl durch seine Thätigkeit und die wechselseitige Eifersucht der Alliirten, nachdem er schon Oesterreich und Böhmen wieder erobert hat, nun auch ganz Bayern in seinen Händen. 1743. 18. Jun.

Der Marschall von Broglio, der schon lange über den General von Seckendorf misvergnügt war, hatte immer, auch sogar schon vor Eröfnung des Feldzugs, gesagt und geschrieben daß er Bayern nicht halten könnte. Er lauerte zu Donauwerth auf den Befehl des Königs, seine Truppen an den Rhein zu führen, und ward über das lange Aussenbleiben der Ordre ungeduldig. Der König hatte ihm aber, um seinen Rückmarsch zu sichern, den Marschall de Noailles mit vierzig tausend Mann entgegen geschickt. Dieser General geht über den Rhein, detachirt sogleich den Grafen de Ségur mit zwölf tausend Mann vor sich her, und marschirt selbst an den Mayn, um die Armee der Engländer, Hessen und Hanoveraner zu observiren, die der Graf von Stairs kommandirt, und um bey der Hand zu seyn, Lothringen zu decken, oder auch Bayern, je nachdem dieselbe Mine machen würde, sich nach dem einen

1743. oder dem andern Lande zu wenden. Er findet dieselbe am rechten Ufer des Stroms zwischen Dettingen und Aschaffenburg gelagert, wo der König von England eben angekommen war, und zwar in einer Lage, wo sie eingeschlossen, ausgehungert, von der Französischen Artillerie überall bestrichen und, mit einem Worte, gezwungen werden konnte, das Gewehr zu strecken. Er macht den Entwurf dazu, ordnet alle Anstalten an, besetzt Aschaffenburg, bepflanzt den Mayn mit Kanonen, und postirt zwölf tausend Mann auf den Paß nach Dettingen hinter einem tiefen Wassergraben. Er befielt, daß niemand über den Graben gehn soll, sein Befehl wird aber nicht befolgt; man geht in seiner Abwesenheit über den Graben und dieses schwache Detachement läßt sich gegen vierzig tausend Mann in ein Treffen ein. Dieser ungleiche Streit kann in die Länge nicht ausgehalten werden, die Franzosen müssen weichen und die Engländer haben das Glück, sich aus einer Mausfalle zu retten, wo sie umkommen oder das Gewehr strecken mußten. In diesem Treffen, das fünftehalb Stunden dauerte, bestand das größte Unglück der Franzosen in dem Verlust einer großen Menge vornehmer und tapferer Officiers, die, als sie ihre Regimenter weichen sahen, sich in Linie stellten und lieber ehrenvoll in Behauptung ihres Postens sterben, als durch eine schimpfliche Flucht ihr Leben retten wollten. Besonders bleiben viele von den Haustruppen des Königs und von dem Garderegiment, welches allein ein und zwanzig todte und eben so viel gefährlich verwundete Officiers hatte. Dem Herzoge de Chartres ward ein Pferd unterm Leibe erschossen. Der Graf de Clermont, ob er gleich schon Abt von Saint-Germain des prez war, dachte an das Beyspiel des berühmten Bischofs von Beauvais und that Wunder der Tapferkeit. Der Prinz von Dombes und der Graf d'Eu wurden verwundet, so wie auch der Graf d'Harcourt, der Graf de Beuvron und der Herzog de Bouflers. Der Graf de la Motte Houdancourt, Hofkavalier der Königinn, ward von

von den Pferden länge unter die Füße getreten und halb todt vom Platze getragen. Dem Marquis de Gontaut ward der Arm entzwey geschossen. Der Herzog de Rochechouart, erster Königlicher Kammerjunker, war schon zweymahl verwundet, und da er noch nicht aufhörte, zu fechten, blieb er auf dem Platze. Noch verlohren das Leben die Marquis de Sabran und de Fleuri, der Graf d'Estrade und der Graf de Rostaing. 1743.

„Unter den Merkwürdigkeiten dieses Tages, sagt „Herr von Voltaire, muß man den Tod eines Gra„fen de Bouflers aus dem Hause Remiencourt nicht „vergessen. Er war ein Kind von elftehalb Jahren. „Eine Kanonenkugel schlug ihm das Bein entzwey. „Er empfieng diesen Schuß, sah zu, wie man ihm „den Fuß abnahm und starb mit immer gleicher Kalt„blütigkeit. So viel Heldenmuth bey so zarter Ju„gend rührte alle diejenigen, die Augenzeugen seines „Unglücks waren.

„Der Verlust war unter den Englischen Officiers „nicht geringer. Der König von England focht selbst „bald zu Pferde bald zu Fuß, bald an der Spitze „der Kavallerie, bald vor der Infanterie. Der Her„zog von Kumberland ward an seiner Seite verwun„det. Der Herzog von Ahremberg, der die Oester„reicher kommandirte, bekam einen Flintenschuß oben „in die Brust und verschiedene Englische Generals „blieben auf dem Platze. Allein das Gefecht war „zu ungleich. Tapferkeit allein mußte gegen Tapfer„keit, Menge und Kriegszucht zugleich fechten. End„lich gab der Marschall de Noailles das Zeichen „zum Rückzuge, der nicht ohne Unordnung erfolgte. „Der König von England hielt Mittagstafel auf „dem Schlachtfelde, und zog sich hernach so eilig zu„rück, daß er sich nicht einmahl die Zeit nahm, alle „seine Verwundete mitzunehmen. Er ließ deren etwa „sechshundert zurück, die der Lord Stairs der Groß„muth des Marschalls de Noailles empfahl. Die „Franzosen nahmen dieselben auf, wie ihre Lands„leute u. s. w."

1743. Die Engländer schätzten sich so glücklich, wohlbehalten Hanau *) erreicht zu haben, daß sie lange Zeit daselbst stille lagen, und, diesen ganzen Feldzug über, nichts mehr unternahmen.

Wir wollen nun die bey diesem Vorfall begangenen Fehler noch einmahl zusammennehmen, damit die Nachwelt daraus die nöthigen Lehren ziehn könne, welches der größte Vortheil ist, den die Erzählung so blutiger Auftritte gewähren kann.

Zuförderst war es eine strafbare Nachläßigkeit des Marschalls de Noailles, daß er sich den Englischen General zuvorkommen und denselben durch seine Thätigkeit einen vortheilhaften Posten besetzen ließ, dessen er sich zu bemächtigen gedachte. Diesen Fehler machte derselbe dadurch wieder gut, daß er mit vieler Geschicklichkeit die dermaligen Umstände benutzte, sich an den Ufern des Mayns setzte, zwo Brücken über denselben schlug, um übergehn zu können, und Herr von diesem Flusse, so wohl oberhalb als unterhalb des feindlichen Lagers, zu seyn, auch dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden und von jeder Bewegung Nutzen zu ziehn, die die alliirte Armee jenseits machen würde, welche bald Mangel an Lebensmitteln litt. Bis dahin war also der Marschall überlegen und Herr von der Gegend.

Lord Stairs, der zu groß dachte, um nicht seine Fehler einzusehn, merkte bald, daß er unrecht gehandelt hatte, den Feind zwo Brücken schlagen zu laßen und drang darauf, daß der König von England je eher je lieber aufbrechen und weiter marschiren sollte. Der König bestand darauf, das Lager zu behalten, und der Soldat ward auf halbe Portion gesetzt. Auch war kein Futter mehr vorhanden, so daß schon der Vorschlag gethan ward, die Pferde zu lähmen, zu welchen äußersten es höchstens binnen zween Tagen auch würde gekommen seyn.

Mitten in der Nacht läßt der König von England seine Armee in der größten Stille aufbrechen und

*) Im franz. Original steht Hannover, aber die ganze Stellung der Armeen zeigt, daß es Hanau heißen sollte. Anm. d. Uebers.

und wagt den forcirten und gefährlichen Marsch, als das einzige ihm übrige Mittel. Der Graf de Noailles wird es zuerst gewahr und läßt es seinem Vater melden; der Marschall steht auf und sieht die Engländer auf einem engen Wege, zwischen einem Berge und dem Flusse, ihrer Niederlage entgegen eilen. Er macht die treflichsten Anstalten, sie in dem Defilé, wodurch sie nothwendig marschiren müssen, zu umzingeln. Ein Fallstrick, dem sie nicht entgehen konnten! Hätte man sie nicht eher angefallen, als bis die Franzosen den Vortheil des Terrains g habt hätten, so konnte der König von England selbst gefangen werden, und wer kann es berechnen, was dieser glückliche Angriff für Folgen gehabt hätte? 1743.

Nach so gut überdachten Anstalten geht der General fort unter dem Vorwande; einen Furth zu untersuchen, wo er noch einige Kavallerie vorrücken lassen will, um die Stellung der Feinde noch besser zu übersehen. Er empfielt bloß seinem Neffen dem Generallieutenant und Obersten der Französischen Garde, Herzog de Grammont, der diesen Posten kommandirt, den günstigen Augenblick abzuwarten und ihn kommen zu sehn, ohne ihn zu übereilen, und reitet davon. Dies ist der Hauptfehler, der dem Andenken des Marschalls einen ewigen Schandfleck anhängt, der ihn bey so viel trostlosen Familien abscheulich und bey den Spöttern lächerlich machte, die ihn in beissenden Bänkelsängerliedern besangen und einen hölzernen Degen an die Thür seines Pallastes hiengen, um die Unnützlichkeit des seinigen bey dieser Gelegenheit sinnbildlich anzuzeigen.

Der Herzog de Grammont ließ sich von seiner zu großen Hitze hinreißen, die die Gegenwart seines Oheims gemäßigt haben würde, und machte, daß die Frucht aller dieser schönen Anordnungen verlohren gieng, verließ den vortheilhaften Posten, wo er stehn bleiben sollte, und sahe bald die ganze Englische Armee vor sich ausmarschiren, anstatt daß er bloß mit der Arrièregarde zu thun zu haben glaubte. Er griff dieselbe in einer Ebne an, wo sie sich leicht ausbreiten konnte. Die von dem geschicktesten Ar-

1743. tilleriegeneral damaliger Zeit, dem Marquis de Valliere, längs dem Mayn errichteten Batterieen, die die größte Würkung thun sollten, wurden völlig unnütz, weil dadurch sonst die Franzosen selbst in dem Gemenge erschossen worden wären.

Einige Infanterieregimenter hielten sich überaus tapfer, die Französische Garde aber lief bey dem dritten Feuer, ließ die Kavallerie im Stich und machte den Ueberrest der Armee furchtsam. Der Marquis de Puysegur, der Sohn des Marschalls gleiches Nahmens, und Chef eines Regiments, war genöthigt, einige seiner Soldaten eigenhändig zu tödten, weil sie nicht Stand halten wollten, sondern schrieen: Rette sich, wer kann! Die Haustruppen des Königs zu Pferde, die Karabiniers, bewiesen mehr Muth, als Kriegszucht. Funfzig Mousquetaires, die ihre Hitze hingerissen hatte, fanden sich mitten im grauen Regimente, das in der Englischen Armee berühmt ist und lauter ausgesuchte Leute und vorzüglich gute Pferde hat. Sie wurden durch die überlegene Anzahl übermannt und fast alle verwundet oder gefangen. Die Flüchtlinge glaubten, den Feind hinter sich zu haben, und stürzten sich in den Fluß, worinn ein Theil davon umkam. Der Marschall de Noailles kam bloß dazu, um ein Augenzeuge der Verwirrung zu seyn und, der Förmlichkeit wegen, das Signal zum Zurückzuge zu geben.

So vielen Französischer Seits begangenen Fehler hielt ein Hauptfehler von Seiten der Engländer das Gewicht, dieser nehmlich, daß sie die Ueberwundenen nicht verfolgten und vollends über den Mayn giengen, um den Sieg vollkommen zu machen, wie Lord Stairs *) selber gesteht.

Unter

*) Voltaire erzählt folgende mit dem Lord Stairs selbst gehaltene Unterredung:

„Der Verfasser dieser Geschichte kam einige Wo„chen nach dieser Schlacht mit dem Lord Stairs „zusammen, und nahm sich die Freyheit, denselben „zu fragen, was er von dem Treffen bey Dettingen „dächte?

Unter jeder andern Regierung würde der Marschall de Noailles viel Verantwortung gehabt haben; er hatte aber bey dem Könige an der Gräfinn von Toulouse, seiner Schwester, eine mächtige Beschützerinn. Er rechtfertigte sich nicht einmahl, weil er solches nicht gekonnt hätte, ohne seinen Neffen zu beschuldigen, oder vielmehr, weil er auch durch Anklagung seines Neffen seine eigne Aufführung nicht hätte rechtfertigen können. Er erduldete mit großer Dreistigkeit den allgemeinen Tadel der Armee. Er konnte zwar nicht mit Scipio sagen: **Laßt uns im Kapitol den Göttern danken!** er schrieb sich aber das Verdienst zu, an dem Wohl der Armee nicht verzweifelt, sondern vielmehr verhindert zu haben, daß das Uebel nicht größer würde. Besonders schrieb er dasselbe dem Mangel der Kriegszucht zu, und schrieb einen sehr weisen, wohlgesetzten und lehrreichen Brief an den König, um demselben zu beweisen, wie nöthig die Herstellung der Kriegszucht in der Armee sey. 1743.

Nach diesem Treffen giengen verschiedene Englische und Französische Officiers nach Frankfurth, welche Stadt immer neutral blieb, und begegneten sich untereinander immer so höflich und freundschaftlich, als ihre Generals. Der Kayser selbst gab ihnen das Beyspiel, dem alle ohne Unterschied ihre Aufwartung machten, und von ihm ohne Unterschied wohl aufgenommen wurden. Es war unter denselben wohl kein einziger, dessen Schicksal er nicht heimlich beneidete, denn er konnte sich und seine Familie nicht unterhalten; niemand wollte ihm das geringste borgen und der Marschall de Noailles gab ihm vierzig tausend Reichsthaler auf einen Wechsel, den er bey

„dächte? Ich denke, antwortete dieser General, „daß sie einen Fehler gemacht haben, wir aber „zween; der ihrige war, daß sie über den Graben giengen, und nicht warten konnten; die „unsrigen aber, daß wir uns in die Gefahr begaben, aufgerieben zu werden, und nachher „von unserm Siege nicht Gebrauch machten."

1743. sich hatte. Es war so weit mit ihm gekommen, daß er sich an die Königinn von Ungarn selbst wenden mußte, die er im Begriff gestanden hatte, vom Thron zu stoßen. Er bot derselben an, seinen Anforderungen auf die Erbschaft des Hauses Oesterreich gänzlich zu entsagen. Der Erbprinz von Hessen nahm diese Unterhandlung über sich, und legte dem Könige von England, der sich damals zu Hannover aufhielt, den Vorschlag des Kaysers vor. Der König George gab zur Antwort, daß er das Gutachten des Parlaments einhohlen wollte. Diese Unterhandlung des Hessischen Prinzen gab Karl dem VII. deutlich genug zu erkennen, daß seine Feinde den Vorsatz hatten, ihn der Kayserlichen Würde zu berauben. Da ihm dieses Hülfsmittel fehl schlug, so erklärte er sich in seiner eignen Sache neutral und verlangte von der Königinn von Ungarn, daß man den Ueberrest seiner Truppen in Schwaben laßen, und dieselben als Reichstruppen betrachten mögte. Zu gleicher Zeit machte er sich anheischig, den Rückmarsch der Armee des Marschalls von Broglio nach Frankreich zu bewürken. Die Königinn gab zur Antwort, sie hätte keinen Krieg mit dem Reichsoberhaupte, denn nach Vorschrift der güldenen Bulle, die durch seine Erwählung umgestoßen worden, hätte sie ihn als Kayser nicht anerkannt. Sie würde daher seine Truppen angreifen laßen, wo man sie fände, ihm für seine Person aber nicht verwehren, ins Reich zu flüchten, wenn er sich nur nicht auf Bayerschen Grund und Boden finden ließe.

Die Schlacht bey Dettingen machte den Rückzug des Marschalls de Broglio nur noch eilfertiger, wodurch Karl der VII. vollends alle Städte verlohr, die er noch inne hatte. Dieser General kam den 9ten Julius nach Wimpfen am Neckar und übergab seine Armee dem Grafen von Sachsen, der unter dem Marschall de Noailles kommandirte. Den neutralen Staaten, durch die er marschirt war, hatte er Geißeln geben müssen, zur Sicherheit, daß er bey

dem Durchmarsch keine Feindseligkeiten ausübte; diese Vorschrift war aber sehr unnütz, weil ihm der Prinz Karl mit seiner ganzen Armee bis an die Gränzen folgte. Von ungefehr hundert und dreyßig tausend Mann, die man von Zeit zu Zeit ins deutsche Reich geschickt hatte, brachte er nur fünf und zwanzig tausend, und nach einigen Nachrichten noch viel weniger, zurück. Ueber den erbärmlichen Zustand, worinn sich diese unglücklichen Ueberbleibsel befanden, sind alle Nachrichten einig. Man schätzt, daß diese beyden Feldzüge nicht sowohl durch das Schwert, als durch Frost, Mangel und Desertion Frankreich wenigstens achtzig tausend Mann und über drey hundert Millionen außerordentliche Ausgaben kosten. 1743.

Der Marschall von Broglio ward am Hofe nicht sonderlich empfangen. Dieser General, dessen Tapferkeit und Betragen in Böhmen so hoch erhoben worden, und den man für den besten General der Königlichen Armeen hielt, fand nicht einen einzigen Freund, der für ihn sprechen wollte, oder durfte, und erhielt den Befehl, sich auf seine Güter zu begeben. Man behauptet, daß dieses zur Genugthuung für den Kayser geschehen sey, der es verlangt hätte; es bleibt aber doch immer eine grausame Ungerechtigkeit gegen einen fünf und siebzigjährigen Officier, der den schwersten Krieg geführt, der bey Menschengedenken geführt worden, und alle Arten von Verdrießlichkeiten, Gefahren und Mühseligkeiten überstanden hatte. Sein Bruder, der Abbé, der sehr beliebt gewesen und nach seiner Abtey Mont Saint-Michel gereiset war, verließ bey dieser Gelegenheit aus Ueberdruß die Welt und ihre Lustbarkeiten, und nachdem er um die Zurückberufung des Marschalls angehalten hatte, theilte er mit demselben seine Widerwärtigkeit und seinen Gram und gieng hernach in seine Einsamkeit, die er auch nie wieder verließ.

Wenn diese Rache auch gerecht gewesen wäre, so war sie doch nur eine schwache Tröstung für Karl

1743. den VII. der in Frankfurth verlaßen saß, und keine Unterthanen mehr hatte. Diese hatten, seiner Pro-
23. Aug. testationen ungeachtet, der Königinn von Ungarn huldigen müssen. Ein Buchdrucker zu Stadt-am-Hof, der die Protestation seines Herrn gedruckt hatte, ward verurtheilt, auf öffentlichen Markte gehangen zu werden. Man ließ es bey diesen Beschimpfungen nicht bewenden; der Oesterreichische Staatsrath ließ so gar in Frankfurth selbst einige Zeit nachher ein Schreiben zur Reichsdiktatur bringen, in welchem die Erwählung Karl des VII. für eine Nullität ausgegeben ward. Der neue Kurfürst von Maynz, als Reichserzkanzler *), zu welcher Würde derselbe wider des Kaysers Willen erhoben war, registrirte diese Schriften im Reichsprotokoll. Karl der VII. konnte nichts dagegen thun, als sich beklagen; er that dieses in einigen Rescripten, und, um sein Unglück vollkommen zu machen, schrieb ihm der König von England, als Kurfürst von Hannover, zurück, daß die Königinn von Ungarn und der Kurfürst von Maynz Recht hätten. Kurz! es gieng schon die Rede, daß man ihn zwingen wollte, die Kayserliche Würde, zum Besten des Großherzogs von Toskana, aufzugeben.

Dieser Vorschlag, der Frankreich die Konferenzen von Geertruydenberg hätte sollen ins Gedächtniß bringen, und dasselbe zur Unterstützung eines Fürsten bewegen, der sich durch zu großes Zutrauen auf dessen Beystand unglücklich gemacht hatte, schlug vielmehr den Muth desselben nieder. Karl der VII. erlebte den Augenblick, da er keine Alliirte mehr hatte. Der Minister Ludewig des XV. auf dem Reichs-
21. Jul. tage, Herr de la Noue, übergab eine Erklärung des Inhalts, da der König erfahren, daß die Fürsten und Stände des Reichs ihre Vermittelung anwenden

*) Sein Vorweser war den 20ten März gestorben, und den 21ten April der Nachfolger erwählt. Dieser Kurfürst ist nicht sowohl wegen seiner Macht, als vielmehr wegen des Ansehns, wichtig, das ihm seine Reichswürde oder Erzamt giebt.

den wollen, um den in Deutschland entstandenen Krieg beyzulegen, und daß der Kayser und die Königinn von Ungarn bereits in Unterhandlung stehn, so hat er seinen Armeen befohlen, bis an die Gränzen seines Königreichs zurück zu gehn, theils weil sie bloß Hülfstruppen sind, und theils um dem Deutschen Reich dadurch einen Beweiß seiner Achtung und seiner Liebe zum Frieden zu geben. 1743.

England und Oesterreich waren damit noch nicht zufrieden; Sie wollten ihren Vortheil recht benutzen und waren so unverschämt, zu verlangen, daß Karl der VII. selbst darauf antragen sollte, daß sein Feind, der Großherzog von Toskana, zum Römischen Könige gewählt werden mögte. Dies war die äußerste Stufe der Demüthigung; eine Wiederholung des Auftritts, da man Ludewig den XIV. nöthigen wollte, seinen Enkel von dem Thron herunterjagen zu helfen, auf welchen er selbst denselben gesetzt hatte. Inzwischen hatte sich der Marschall de Noailles, der Erklärung des Königs gemäß, an den Rhein zurückgezogen und dem Grafen von Sachsen die Sorge überlaßen, dem in Elsaß kommandirenden Marschall de Coigny beyzustehn, und gemeinschaftlich zu verhindern, daß der Prinz Karl nicht über diesen Fluß gehn mögte.

Damals hauchte die Maitresse, die bey vielen schimpflichen Fehlern dennoch Muth und einen hohen Geist besaß, Ludewig dem XV. einige Thätigkeit ein, und er wollte versuchen, sich mit dem Prinzen als einem seiner würdigen Widersacher zu messen, und sich an die Spitze seiner Armee im Elsaß zu setzen. Er hatte schon seine Feldequipage angeschaft und schrieb seinen Entschluß dem Marsall de Noailles, der ihm folgende Antwort gab: „Ew. Majestät „Sachen stehn weder so gut, noch so schlecht, daß „Dieselben jetzt diesen Schritt wagen sollten.“

In der That hatte der Prinz Karl zwar einen Versuch gemacht, in Frankreich einzudringen, und sich, Troß dem unaufhörlichen Feuer der gegenüber stehenden Armee, mit etwa zwölftausend Mann, bey 4. Aug.

1743. Alt-Breysach auf einer Insel des Rheins gesetzt, und der Prinz von Waldeck, der unter ihm kommandirte, war zugleich auf eine andre Unternehmung ausgegangen. Da er keinen Widerstand vorfand, war er schon mit dreytausend Grenadiers bis Rheinweiler vorgedrungen; es lief aber nicht so glücklich ab, denn der Marquis de Balincourt hatte ihn
30. Aug. nachdrücklich zurückgeschlagen und seine Truppen waren theils getödtet; theils ersäuft, und theils gefangen. Als überdies der Marschall de Noailles herbeygekommen war, um den Marschall de Coigny zu unterstützen, der gegen den Prinzen Karl zu schwach war, konnte dieser seinen Entwurf nicht mehr ausführen; wollte auch die in diesem Feldzug errungene Lorbeeren nicht aufs Spiel setzen, sondern zog sich vielmehr, weil er eine Ueberschwemmung des Flusses befürchtete nach dem Brisgau zurück, wo er seine Winterquartiere nahm, ob die Engländer gleich zu seinem Beystande eine Armee von beynahe siebzig tausend Mann hatten, seitdem die Holländer bey Worms mit zwanzig tausend Mann zu denselben gestoßen waren.

Von so vielen Ländern, die Frankreich für den Kayser erobert hatte, war also am Ende des Feldzugs nichts mehr übrig; es war doch aber auch kein Feind in Frankreich eingedrungen. Braunau und
6. Sept. Straubingen hatten kapitulirt; die Garnison von Eger aber sahe sich in der grausamen Nothwendigkeit, sich mit dem Marquis d'Herouville, der sie kommandirte, zu Kriegsgefangenen zu ergeben.
5. Octob. Herr de Grandville endlich übergab Ingolstadt, und erhielt nicht allein für sich und seine Truppen, sondern auch für alle Franzosen in den Bayerschen Städten, wo er kommandirte, einen freyen Abzug. Dies ist, nach der Bemerkung des Herrn de Voltaire, das einzige Beyspiel, daß eine Garnison, die kapitulirt, andern Truppen freyen Abzug verschafft hat. Der General von Bärenklau war's, der diese sonderbare und rühmliche Kapitulation bewilligte.

Eine Anecdote aus diesem Feldzuge, die aufbe- 1743.
behalten zu werden verdient, und ob sie gleich minder rühmlich ist, doch durch die unglaubliche Verwegenheit des Unternehmers und durch die Unmenschlichkeit, wovon sie zeugt, in Erstaunen setzt, auch für eine Geschichte aus den Jahrhunderten der tiefsten Barbarey zu halten wäre, wenn sie nicht von Augenzeugen bestätigt würde, ist die Unternehmung, die Menzel ausführte, jener Partheygänger, den sein Glück und ein gewisser wilder Muth aus dem niedrigsten Stande in dem Dienste der Königinn von Ungarn, zu den höchsten Kriegsbedienungen empor gehoben, und der zuerst München eingenommen hatte. Zu der Zeit, da alles beschäftigt war, den Prinzen Karl zu beobachten und sich seinen Entwürfen zu widersetzen war er, an der Spitze eines Haufen Raubgesindels *), das sich nach Plünderungen sehnte, bis über la Sarre vorgedrungen und in Lothringen eingefallen. Er unterstand sich, unter dem Nahmen eines Manifestes, ein Schreiben vom zwanzigsten August an die Provinzen und Stände vom Elsaß, von Bourgogne, der Franche-Comté und der drey Bißthümer austheilen zu laßen, und forderte das Volk im Nahmen der Königinn von Ungarn auf, unter die Bothmäßigkeit des Oesterreichischen Hauses, wie er sich ausdrückte, zurückzukehren. Er bedrohete die Einwohner, die gegen dieselbe die Waffen ergreifen würden, mit dem Galgen, wenn er sie zuvor würde gezwungen haben, sich mit ihren eigenen Händen Nas' und Ohren abzuschneiden; eine so viehische Grausamkeit würkte nichts als Verachtung. Nichts desto weniger begieng er ungestraft allerley Ausschweifungen, schrieb starke Brandschatzungen aus und schleppte eine ansehnliche Beute mit sich weg. Sein abscheuliches Betragen, das zugleich das Völkerrecht, die Majestät des Landesherrn und die Menschheit beleidigte, hätte ihm von seiner Königinn eine Bestrafung zuziehen sollen. Allein

*) *Brigands, comme lui*, sagt der höfliche Franzose. Uebers.

1743. lein fast bey allen Armeen giebt es dergleichen irregulaire Truppen, die der Mannszucht der übrigen nicht unterworfen und nur nach dem Maaß ihrer Grausamkeit nützlich sind. Dies ist eins von den Uebeln des Krieges, die widerrechtlich geduldet werden, und wofür die Natur schauert.

Glücklicherweise hatte Menzel keine furchtbare Armee in der Nähe, die ihn schützte, und mußte bald seinen Räubereyen ein Ende machen, und sich zurückziehn, um der Züchtigung, die ihm drohte, zu entgehen. Lothringen ward also aus feindlichen Händen befreyt, Elsaß und Frankreich aber für Einfall gedeckt. Man schätzte sich glücklich, bey einen solchen Defensivstreit einige leichte Vortheile erhalten zu haben. Wie war es möglich, nach einem so glänzend angefangenen Offensivkriege, zu dieser Stufe der Demüthigung herabzusinken? Man hat davon verschiedene Ursachen angegeben. Voltaire glaubt, die Hauptursach entdeckt zu haben, und giebt die übrigen alle nur für Nebenursachen aus. Er findet sie in der Person des Kaysers, der nur mittelmäßige Einsichten in die Kriegskunst und wenig Genie, auch keine Fähigkeit hatte, große Entwürfe zu machen und auszuführen. „Um solche Entwürfe auszuführen, sagt er, muß man die Entschließungen dazu „aus sich selbst schöpfen, denn nie hat ein Fürst eine „wichtige Eroberung durch andere gemacht."

Was zieht nicht ein einziger unrichtiger Schritt in der Staatskunst für Unglück nach sich! Wie verschieden war jetzt nicht Frankreichs Lage gegen damals, als es dem Oesterreichischen Hause die Kayserkrone abgenommen hatte! Dieselbe Eifersucht, die der Kardinal bey den auswärtigen Mächten durch den täuschenden Schein von Friedfertigkeit, Billigkeit und Mäßigung, die er so lange gezeigt und doch zu früh verlassen, einzuschläfern gewußt hatte, wachte mit neuer Wuth wieder auf, und Ludewig der XV. befand sich, wie Ludewig der XIV. auf dem Punkt, ohne einen andern Freund, als Spanien, das ganze Europa wieder sich zu haben.

Da

Da der König von Sardinien gesehn hatte, wie wenig glücklich die Französischen Waffen waren, hatte er endlich seine Maaßregeln genommen, und seine Ministers hatten mit den Ministern der Königinn von Ungarn und des Königs von England den 13. September zu Worms einen Tracktat unterzeichnet, kraft dessen die Königinn ihm einen Theil des Gebiets von Vigerano, die Stadt Piacenza und das Parmesanische, mit allen ihren Ansprüchen auf das den Genuesern gehörige Marquisat Finale, abtrat. Die schließenden Mächte verabredeten übrigens in diesem Tracktat auch noch die Anstalten zur Fortsetzung des Kriegs und der König von England machte sich anheischig, im Mittelländischen Meere, zum Besten der gemeinen Sache, eine starke Flotte zu unterhalten. Der König von Pohlen und Churfürst von Sachsen, der seit dem Breslauer Frieden schon neutral war, ward durch diese Nachrichten noch dreister und schloß mit der Königinn von Ungarn zu Wien einen Allianztracktat, worinnen beyde Mächte sich wechselseitig ihre Staaten garantiren.

1743.

20. Nov.

Die Holländer, die etwas schwer in Bewegung zu bringen sind, hatten endlich auch ihre Entschliessung genommen, weil sie dafür hielten, daß Frankreich an Menschen und am Gelde erschöpft wäre. Eins der vornehmsten Mitglieder der Republick hatte versichert, daß Ludewig der XV. nicht mehr als hundert tausend Mann auf die Beine bringen könnte, und daß sich alles baare Geld in seinem ganzen Königreiche nicht höher, als auf zwo hundert Millionen beliefe. Der Gesandte der Generalstaaten am Französischen Hofe, Herr von Hoey, sahe die Sachen in der Nähe, mithin deutlicher, und stellte denselben, wiewohl vergeblich, vor, daß der Karackter eines Friedensmittlers der einzige wäre, der sich für die Republick schickte. Seine Ermahnungen konnten gegen den Geist der Zwietracht nichts ausrichten. Die Englische Parthey behielt die Oberhand und die Republick gab ein Kontingent von zwanzig tausend Mann. Dem ohngeachtet behielt sie denselben Ge-

sandten

1743. sandten am Französischen Hofe, dessen Berichte und Depeschen sie drucken ließ, und ihn dadurch lächerlich machte, weil sie mehr den Ermahnungsreden eines Philosophen, als den Briefen eines Staatsmannes, glichen. Auch ergieng das unerhörte Verbot an denselben, künftig keine Reflexions in seine Berichte zu mischen.

Die Beendigung des Krieges, den der Kardinal mit so vieler Geschicklichkeit zwischen Rußland und Schweden angesponnen hatte, ehe der Einfall in Böhmen vor sich gieng, und der Rußland verhindert hatte, sich der Königinn von Ungarn anzunehmen, ließ derselbe nunmehr die völlige Freyheit. Ueberdies verlohr auch noch Frankreich den Beystand von Schweden, welches durch Unglücksfälle und Verlust erschöpft war, und gewissermaßen unter dem Einfluß seiner bisherigen Wiedersacherinn stand, von
27. Jun. deren Händen es einen König bekommen hatte *).

So ward also von Norden zum Süden das gegen Frankreich aufziehende Gewitter immer schwärzer, und es schien, daß dasselbe, nach der allen menschlichen Sachen eigenen Veränderlichkeit, bald selbst der Schauplatz des Krieges werden würde; es zitterte schon für seine eigene Provinzen. Bey solchen Umständen aber ist Frankreich allemal am stärksten, und die Nation, die bey den Unglücksfällen außerhalb Landes so leicht den Muth verliert, bekommt alle Schnelligkeit ihres Geistes und ihre ganze Ueberlegenheit wieder, wenn sie in ihre Gränzen, wenn sie, so zu sagen, in sich selber zurück gedrängt werden.

In

*) Den 27. Junius 1743 wurden die Friedenspräliminarien zwischen Schweden und Rußland zu Abo gezeichnet. Die Wahl des Bischofs von Lübeck zum König von Schweden wird darinn, als eine Hauptbedingung festgesetzt, von welcher man die Verzicht des Herzogs von Holstein Gottorp auf seine Ansprüche an diese Krone sowohl, als auch die Zurückgabe eines Theils der von Rußland gegen Schweden gemachten Eroberungen abhängen läßt. Nach diesen Präliminarien ward der Friede den 17. August zu Abo unterschrieben.

In den häufigen Versammlungen des Konseils, die den Winter über gehalten wurden, suchte man den Unfällen vorzubeugen, die das Königreich bedrohten, von dem Bündniß, so sich überall enger schloß, einige Alliirten abwendig zu machen, und sich selbst Bundsgenossen anzuschaffen, die Entwürfe besser zu berechnen, der Ausführung mehr Nachdruck und Zusammenhang zu geben, kurz, durch Wiederherstellung eines Offensivkrieges, den Königlichen Waffen ihren Vorzug und ihren Glanz wiederzugeben. 1743.

Rußland, welches anfieng, auf die Angelegenheiten von Europa Einfluß zu haben, mußte nicht beleidigt werden, theils in Rücksicht der Bündnisse, so dasselbe mit der Königinn von Ungarn noch schließen konnte, theils in Betracht der Verbindung, in die es sich ganz neuerlich mit England eingelaßen durch den zwischen beyden Mächten zu Moskau geschlossenen Defensivallianztracktat. In demselben versprachen sich beyde Mächte wechselseitigen Beystand, wenn eine oder die andre angegriffen würde. Allein man wollte sich an England rächen, dessen Schiffe beständig die Französische Flagge beleidigten, und kümmerte sich also nicht darum, ob Rußland sich, der unvermeidlich anzukündigenden Kriegserklärung wegen, in den Streit mengen würde, oder nicht. 11. Dec. 1742.

Noch weniger fürchtete man sich damals für Rußland bey dem Kriege für den Kayser, weil es ganz kürzlich ein Manifest hatte bekannt machen laßen, worinn es sich über die Ränke und Anzettelungen des Marquis von Botta, Ministers der Königinn von Ungarn am Rußischen Hofe, bitterlich beklagte. Er ward darinn beschuldigt, eine Zusammenverschwörung zum Aufruhr angesponnen zu haben; allein die schnelle Genugthuung, die die Königinn gegeben hatte, bewieß ihre große Achtung für diese Macht und ihr Verlangen, sich mit derselben zu vereinigen. Diesen Streich zu verhindern, glaubte man keine bessern Unterhändler finden zu können, als den Marquis de la Chetardie, der schon bey dem Czaar in 1739.

Rußland

Rußland residirt hatte, und bey der damahligen Be-
1743. kanntschaft mit Elisabeth Petrowna, die zu der Zeit keinen Antheil an öffentlichen Geschäften hatte, sondern als Prinzessinn für sich lebte, in ihrer Gunst ziemlich weit gekommen war. Es war bekannt, daß ihr seine Abreise nahe gieng. Diesen schickte man also
1744. wieder, als außerordentlichen und gevollmächtigten Ambassadeur, nach Moskau. Zum Unglück brachte derselbe den prahlenden Ton, das läppische Wesen und den glänzenden Leichtsinn eines erklärten Lieblings der Damen mit dahin, und beleidigte die Czaarinn durch seine Flatterhaftigkeit und verächtliche Begegnung auf das empfindlichste. Sie befahl ihm, binnen vier und zwänzig Stunden die Residenz und binnen acht Tagen das Land zu räumen. Um dieser Beleidigung eines Gesandten von Frankreich einen Anstrich zu geben, nahm die Czaarinn dieselbe Beschuldigung zum Vorwande, die sie gegen den Marquis von Botta gebraucht hatte. Man bemächtigt sich seiner Papiere, und gab vor, daß man darinn Entwürfe zu einem nahen Aufruhr gefunden hätte. Daß aber die Vergessenheit der Wohlthaten der Kayserinn das einzige Verbrechen des Beschuldigten war, den sie immer mit der vorzüglichsten Achtung behandelt hatte, erhellet daraus, daß sie sich nicht bey Ludewig den XV. über denselben beschwerte, und keine Genugthuung von demselben forderte, sondern sich mit der in solchen Fällen gewöhnlichen Frauenzimmerahndung begnügte, sich nehmlich die Unterpfänder ihrer Zärtlichkeit und die Beweise ihrer Freygebigkeit, ja sogar die Ehrenzeichen wieder zurück geben zu laßen, womit sie denselben beehrt hatte. Sein Nachfolger war ein Mann, der sich lange in Rußland aufgehalten hatte und gut Russisch sprach, dem aber das erforderliche Genie mangelte, sich in Ansehn zu setzen, und der auch nicht Geschicklichkeit genug besaß, diesen Mangel auf eine andre Weise zu ersetzen.

Man gab sich in Norden Mühe, sich einen wesentlichen und nützlichern Alliirten, als die Czaarinn war,

war, in der Person des Königs von Preußen anzuschaffen. Derselbe fieng schon an, das Glück der Königinn von Ungarn mit eifersüchtigen Augen anzusehen, weil sie dadurch immer furchtbarer ward. Er sahe ein, daß er für Schlesien zu fürchten hätte, wenn man ihrem Waffenglück nicht Einhalt thäte, denn der ungestörte Besitz dieser neuen Eroberung war noch nicht recht sicher, weil er noch nicht, wie gewöhnlich, von überwiegenden Mächten garantirt worden. Diese veränderte Gesinnungen des Monarchen suchte man zu benutzen, um denselben zur Parthey des Kaysers zu ziehn. 1744.

Das Beyspiel des Königs von Sardinien, der einer von den damals lebenden Monarchen war, die ihren Vortheil am besten zu beobachten wußten, reitzte den König von Preußen. Denn jener Fürst war durch seine Kriege gegen den Vater der Königinn von Ungarn groß geworden, und hatte viel Land erobert, welche Eroberungen er jetzt dadurch, daß er nun wieder zu der Parthey der Tochter übergieng, garantirt und bestätigt bekam, und sie sogar noch vergrößerte.

Der König von Preußen war nicht abgeneigt, dem Beyspiele zu folgen. Er ließ sich in Unterhandlungen ein, verlangte aber eine tiefe Geheimhaltung. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Amelot, den dieser Monarch nicht leiden konnte, oder dem er nicht Verschwiegenheit genug zutraute, ward den Umständen aufgeopfert; denn obgleich der König denselben reichlich belohnte, um seiner Absetzung das Ansehen einer Ungnade zu benehmen, so glaubte man doch, daß irgend einiges Mißvergnügen gegen denselben obwalten müßte, zumahl da Belohnungen damals nicht immer ein ächter Beweis würklich geleisteter Dienste waren. Diese Begebenheit war wieder eine Gelegenheit, die Gemüthsart dieses Fürsten kennen zu lernen. Nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, den Herrn Amelot zu verabschieden, oder vielmehr die Resignirung seines Postens von demselben zu fordern, fragt er denselben, bey dem Auseinandergehn des Konseils, um

1744. den Ort voraus zu wissen, wo er ihm die Veränderung ankündigen laßen könnte, wo er jetzt hingienge? als wenn er sich freundschaftlich um ihn bekümmerte. Der Minister; der ihm geantwortet hatte, er gienge nach Paris, erstaunte nicht wenig, als er den Grafen de Maurepas ankommen sahe, der ein guter Freund von ihm und noch mehr von seiner Frauen war, der, als Staatssekretär des Departements von Paris, ihm den Befehl des Königs bekannt machte. Er tröstete denselben dadurch, daß er ihm im Nahmen des Königs eröfnete, daß dieses nicht aus irgend einem Mißvergnügen gegen ihn, sondern aus Staatsursachen, und vielleicht auch nur auf einige Zeit, geschähe. In der That behielt der König selbst das Departement der auswärtigen Angelegenheiten einige Monate lang, bis daß die Umstände durch seine Bemühungen weniger mißlich und kützlich geworden waren, und er diese Angelegenheiten nun wieder andern Händen anvertrauen konnte. Herr Amelot hatte daher noch immer die Hofnung, wieder an den Hof zu kommen, und das Publickum, das ihn gar nicht bedauerte, die Furcht, daß diese Hofnung erfüllt werden mögte. Im Grunde waren es der Marschall de Noailles, Herr de Chavigny und Herr Du Theil, die dieses Fach bearbeiteten; hauptsächlich Herr de Chavigny, der in Portugall als Gesandter gestanden, seit kurzem von dort zurückgekommen war, und für den geschicktesten Staatsmann in ganz Frankreich gehalten ward, der übrigens auswärts in sehr wohl verdienter Achtung stand, klug, kaltblütig und von seltener tiefdringender Einsicht war. Er ward zum Unterhändler bey diesem Staatshandel erwählt, der eigentlich zu Frankfurth betrieben werden sollte. Um die Neugierigen desto leichter zu täuschen, nahm er gar keinen öffentlichen Karackter an, und der Graf von Bayern*) war derjenige der

die

*) Er war ein natürlicher Sohn des Churfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, des Vaters Kaisers Karl VII. Anmerk. des Uebers.

die Person des Gesandten vorstellte und den Titel eines außerordentlichen Ambassadeurs bey dem Kayser führte. Der Französische Geschäftträger führte hinlängliche Gründe an, um den allzeit fertigen König von Preußen zur Entschließung zu bringen, die aber nicht eher als zu der abgeordneten Zeit und Stunde zum Ausbruch kommen sollte. Um diesem zweeten Angriffe einen bessern Anstrich zu geben, bewog derselbe noch einige andere deutsche Fürsten durch seine Beredsamkeit dazu. 1744.

In Italien war der König von Neapel nur so lange unthätig geblieben, bis er seine Küsten gegen alle Landungen in Sicherheit und seine Häfen in solchen Vertheydigungsstand gesetzt hatte, daß er von den Engländern nichts mehr zu befürchten hatte, und hauptsächlich seine Stadt Neapel so befestigt war, daß kein Englischer Kapitän mehr erscheinen und Sr. Majestät Beleidigungen zufügen oder Gesetze vorschreiben konnte.

An eine erzwungene Neutralität hielt er sich nicht gebunden. Das Waffenglück des Dom Philipp, das natürliche Verlangen, zur Einrichtung eines Bruders etwas beyzutragen, das dringende Anliegen des Französischen und Spanischen Hofes, und ein starker Widerwille gegen das Haus Oesterreich, alles trieb ihn an, die Neutralität zu brechen. So bald er seine Maaßregeln mit Vorsicht genommen hatte, brachte er eine starke Armee zusammen, und setzte sich selbst an die Spitze derselben. Sie war an sechs und zwanzig tausend Mann stark. Unglücklicher Weise mußte er zwölf tausend Mann zurück laßen, um an den Gränzen von Kalabrien, wegen der ansteckenden Krankheit, die seine Länder entvölkerte, einen weitläuftigen Kordon zu ziehen. Mit dem Rest seiner Armee wartete er an den Gränzen von Abruzzo auf Gelegenheit, sich in Thaten zu zeigen und der Armee seines Vaters, des Königs von Spanien, hülfliche Hand zu leisten.

Die Genueser, die schon im Herzen gut Französisch waren, erklärten sich, wegen der Abtretung

1744. des Marquisats Finale, öffentlich für Frankreich, weil sie diese Abtretung für ein Geschenk aus ihren eignen Mitteln ansahen. Sie hatten das Marquisat vom letzten Kayser Karl dem VI. für eine Million und zwey mahl hundert tausend Livres gekauft. Man wollte ihnen zwar das Geld wiedergeben, verlangte aber, daß sie das Schloß wieder aufbauen sollten, so sie hatten schleifen laßen, welches ihnen noch mehr gekostet haben würde. Sie waren also mit dem Handel sehr unzufrieden. Der Haven von Genua konnte der alliirten Armee trefflich zu statten kommen und man sparte daher keine Bewerbungen um die Freundschaft und den Beystand dieser Republick.

In der Zeit, da das Königliche Konseil alle Kunstgriffe der Staatsklugheit in diesen neuen Unterhandlungen erschöpfte, verließ es sich nicht bloß und einzig auf diese müßige Spekulationen, sondern machte von allen Seiten die fürchterlichsten Anstalten, dem einen Theil Muth zu machen, dem andern Ehrfurcht einzuflößen, alle aber durch in die Augen fallende Anstalten zur Entwickelung der Französischen Macht zu schrecken. Die erste Würkung der Kraf und Thätigkeit kam von einer Seite, von der man es am wenigsten vermuthete, nehmlich von Seiten des Seewesens, dessen Chef mit seinen herrlichen Anordnungen in diesem Fache viel Ehre einlegte. Unglücklicher Weise entsprach die Ausführung nicht der Schönheit und Kühnheit seiner Entwürfe.

Seit zwey Jahren herrschte eine Englische Schiffsflotte, unter dem Kommando des Admirals Mathews, im Mittelländischen Meere und schonte weder die Küsten der Provence, noch die Küsten von Sicilien. Sie hielt im Hafen von Toulon eine Spanische Eskadre eingeschlossen, welche die Truppen Sr. Katholischen Majestät nach Italien übergeschifft hatte. Diese wagte sich nicht, gegen eine überlegne Macht auszulaufen, und der Kommendant derselben, Dom Joseph Navarro, ließ während dieser Unthätigkeit, seine Kanoniers in der Französischen

schen Kanonierschule im Schießen üben, weil sie in ihrer Kunst noch ziemlich unerfahren waren. Den König verdroß diese Verwegenheit der Engländer; er ließ eine Eskadre von vierzehn Linienschiffen, vier Fregatten und drey Brandern ausrüsten, und befahl dem ältesten Generallieutenant seiner Flotten, Herrn de Court, der die Eskadre kommandirte, sich mit der Spanischen Flotte zu vereinigen, und wenn Mathews ihn nicht durchlaßen wollte, denselben anzugreifen, ohne sich an die Zahl seiner Schiffe zu kehren. An der Zahl war jener allerdings überlegen, denn die Englische Flotte war zwey und funfzig Seegel stark, worunter fünf und vierzig Linienschiffe waren. 1744.

Der feindliche Admiral bot würklich ein Treffen an. Er stand in Schlachtordnung in einer verlängerten Linie, die aus drey Divisionen bestand und in ein Vorder- Haupt- und Hintertreffen eingetheilt war. Die Spanier hatten die Avantgarde der allirten Flotte und wurden zuerst angegriffen. Sie schlugen sich mit uungemeiner Tapferkeit, litten viel und hielten drey Stunden lang das feindliche Feuer aus. Unglücklicher Weise war ihr Anführer ein General von den Landtruppen und hatte daher nicht die in solchen Fällen so nothwendige vollkommene Erfahrenheit im Seewesen. Ueberdies waren die Matrosen und übrige Schiffleute nicht so gewandt und geschickt, wie die Englischen, die alle ihre Bewegungen mit größerer Genauigkeit ausführten. Diese hatten auch, wie immer, den Vortheil des Windes, und man kann eine Sache, die immer geschieht, unmöglich dem blinden Ohngefehr zuschreiben; sondern es muß schlechterdings eine Wirkung der Einsicht und der Geschicklichkeit seyn. Die Spanier, die sich diesen Vortheil hatten nehmen laßen, konnten nun nicht Linie halten, ihre Schiffe, so wie sie weiter trieben, verloren den gewöhnlichen Zwischenraum und Abstand, der bekanntermaßen nicht über sechzig Ruthen betragen muß. Einige ließen die Feinde sogar in die Linie einbrechen; zwey davon wichen bald und Mat- 22. Febr.

1744. thews konnte also mit verschiedenen Schiffen das Spanische Admiralschiff mit aller Bequemlichkeit angreifen. Dieses Schiff hieß Royal Philipp, führte hundert und zehn Kanonen und etwa tausend Mann. Die Hofnung, dasselbe zu nehmen, verdoppelte den Muth und Eifer der Engländer, die es von fünf Schiffen beschossen. Das Feuer war ununterbrochen, vom Verdeck schon alle Mannschaft herunter geschossen und der zwey mahl verwundete General genöthigt, das Schiff zu verlaßen. Unterdessen hörten die Spanier nicht auf, aus den untersten Batterien zu schießen und der Succurs war nicht mehr weit; Matthews nahm also seine Zuflucht zu einer von den Maschinen der Verwüstung, die ein höllischer Witz erfunden hat. Er läßt einen Brander loß, der sich dem Royal Philipp schon bis auf funfzehn Schritt nähert und einige Officiers geben schon den Rath, die Flagge zu streichen. Der Ritter de l'Age, ein Französischer Seeofficier, der nunmehro das Schiff kommandirte, weil der General weggebracht und der Flaggenkapitän erschossen war, sagt: **Sie haben wohl vergessen, meine Herren! daß ich hier bin!** Er läßt auf den Brander feuern, erreicht ihn und bohrt ihn in den Grund. So bald der Kapitän merkt, daß keine Rettung mehr möglich ist, will er wenigstens sich noch sterbend an seinem Feinde rächen. Er geht auf den Royal Philipp loß und läßt Feuer an die Pulverkammern legen, da er aber nicht die Zeit hat, die Haken an den Bord des Admiralschiffs zu werfen, so fliegt er selbst ohne Nutzen in die Luft und bedeckt den Feind mit seinen verbrannten Trümmern, ohne daß diesem dadurch, und durch den gewaltigen Schlag des Auffliegens, der geringste Schade geschieht. Herr de l'Age versichert, daß er die Körper des Englischen Kapitäns und einiger seiner Arbeitsleute gesehn habe, die in dem Augenblick zu Kohlen gebrannt, nicht länger, als zween Fuß, und leichter geworden waren, als Korkholz.

Herr de Court, der im Mittelpunkt der Flotte am Bord des Terrible war, hatte durch ein sonder-

bares Manöver noch nicht geschlagen; er kam erst nach dem erzählten Auftritt herbey, hatte aber das Glück, den Poder wieder zu erobern, das einzige spanische Schiff, das die Engländer genommen hatten. Diese blieben, obgleich viele ihrer Schiffe, und besonders das Admiralschiff, sehr beschädigt waren, Meister vom Wahlplatz. Eine ganze Division ihrer Flotte war gar nicht zum Treffen gekommen, diese hätte herbey eilen können und die vereinigte Flotten hielten es also der Klugheit gemäß, in die Spanischen Häfen unter dem Winde zu flüchten. Sie ermangelten nicht, sich den Sieg zuzuschreiben, und es war freylich Sieg genug, daß sie aus einem so ungleichen Treffen ohne Verlust davon gekommen waren. Der Sieg hätte sogar noch vollständiger seyn können, wenn der Französische General gleich anfänglich den braven Spanier unterstützt hätte. Dieser führte Klagen darüber, die jener mit dem Vorwurf der Undankbarkeit erwiederte. Die Klagen waren aber zu gegründet, als daß man dem Könige von Spanien nicht hätte sollen Genugthuung geben. Herr de Court ward nach seinem schönen Landgut Gournay verwiesen, wo er unter den Reizen dieses bezaubernden Aufenthalts und unter den Lustbarkeiten, womit er die Pariser unterhielt, sein Unglück bald vergaß. Er war achtzig Jahr alt und einer solchen Expedition nicht mehr gewachsen, die eben so viel Kopf, als Thätigkeit, erfordert. Der Herzog von Orleans, dessen erster Hofmarschall er war, hatte ihm zu diesem ehrenvollen Posten verholfen und schützte ihn auch für üblern Folgen. Sonst war hier wohl, wenn jemahls, Anlaß genug zu Haltung eines Kriegsrechts. Allein die Regierung fieng schon an, die Schwachheit zu zeigen, die das Unterscheidungszeichen der Regierung Ludewig des XV. ist, unter welchem alle Vergehungen ungestraft blieben. Die Englische Regierung verfuhr ganz anders. Der Ueberwinder Matthews ward angeklagt, und, nach einem langen ihm gemachten Proceß, für unfähig erklärt, ferner zu dienen. Das 1744.

1744. geschahe darum, weil er nicht alles gethan hatte, was er hätte thun können, und weil er, aus Eifersucht auf die Ehre, die der Contreadmiral Lestock mit ihm hätte theilen können, zu sehr geeilt hatte, das Treffen anzufangen; endlich auch, weil er nachher die Schuld auf diesen seinen Untergebnen hatte schieben wollen, und denselben auch deshalb von seinem Posten suspendirt und nach London geschickt hatte, mit der Beschuldigung, daß dieser Officier durch seine Unthätigkeit die Ehre der Englischen Flagge beschimpft hätte, von welcher Beschimpfung Lestock, ob er gleich nicht zum Treffen gekommen, mit Ehren losgesprochen, sein Ankläger aber, ob derselbe sich gleich tapfer geschlagen hatte, verurtheilt ward. Und dies ist der Schlüssel zu dem Räthsel aus der Seekriegskunst, das der König Georg der II. niemals auflösen und begreifen konnte, und in der Ungewißheit über diesen Punkt dahin starb, wie die Französische Zeitung sagt, die bey dieser Gelegenheit, wider ihre Gewohnheit, scherzt, wiewohl der Scherz aus einem Englischen Munde herkömmt *).

Matthews, der nach dem Treffen bloß noch einige Zeit See gehalten hatte, um der Eitelkeit seiner Nation genug zu thun, lief bald darauf zu Mahon ein, um daselbst seine sehr übel zugerichtete Flotte ausbessern zu laßen, und ließ also Spanien und Frankreich den Vortheil dieses Tages eine Zeitlang dazu nutzen, daß sie ungehindert die Kriegs- und Mundbedürfnisse von den Küsten der Provence nach Italien überschiffen konnten, welche der Armee des Prinzen Dom Philipp nöthig waren. Diese Freyheit dauerte jedoch nicht lange, denn, sobald Matthews wieder in diesen Gewässern erschien, floh alles vor demselben. Durch diese muthige und nachdrückliche Anstrengung waren nun die Seekräfte beyder Mächte erschöpft und sie konnten dergleichen nicht wiederhohlen, zumahl, da sie ihre Kräfte zu Lande so mächtig anspannen mußten.

Uebri-

*) S. Num. 23. der Gazette de France vom 19. März 1779. Artik. London.

Uebrigens hätte dies Seetreffen bey Toulon, wenn die Franzosen auch wären geschlagen worden, dem Endzweck des Ministerii entsprochen, welches den Matthews dadurch nur beschäftigen und ihn abhalten wollte, vor der Hand wieder ins Weltmeer zurückzusegeln. Man gieng noch mit einem weitaussehenden Entwurf um, dessen Erfindung die glaubwürdigsten Nachrichten dem Kardinal de Tencin zuschreiben. Sein Ehrgeitz trieb ihn an, dies Mittel zu versuchen, sich zum Posten eines Premierministers empor zu schwingen, und wenn die Ausführung und der Ausgang so gut gewesen wären, als der Plan, so hätte er vielleicht den König in Erstaunen gesetzt und seinen Endzweck erreicht. Er wußte nehmlich, daß der König den Engländern den Krieg erklären und ihnen solchergestalt zuvorkommen wollte; er erneuerte daher im Konseil den Auftritt des Königs Mithridates mit seinen Kindern, und behauptete, daß man die Engländer nicht besser überwinden könnte, als durch eine Landung in ihrem Reiche, um ihnen für ihr Eigenthum bange zu machen. Er wieß in der Person des Prätendenten das Gespenst nach, durch dessen unvermuthete Erscheinung man sie schrecken müßte. Er versicherte, gewiß zu wissen, daß dieser Prinz noch viel heimliche Anhänger in Schottland, Irrland und selbst in England hätte. Er schilderte denselben als einen feurigen Jüngling, der die jetzige Lage seines Zustandes schmerzlich fühlte, und den unternehmendsten und entschlossensten Muth besäße, wobey er den merkwürdigen Ausspruch anführte, dessen sich der Prinz wiederhohlentlich bedient hatte: **Mein Kopf muß fallen, oder eine Krone tragen!** Er breitete sich sodann über die Mittel der Ausführung aus; wog Vortheil und Verlust genau gegen einander ab; bewies, daß diese Unternehmung, wenn sie auch würklich mißlingen sollte, eben keine unglückliche Folgen haben könnte, wenn man sie nur mit der nöthigen Heimlichkeit und Schnelligkeit ausführte, und daß sie auf allen Fall immer guten Nutzen stiften könnte; denn es würde immer eine mächtige

1744.

1744. Diversion seyn, und den König von England zwingen, seine Truppen im Königreiche zusammen zu behalten, mithin seine Armee auf dem festen Lande zu schwächen. Dieser Prälat hatte ungemein viel Feuer, ob er gleich schon sechszig Jahr alt war; seine Beredsamkeit war hinreißend; er setzte alle Mitglieder des Konseils in Erstaunen; er überzeugte sie und sein Entwurf gieng durch.

9. Jan. Dem zufolge reist der Prinz Eduard, so hieß der Prätendent, den 9. Januar mit der Eilfertigkeit und Heimlichkeit eines zu großen Unternehmungen gebohrnen Mannes, von Rom ab, und verschweigt seine Reise seinem Vater und seinem Bruder, der ihn zärtlich liebte und ihn nicht allein hätte reisen laßen. Den 13. kömmt er zu Genua an, hat nur einen Bedienten bey sich und giebt sich für einen Spanischen Courier aus. Den folgenden Tag schifft er sich nach Antibes ein und erreicht Paris sehr bald. So war er unter einem erborgten Nahmen, und unter dem ehrwürdigen Schutze des Völkerrechts, mitten durch seine grausamste Feinde gegangen. Sein angeblicher Bedienter war ein Bruder des Kardinals, wodurch die Behauptung noch wahrscheinlicher wird, daß der Kardinal den Entwurf gemacht habe. Bey einer ausdrücklich zu diesem Behuf angestellten nächtlichen Lustbarkeit, wobey der Monarch, dem Gerüchte nach, das man sehr sorgfältig überall hatte verbreiten laßen, gegenwärtig seyn sollte, erscheint auch dieser junge Prinz. Das Geschwärme daselbst begünstigt ihre Zusammenkunft und nach dieser geheimen Unterredung geht der Prinz in demselben strengen Incognito nach Dünkirchen, als den zur Einschiffung bestimmten Ort.

Unterdessen hatte der Graf de Maurepas, der in seinem Fache auch an der Ausführung des großen Entwurfs arbeitete, zu Brest und Rochefort sechs und zwanzig Linienschiffe mit unglaublicher Geschwindigkeit ausrüsten laßen. Zur Ursach dieser Ausrüstung hatte man die nothwendige Befreyung des Hafens von Toulon angegeben; die Engländer hatten sich würk-

würklich über die Bestimmung dieser Flotte täuschen laßen, und der König von England hatte es erst den 25. Februar erfahren. Schon war die Flotte unter den Befehlen des Grafen de Roquefeuil im Kanal la Manche. Ueber zwölf tausend Mann waren nebst den Gewehren und Munition auf Transportschiffen eingeschifft. Der Graf von Sachsen sollte die Unternehmung kommandiren, die, als eine würkliche Feindseligkeit, durch eine vorhergehende förmliche Kriegserklärung angekündigt werden mußte Diese erschien, und da der König nichts mehr zu schonen hatte, so beschwerte er sich in derselben darüber, daß der König von England den zu Hannover 1741 geschlossenen Neutralitätstracktat gebrochen hätte; wegen der gegen Französische Schiffe verübten Kaperey keine Genugthuung gäbe; im vorigen Jahre persönlich gegen Frankreich zu Felde gelegen; daß der Admiral **Matthews** bis ins Mittelländische Meer gekommen wäre, um Frankreich anzufallen und zu einer Schlacht zu zwingen, und daß der König von England, nach so vielfältig ungerechten Verfahren, doch noch ihm, dem König von Frankreich, über die Ankunft des Prinzen **Eduard** in Frankreich, zur Rede stellte.

1744.

15. März.

Dieser Prätendent war am Bord des Schiffs, welches des Graf von Sachsen kommandirte. Er sahe nun zum erstenmahl die Küste seines Vaterlandes; ein heftiger Sturm aber trieb die Flotte an die Französischen Küsten zurück, nicht ohne Einbuße vieler Soldaten, die sich für Schrecken ins Meer stürzten, um das Land zu erreichen. Er wollte die Ueberfahrt zum zweytenmahle mit einem einzigen Schiffe versuchen. Sein großer Geist schien ihm zu prophezeyen, daß er sich nur dürfte sehn laßen, um Unterthanen zu finden; man lehnte es aber ab, ein so theures Haupt, ohne alle Hülfe nicht allein der Unbeständigkeit der Elemente, sondern auch der Wuth seiner Feinde Preis zu geben, die nun endlich von dem ganzen Entwurfe unterrichtet waren, und Zeit

genung

1744. genug gehabt hatten, ihre ganze Küste mit Truppen zu besetzen.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit das Gespräch anführen, das zwischen diesem jungen Helden, denn das war er damals würklich, und zwischen Milord Mareschal vorgefallen, diesem getreuen Unterthanen des Hauses Stuart, der seit der Vertreibung Jakob des II. alle Gnadenbezeigungen des Ueberwinders ausgeschlagen, allein seine Würden, sein ganzes Vermögen verlaßen, und sich erklärt hatte, er wolle zwar wohl einem Könige, aber keinem unrechtmäßigen Kronenträger gehorchen, und der lange Zeit an allen Höfen Europens sich Mühe gegeben hatte, für seinen Herrn einen Beschützer und Rächer ausfündig zu machen. In der damaligen erwünschten Lage der Sachen hatte er sich bey dem Prinzen Eduard eingefunden, und vermöge der mit seinem Muth verbundenen Klugheit, die Alter und Erfahrung ihm gaben, hielt er, gleich den andern, den ungestümmen Muth des Prinzen zurück, der in seiner Hitze ihm um den Hals fiel und sagte: Ich brauche Niemanden, als Sie allein; ich will mit meinem getreuen Schottländer siegen oder sterben!

„Das ist der Heldenmuth, antwortete ihm Milord, den wir von ihnen vermutheten und über dessen Ausbruch wir uns daher nicht verwundern; allein Sie müssen nur von demselben keinen unnützen Gebrauch machen, sonst kann nichts daraus entstehen, als daß Sie Ihre Freunde Ihren Feinden aufopfern."

Als der junge Held auf seinen Vorsatz bestand, sagte er ihm: „Nun gut! wir wollen reisen. Sobald wir aber ans Land treten, werde ich es für meine Schuldigkeit halten, Ihren Unterthanen Ihre Person zu empfehlen, denenselben aber zugleich zu eröfnen, daß wir beyde, Sie und ich, zween brave Abentheurer sind, die allein und ohne alle Unterstützung kommen. Sie werden sich alsdann wohl hüten, die geringste Unternehmung zu unserm Besten zu wagen. Denn sie rennten dadurch

„bloß

„bloß ihrem eigenen Untergang entgegen, ohne uns „von dem Untergang zu retten. Nur alsdann sind „sie Ihnen ihr Blut und ihr Leben schuldig, wenn „sie wenigstens wahrscheinlich einigen Nutzen für „Sie absehen können *).“ 1744.

Man merkte damals an, daß dieser Anschlag so künstlich geführt worden, daß der König George, ob er gleich wußte, daß eine Zusammenverschwörung auf dem Tapet war, doch niemals die Urheber davon entdecken konnte. Diejenigen, die man in London deswegen fest nahm, gaben ihm darüber kein Licht und ließen diesen Monarchen in der Unruhe und im Mißtrauen.

Es war damals ein Räthsel, und ist es noch itzo, ob man würklich von Herzen wünschte, den Prätendenten wieder auf den Thron zu setzen, und ob es mit dieser Unternehmung Ernst oder nur Blendwerk war. Nach der Leichtigkeit zu urtheilen, womit man davon abstand, sollte man glauben, daß es um den guten Ausschlag nicht sonderlich zu thun war. Sollte man aber von der andern Seite wohl glauben, daß man sich in die ungeheuren Unkösten gesetzt hätte, die ein solcher Entwurf unvermeidlich verursachte, um sich mit dem Blendwerk einer Landung zu begnügen? Denkt man nachher über die Zeit der Unternehmung nach, in welcher man diesen Versuch machte, zu einer Jahrszeit und in einem Meer, wo man gefährlichen und unvermeidlichen Windstößen ausgesetzt zu seyn wissen mußte, so muß man dieselbe durchaus für eine Thorheit oder für ein Spiegelfechten halten. Indessen hätte man, ohne die Widerwärtigkeiten, die verschiedene Transportschiffe zurückhielten, zur bestimmten Zeit auf dem Sammelplatz zu erscheinen, viele Tage nutzen können, an denen das Wetter günstig war, so hätte man überflüßig Zeit gehabt, den Entwurf auszuführen. Man kann also überzeugt seyn, daß die Zurüstung einen würk-

*) Wir finden diese merkwürdige Anecdote in dem *Eloge de Milord Marechal*, so man dem Herrn *d'Alembert* zuschreibt.

1744. würklichen und wesentlichen Gegenstand hatte, da aber die Landung vom Geheimniß abhieng, und alles auf die schnelleste Ausführung, daß heißt, auf einen Augenblick früher oder später, lediglich ankam, so war man, nachdem dieser Augenblick einmahl verscherzt war, freylich nicht Willens, eine so ansehnliche Land- und Seemacht noch einmahl aufs Spiel zu setzen, da die Gefahr nun viel größer und der etwanige Verlust unersetzlich war. **Ludewig der XV.** hätte sagen können, wie **Philipp der II.** **Ich hatte meine Flotte nicht ausgeschickt, um mit den Elementen Krieg zu führen.**

Wir wollen hier eine kleine Abschweifung machen, eine solche Landung betreffend, wovon immer gleich ein jeder spricht, sobald von einem Kriege mit England die Rede ist, die man als sehr thunlich, ja als überaus leicht betrachtet, und die eben jetzt, da wir dieses schreiben, (1778) Anlaß zu einem Vorwurfe giebt, den man dem Ministerio macht, daß es keinen Versuch dieser Art unternimmt. Wir müssen den Tadlern den Einwurf machen, daß diese Unternehmung gar nicht so leicht ist, als sie sich einbilden, daß dabey aller Vortheil auf Englands Seite ist, und daß das kleinste Hinderniß den am besten ausgedachten Angriff fruchtlos und für den angreifenden Theil höchst unglücklich machen kann. Es läßt sich nicht leicht ein klügerer Entwurf aussinnen, als der war, den wir eben erzählt haben. Die Englischen Truppen waren weit von ihrer Insel in den Niederlanden umher zerstreut; ihre Schiffsmacht eben so sehr vertheilt in der neuen Welt, in Westindien und dem Mittelländischen Meere; England in der sichersten Sorglosigkeit, und die Französische Flotte um vier oder fünf Schiffe stärker, als alles, was ihr der Feind bey dieser Gelegenheit an Schiffen entgegen stellen konnte. Man hatte einen mitten im Schooß von England verschafften Anhang, und der Prinz, als der Hauptgegenstand dieser Landung, konnte durch seine bloße Gegenwart mitten aus seinen Feinden eine Armee an sich ziehen. Alles war endlich

1744.

endlich so geheim gehalten worden, daß man zu London Frankreichs Absichten nicht eher erfuhr, als bis alle drey Divisions der Königlichen Flotte auf ihren Sammelplätzen waren. Die stärkste segelte nach den Küsten von Kent, und kam bis nach Dungneß. Die zwote postirte sich zwischen Calais und Boulogne und die dritte kreuzte auf der Höhe von Dünkirchen. Allein die Englische Nation nahm alle ihre Kräfte zusammen, nutzte die alten Wachtschiffe, und alles, was nur Kanonen tragen konnte, und so war sie in Zeit von sieben bis acht Tagen im Stande, den feindlichen Anfällen die Spitze zu bieten.

Ueberdies muß man bedenken, daß die Natur diesen Mitbuhlern Frankreichs im Kanal eine große Menge Häfen gegeben, die die größten Schiffe einnehmen und schützen können, unterdessen daß Frankreich von Quessant bis Gravelingen nicht einen einzigen Hafen hat, wo ein Linienschiff vor Anker gehn kann. Da auch in diesen Meeren fast beständig Westwinde wehen, so würden die Französischen Schiffe, die am Ende einer Seeschlacht von der Hauptflotte getrennt wären, keine andere Zuflucht nehmen können, als nach Norwegen oder Dännemark. Wenn man dies alles überlegt, so wird man finden, daß es von Frankreich nur ein Streich der Verzweiflung seyn kann, wenn es eine Landung auf England unternimmt. Es ist eben so viel, als wenn ein Spieler auf doppelt oder nichts hält, vielmehr hieße es, die Französische Seemacht auf lange Zeit zu Grunde richten, wohingegen der Englischen dabey weiter nichts widerfahren kann, als daß sie einen kleinen leicht wieder gut zu machenden Stoß bekömmt. Die erhabene Entschließung, einen Fürsten wieder auf seinen Thron zu setzen, ist vielleicht der einzige Fall, in welchem eine weise Regierung einen solchen Plan annehmen und auszuführen versuchen kann, wie zum Beyspiel in dem Falle, von dem hier die Rede ist, da man gehofft hatte, sich gleich nach der Landung daselbst festzusetzen und eine dauerhafte Staatsveränderung zum Besten des Prätendenten zu bewürken.

Der

1744. Der Prinz Eduard, der nun eine interessantere Person geworden, kam nach Paris zurück, wo er von der Großmuth des Königs neue Mittel erwartete, seine Ansprüche und seinen Muth geltend zu machen. Der Graf von Sachsen kam auch nach Hofe, und der König beehrte ihn mit den Marschallsstabe von Frankreich, den er zu führen so wohl verdiente. Ihm war derselbe nicht, wie so vielen andern, ein Zeichen zur Ruhe, sondern vielmehr eine Aufforderung zu Thaten, die Frankreichs Glück machten. Der König räumte hierbey die Hindernisse aus dem Wege, die aus der Verschiedenheit der Religion herkamen, denn einem höchst wunderlichen Gesetze zu Folge muß man in Frankreich ein Katholick seyn, um das Recht zu haben, feindlich Blut zu vergießen, oder das seinige im Dienste des Königreichs aufopfern zu dürfen.

Diese beherzte Versuche kündigten eine Thatkraft im Konseil an, die man während der ganzen Staatsverwaltung des Kardinals de Fleuri nicht gefunden hatte. Auf dieselbe folgte eine noch beherztere Entschließung, die die wahre Ursach von dem guten Fortgange der Königlichen Waffen in den beyden Feldzügen war, die wir jetzt beschreiben wollen. Die Marquise de la Tournelle, die nun zur Herzoginn de Chateau-roux erhoben war, und die wir künftig immer bey diesem neuen Nahmen nennen werden, hatte mit Beytritt des Kriegsministers, Grafen d'Argenson, den König beredet, sich an die Spitze seiner Armee zu setzen, und zu diesem Anschlage hatte beyde der geheime Ehrgeitz angetrieben, der in ihrem Busen brannte. Die eine glaubte schon im Geiste, mehr Königinn zu seyn, als die Königinn selber. Sie glaubte, durch diesen beherzten Rath sich die Herzen der Nation zu gewinnen, die Lobsprüche der Armee und die Bewundrung der Fremden zu verdienen. In ihrer hochfliegenden Einbildung betrachtete sie ihren Liebhaber, als einen jungen Helden, nahm Theil an seinen Siegen, bestieg mit demselben den Triumphwagen und bedeckte mit dem

Glanze seines Ruhms die Schändlichkeit der Rolle, die sie spielte. Der andre, ohne sich an dergleichen glänzenden Schimären zu weyden, suchte seinen Endzweck zu erreichen, nehmlich sich in der Gunst seines Herrn immer fester zu setzen, sein Zutrauen immer mehr zu gewinnen, mehr Gelegenheit zu haben, sich Kreaturen und Anhänger zu verschaffen, seine Ministerschaft der Nation angenehmer zu machen und sich jeden guten Erfolg zuzuschreiben, weil es das Ansehn haben würde, als wenn seine Gegenwart, seine kluge Anschläge und seine schnelle Veranstaltungen den Erfolg bewürkten. 1744.

Beyde befürchteten, daß die Generals, denen wenig an der Gegenwart des Königs, und noch weniger an der ihrigen gelegen war, den König von dieser Entschließung abbringen mögten, wie solches der Marschall de Noailles im vorigen Feldzuge gethan hatte; sie vermogten daher den König zur Verschwiegenheit. Man überlegte alsdenn, zu welcher Armee derselbe gehen sollte. Man glaubte, daß der Feldzug in Flandern der glänzendste seyn würde, weil daselbst alle Anstalten zu einem Offensivkrieg in den Oesterreichischen Niederlanden gemacht waren, da hingegen wohl abzusehen war, daß man sich in Elsaß und am Rhein mit einem Defensivkrieg würde begnügen müssen. Es ward also beschlossen, daß er nach Lille gehen sollte. Es schickte sich nicht, daß der König zu Felde gieng, ohne die unter civilisirten Nationen gewöhnliche Förmlichkeit beobachtet zu haben. Seine Kriegserklärung gegen die Königinn von Ungarn kam also den 26. April zum Vorschein, und zwar zu derselben Zeit da der König von Neapel die seinige ausgehen ließ, und da auch die Kriegserklärung gegen den König von Sardinien erschien.

Darauf machte Ludewig der XV. seinen heldenmüthigen Entschluß bekannt; er that das ohne Prahlerey, mit dem einfachen Wesen, welches allen seinen Handlungen eigen war. Die Nation war davon entzückt und gerührt, und verdoppelte ihren Eifer und ihre Liebe für ihren König. Der Dauphin,

1744 der damals nicht älter war, als vierzehn Jahre, beschwor seinen erhabenen Vater, ihm zu erlauben, daß er ihn begleiten dürfte. Dieser hielt es nicht für rathsam, die Bitte zu bewilligen, da dieser einzige Prinz noch nicht verheyrathet war. Im nächsten Winter sollte derselbe Beylager halten. Der König tröstete ihn wegen der abschläglichen Antwort mit dem Versprechen, daß sie den ersten Feldzug, der künftig vorfallen würde, zusammen machen wollten.

Außer der Staatsursach, daß man nicht zwey so theuere Häupter, die weiter keine Erben hatten, zugleich in Gefahr setzen müßte, war auch noch eine Ursach des Wohlstands vorhanden, die es verhinderte. Die Herzoginn de Chateauroux sollte den König begleiten; sie war Hofdame der Königinn, die zu Versailles zurück blieb; es wäre also ihre Schuldigkeit gewesen, bey ihrer Gebieterinn zu bleiben, nicht aber mit der Armee zu ziehn, von der sie aus mehr als einer Ursach hätte wegbleiben sollen. Es würde also eben so viel gewesen seyn, als wenn man die Unschuld des Dauphins hätte untergraben wollen, wenn man denselben zum Augenzeugen dieses ehebrecherischen Umgangs gemacht hätte, denn die Heimlichkeit selbst, hinter welche man dieses Aergerniß verstecken wollte, diente bloß dazu, dasselbe zu vermehren. Die Herzoginn wohnte zwar nicht mit dem Könige zusammen, es waren aber geheime Befehle nach allen Städten ergangen, daß man für dieselbe in einem Hause Quartier machen sollte, das an des Königs Quartier anstieße, und das inwendig eine Thür durchgebrochen werden sollte. Man sahe die Maurer öffentlich an diesem geheimen Durchgang arbeiten, und die ganze Stadt wußte die Ursach davon.

Der König reiste mit seinen vertrautesten Ministern den 3. May ab. Was das Departement der auswärtigen Angelegenheiten betrifft, welches er sich bisher allein vorbehalten hatte, so bekam der erste Sekretär desselben, Herr Du Theil Befehl, ihm mit dem Archiv des Departements zu folgen. Der

Graf de Saint Florentin sollte in Abwesenheit des Monarchen nicht allein den Briefwechsel, sondern auch die vorfallenden Angelegenheiten im Innern des Königreichs besorgen. 1744.

Den 12. May kam der König nach Lille, nachdem er die wichtigsten Gränzplätze besehen, und zu deren Sicherheit Anstalten gemacht hatte. Er musterte bey seiner Ankunft die Armee, und führte durch Reglements eine schwer zu beobachtende Mannszucht ein, die aber doch wenigstens in seiner Gegenwart befolgt werden mußte. Seine Flügeladjutanten waren die Herren de Meuze, de Richelieu, de Luxembourg, de Boufleurs, d'Aumont, d'Ayen, de Soubise und de Pecquigny. Seine beyde Generals waren der Marschall de Noailles an der Spitze von achtzig tausend Mann, und der Marschall von Sachsen, der ein besonderes Korps von vierzig tausend Mann kommandirte. Dieser Zustand war von demjenigen sehr verschieden, in welchem sich die Armee im abgewichenen Jahre bey dem Tode des Kardinals de Fleuri befunden hatte. Damals hätten die Engländer mit Nutzen über die Gränze eindringen können. Sie versuchten es, als es nicht mehr Zeit war, und die Holländer, die so lange gezaudert hatten, ehe sie sich mit denselben vereinigten, hatten es nun endlich, aber zu spät, gethan. Sie bereuten es früh genug, und gleich den 8ten May, da sie von der Reise des Königs und der Bewegung seiner Truppen Nachricht bekamen, ward den Generalstaaten für ihre Länder bange, weshalb sie den Grafen von Wassenaar an den König abschickten. Dieser Mann, der Französische Höflichkeit mit Holländischer Treuherzigkeit verband, mußte, wie man glaubte, dem Könige willkommen seyn, weil er an desselben Hofe residirt und sich da viel gute Freunde gemacht hatte. Er sollte mit dem Könige in ihrem Nahmen in Unterhandlungen treten, und auswürken, daß derselbe von fernern Eroberungen abstehn mögte. Der König gab ihm zur Antwort: „Daß Sie, mein Herr! von den General-

1744. „staaten zu diesem Geschäfte ausersehn worden, kann „mir, bey der Kenntniß Ihrer persönlichen Eigen„schaften, nicht anders als angenehm seyn. Mein „ganzes Betragen gegen ihre Republick seit meiner „Thronbesteigung hätte dieselbe überzeugen sollen, „daß ich nichts eifriger wünschte, als eine aufrichtige „Freundschaft und ein vollkommenes Einverständ„niß mit derselben zu unterhalten.

„Lange genug habe ich meine Neigung zum Frie„den bewiesen. Je länger ich aber gezögert habe, „den Krieg zu erklären, desto weniger werde ich nun „die Wirkungen davon zurückhalten. Meine Mini„sters sollen mir von Ihrem Auftrage Bericht ab„statten; ich werde denselben meinen Alliirten mit„theilen, und den Generalstaaten alsdann meinen „endlichen Entschluß zu wissen thun."

Aus Frömmigkeit vermuthlich und gleichsam vom Himmel Weisheit zu seinen Entschließungen und Segen für seine Waffen zu erbitten, ließ der König, ehe er seine Operationes anfieng, eine Ordensmesse
16. May lesen und hielt in der Abtey Cisoing ein Ordenskapitel vom heiligen Geist, worinn der Marquis de Bissy die Ehre genoß, allein zum Ordensritter aufgenommen zu werden. Es war dieses eine Belohnung für seine große Thaten in Italien im Paß bey Villa Franca und am Monte grosso, einem Felsen, wo er sich sieben Stunden lang schlug, und den Marquis von Susa, einen natürlichen Bruder des Königs von Sardinien gefangen nahm. Zween Tage nachher ward Courtrai eingenommen. Tags darauf sah der Holländische Minister Menin berennen, eine von den Gränzfestungen, die von den Truppen der Republik besetzt war. Voltaire behauptet, daß der König dabey viel persönliche Tapferkeit bewiesen habe: denn, seiner Erzählung nach, rekognoscirte der König die Festung zu verschiedenen mahlen und näherte sich mit dem Marschall de Noailles, dem Grafen d'Argenson und mit seinem ganzen Hofe den Palisaden bis auf einen Pistolenschuß, feuerte die Arbeiter durch seine Freygebigkeiten an, und be-

schleunigte die Einnahme der Stadt, welche, sieben Tage nach Eröfnung der Laufgräben, kapitulirte. 1744. 4. Jun. Dies war die erste Eroberung in des Königs Gegenwart. Er wollte sie nicht schonen, sondern ließ die Festungswerke, dieses Meisterstück des berühmten Vauban, schleifen. Dies geschahe, um zu gleicher Zeit Rache an den Generalstaaten, durch Niederreißung einer ihrer Vormauern, zu üben und auch seine Mäßigung dadurch zu beweisen, daß er sich selbst außer Stand setzte, sich derselben wider sie zu bedienen.

Der König ermangelte nicht, Gott für den ihm verliehenen Triumph zu danken. Er wohnte zu Lille einem Te Deum bey, das man auf dieser ganzen Gränze so feyerlich noch nie gesehn hatte. Drey Prinzessinnen vom Geblüt, deren Männer, Brüder, Kinder oder Schwiegersöhne an verschiedenen Orten für den König fochten, zierten diese Feyerlichkeit besonders. Die Herzoginn von Modena hatte ihren Neffen, den Herzog de Chartres, und ihren zukünftigen Schwiegersohn, den Herzog de Penthievre nach Flandern begleitet, unterdessen daß ihr Gemahl in Italien die Spanische Armee kommandirte; die Herzoginn de Chartres war ihrem Gemahl gefolgt, und die Prinzessinn de Conti, deren Sohn bey der Armee auf den Alpen war, und deren Tochter an den Herzog de Chartres vermählt war, hatte diese Prinzessinn begleitet.

Unterdessen rückte man vor Ypern. Diese Belagerung war deshalb merkwürdig, weil der Prinz de Clermont die Hauptangriffe kommandirte und mit päbstlicher Erlaubniß fortfuhr, seine Hände im Blut zu waschen, welches sonst einem Diener der Kirche nicht geziemt. Man verlor dabey den General Marquis de Beauvau, den Officiers, Soldaten und Gelehrte bedauerten. Er war der eifrigste Alterthumssammler in Europa, hatte eine Sammlung von seltenen Münzen, und war damals der einzige Mann seines Standes, der sich auf diesen Zweig der Gelehrsamkeit legte. Ypern kapitulirte 25 und 29 Junius. bald. Das Fort Knocke und Furnes folgten diesem 11. Julius Beyspiel.

 Die

1744. Die Alliirte Armee sah diese Progressen mit an, und konnte sich nicht widersetzen. Sie hatte drey Anführer von den seltensten Verdiensten. Der General Wade, ein Schüler von Marlborough, kommandirte die Engländer; der Herzog von Ahremberg, ein Zögling des Prinzen Eugen, die Deutschen; und endlich der Graf Moritz von Nassau, auf dem der republikanische Geist seiner Vorfahren und ihre Liebe für Ruhm und Freyheit ruhte, die Holländer. Der König von England hätte viel besser gethan, wenn er sich diesmahl selbst an die Spitze seiner Armee gestellt hätte. Der König von Frankreich war ein seiner würdiger Nebenbuhler und er hätte durch das Ansehn seines Ranges der Mißhelligkeit der Generals vorgebeugt, welche die Hauptursach ihrer Unthätigkeit war. Hauptsächlich hätte er die trägen Holländer angefeuert, die den Süßigkeiten und Bequemlichkeiten des Friedens, an welche sie nun seit dreyßig Jahren gewöhnt waren, in einem Augenblicke des aufwallenden Jähzorns, entsagt hatten. Man kann nicht sagen, wie weit Ludewig der XV. das Glück seiner Waffen getrieben hätte, wenn er nicht durch eine verdrießliche Nachricht genöthigt worden wäre, demselben selbst ein Ziel zu setzen. Er erfuhr, daß der Prinz Karl über den Rhein gegangen und Lauterburg und Weissenburg weggenommen; daß der Marschall de Coigny
5. Jul. die Oesterreicher vergeblich daraus vertrieben, weil ihr General mit neuen Verstärkungen zurückgekommen wäre, diese Oerter noch einmahl weggenommen hätte und fliegende Korps bis ins Elsas streifen ließe. Dies war um so unglaublicher, da der Marschall de Coigny, an der Spitze von funfzig tausend Mann die Ufer besetzt hatte und die diesseits dieses Flusses gelegene Provinzen deckte; da der Marschall de Belle-ile, der wieder in Gnaden gekommen war, ein ansehnlich Korps an der Mosel kommandirte, von wo er Lothringen und die angränzenden Länder deckte; da der Herzog d'Harcourt mit einer andern Armee bey der Hand war, um nach Umständen und Bedürf-

Bedürfnissen zu handeln; da endlich der Graf von Seckendorf mit den Bayern, Pfälzern und Hessen jenseits des Rheins unter Philipsburg stand. Auf diesen letztern schoben alle die übrigen die Schuld von den Progressen des Prinzen Karl, weil er, anstatt sich unter den Kanonen der Festung, und so das Korps des Generals Nadasti, der gegen ihn stand, im Schach zu halten, sich über den Rhein zurückgezogen; weil er nachher die Vertheidigung des Ufers gegen Germersheim und Rheinzabern übernommen, und dem Marschall de Coigny dafür gut gesagt, dem ohngeachtet aber den Prinzen Karl gerade an diesem Ort über den Fluß gehn laßen; und weil er, nachdem derselbe ihm nach diesem Unglück ein Verstärkungskorps zugeschickt, weder von der Wichtigkeit des Augenblicks, noch von dem Vortheil der Stellung und des Bodens und von dem Muth und dem Eifer der Truppen Gebrauch gemacht hätte. 1744.

Nach den Erzählungen der Französischen Officiers hatte derselbe auf ihre Vorstellungen anfänglich eingewilligt, den Feind anzugreifen, änderte aber nachher seine Meynung unter dem Vorwande, daß er es dem Kayser berichten müßte. Bald drohte die ganze Oesterreichische Armee, über achtzig tausend Mann stark, in dem Elsaß einzufallen, kleine Korps davon verbreiteten Furcht und Schrecken in Lothringen. Menzel war nicht mehr; Trenk war sein eben so verwegner, hochmüthiger und grausamer Nachfolger. Der König Stanislaus mußte mit seinem Hofstaat flüchten.

Das seltsame Betragen des Bayerschen Generals, der zwar das Kommando an einem andern abgeben mußte, dadurch aber nicht nach Verdienst bestraft war, gab gewissen Staatsklugen, die von allen Begebenheiten den Grund und die Triebfedern errathen wollen, Anlaß zu dem Verdacht, daß dieses eine mit dem Könige von Preußen abgeredete Karte wäre, der nur einen Vorwand haben wollte, um sich öffentlich zu erklären, und dieser Vorwand war, nach der Meynung dieser tiefblickenden und

 seinen

1744. seinen Staatsgrübler, einer der scheinbarsten. Die Nothwendigkeit, worinn sich Ludewig der XV. dadurch befände, von der Unterstützung des Kaysers abzulaßen und seine eigne Staaten zu beschützen; die traurigen Folgen, die daraus für seinen aller Hülfe beraubten Alliirten entstehen müßten; die Furcht, daß die Königinn von Ungarn, bey Gelegenheit der Rache, die sie an ihrem Widersacher ausübte, wohl gar das Reich selbst unter das Joch bringen könnte; die auf dem Spiele und in Gefahr stehende Majestät des Reichsoberhaupts nebst der Würde des gesammten deutschen Reichs; die Ehre der Kurfürsten, die durchaus den Fürsten unterstützen müßten, den sie selbst erwählt hätten; alle diese Betrachtungen konnten durch den König von Preußen ein großes Gewicht bekommen und gaben ihm Stoff zu einem wohl gesetzten Manifest und zu den nachdrücklichen Feindseligkeiten, die er im Schilde führte.

Mit diesen geheimen Ursachen mag es nun beschaffen seyn wie es will, da man die Wahrheit davon noch jetzt nicht ganz genau weiß, (wiewohl man nicht ohne Schauern bey dem Konseill des Königs so viel Leichtsinn voraus setzen kann, daß dasselbe die Ehre des Königs und seiner Waffen und die Sicherheit seiner Unterthanen in solche Gefahr gestürzt haben sollte, um einen so unbeständigen Alliirten zu erwerben, der während der Dauer dieses Krieges nun zum dritten mahl eine andere Parthey ergriffen hatte,) genug, der König von Preußen gab nun seine Erklärung von sich. Man erfuhr, daß zu Frankfurt zwischen Karl dem VII. dem Könige von Preußen, dem Kurfürsten von der Pfalz und der Regierung von Hessencassel ein Defensivallianztraktat geschlossen worden, um die Königinn von Ungarn zu zwingen, den Kayser in dieser Würde anzuerkennen und demselben seine Erbländer wieder zu geben. Dieser Tracktat sollte dem von Worms das Gleichgewicht halten.

Dem zufolge schickte dieser Monarch eine Armee von achtzig tausend Mann nach Böhmen und eine

von

von zwey und zwanzig tausend Mann nach Mähren. Dies war viel mehr, als er nach dem Tracktat von Frankfurt zu thun schuldig war, er hatte es aber Frankreich versprochen. 1744.

Man hoffte zwar, daß diese Diversion das Königreich von den Feinden befreyen und den Prinzen Karl zwingen würde, eiligst über den Rhein zurück zu gehn. Um aber die Höflichkeit, denselben hereingelaßen zu haben, nicht zu theuer zu bezahlen, und sich, wo möglich, an demselben zu rächen, entschloß sich der König, seine Eroberungen zu unterbrechen und mit dem Marschall de Noailles, sechs und zwanzig Bataillons und drey und dreyßig Eskadrons, dem Elsaß selbst in Person zu Hülfe zu kommen. In Flandern ließ er den Marschall von Sachsen mit dem Rest der Armee, der nur fünf und vierzig tausend Mann ausmachte, um das eroberte zu decken und den Einfall der Feinde, die über siebzig tausend Mann stark waren, abzuhalten. Dieser General entsprach den Absichten seines Herrn unvergleichlich. Er schlug sein Lager nahe bey Courtrai auf und hemmte von da alle Operations der Alliirten, schnitt ihnen die Zufuhr ab, nahm die angebotene Schlacht nicht an, verhinderte sie aber, Lille zu belagern und machte diesen schönen Defensivfeldzug, nach dem Urtheil der größten Kenner, eben so rühmlich für sich, als alle Offensivfeldzüge, die er nachher gemacht hat.

Der Herzog d'Harcourt hatte den Auftrag bekommen, mit seinem Korps die Pässe von Pfalzburg zu decken. Der König hatte seinen Truppen Metz zum Sammelplatz bestimmt. Auf diesem Marsch gab er den Soldaten eine Zulage an Sold und Lebensmitteln, und verdoppelte durch diese Aufmerksamkeit den Eifer und die Liebe der Truppen. Alle Provinzen dieses Theils von Frankreich, die durch den Uebergang über den Rhein und besonders durch das Andenken der vorhergehenden unglücklichen Feldzüge in Deutschland in Angst und Schrecken gesetzt waren, wurden durch die Gegenwart des Königs wieder muthig und waren außer sich für Freu-

1744. den. Diese vermehrte Zärtlichkeit von Seiten seiner Unterthanen verhieß Ludewig dem XV. den glücklichsten Zeitraum seiner Regierung, wenn er nur gewußt hätte das Andenken desselben nach Verdienst zu unterhalten und die Verbindungen zu erfüllen, die ihm dadurch ganz eigentlich aufgelegt wurden.

Dieser Monarch kam den 4. August nach Metz, wo er dem Gevollmächtigten des Königs von Preussen, Freyherrn von Schmettau, Audienz gab, der ihm von dem Einfall dieses neuen Alliirten in Böhmen Nachricht brachte. Die Depeschen aus Italien lauteten auch ungemein günstig und von allen Seiten lebten die schönsten Hofnungen auf, als ein viel traurigeres Unglück das ganze Königreich in den größten Schrecken setzte.

Der König, dessen Leibesbeschaffenheit durch viele Bewegungen stark geworden war, genoß, dem äussern Ansehn nach, einer vollkommenen Gesundheit; allein oft entstehn bey den gesundesten Körpern Erschütterungen, die deswegen nur noch heftiger sind. Der König hatte seit einigen Jahren, durch unmäßigen Gebrauch des Weins und anderer starken Getränke, sein Blut ausgetrocknet; seine Ausschweifung in einem andern Stücke hatte dasselbe noch mehr erhitzt; die Ermüdungen des Feldzugs, die Sonne, die ihm während des Marsches einen ganzen Tag lang auf den Kopf und die eine ganze Seite gebrannt hatte, alle diese Sachen zusammen genommen machten das Fieber, das ihn den 8. August überfiel, ungemein heftig und verwandelten dasselbe in ein bösartiges und faules Fieber zugleich. In der Nacht vom 14. lag der König schon ohne Hofnung.

Erst denselben 14. des Abends erhielt die Königinn einen Kourier von dem Herzog de Gesvres mit der Nachricht von der Lebensgefahr, worinn sich ihr Durchlauchtiger Gemahl befand. Sie würde augenblicklich abgereist seyn, wenn sie nicht erst zu dem Generalfinanzeinnehmer von Paris, Herrn de Villemur, hätte nach Geld schicken müssen, der tausend Pistolen vorschoß. Diese schleunige Abreise

der

der Königinn bestätigte die Nachrichten, die man aus Partikularbriefen hatte; die Betrübniß ward allgemein; jedes andere Interesse schwieg in dem Herzen der Franzosen vor dem Antheil, den sie an dem Leben eines so theuren Monarchen nahmen. Die Liebe zu diesem Prinzen, die gegründete Furcht, denselben zu verlieren, besonders in den dermahligen Umständen, unterbrachen alle Operations und die Generals suchten bloß, sich so gut zu verschanzen, daß der Feind sich die Niedergeschlagenheit des Volks und das demselben drohende Unglück nicht zu Nutze machen könnte. Man zählte den König schon zu den Todten, denn sonst würde man ihm nicht die Sakramente gereicht und ihm angerathen haben, die Herzoginn de Chateau-roux zu entfernen. Der Herzog de Chartres war's, der, als erster Prinz vom Geblüt, die Kammerthür des Königs aufsprengte, ihm die Gefahr, worinn er schwebte, bekannt machte, und ihn ermahnte, diese Pflichten der Religion zu erfüllen. Der Herzog de Richelieu, als dienender Kammerjunker, hatte sich bey diesen Umständen nicht dazu verstehn wollen, seinem Herren so etwas verdrießliches anzukündigen, wodurch er sich die Feindschaft des Durchlauchtigen Kranken und der Favoritinn zuzuziehen befürchtete. Sein unglückliches Gestirn gab ihm diesen klugen Einfall ein. Der König konnte durch ein Wunderwerk der Natur, das doch nicht ganz ohne Beyspiel war, wieder aufkommen; er sahe voraus, wie sehr sich die Eigenliebe desselben beleidigt finden würde; er wollte sich der Gefahr seiner Ungnade nicht aussetzen, und eben so wenig sich den Haß der Maitresse zuziehn. Im entgegengesetzten Falle hätte er doch wenig Hoffnung, bey dem Thronfolger in Gnaden zu stehn; er hieng also der Herzoginn getreulich an; er verhinderte, so viel als möglich, daß man dem Sterbenden keine Gewissensunruhe machen sollte; er trieb sogar seine Verwegenheit so weit, daß er sich dem Herzog de Chartres lange widersetzte, und bloß aus schuldiger Ehrfurcht einem Prinzen nachgab, der nach dem 1744.

Dauphin

1744. Dauphin das nächste Recht zur Krone hatte. Ja, wenn man einigen besondern Nachrichten *) trauen darf, so mußte dieser Prinz harte Ausdrücke und sogar Gewalt gebrauchen. „Wie, rief er drohend „aus, will ein Knecht, wie du, dem nächsten Ver„wandten deines Herrn die Thüre verwehren"! Mit diesen Worten sprengte er den einen Thürflügel mit dem Fuße. Der König ward neugierig, die Ursach dieses Lärms zu wissen, und der Prinz, dessen Blut noch in Wallung war, beschwerte sich über die Verwegenheit des Herzogs de Richelieu, der sich gleich entfernen mußte. Doch war es nur die Demüthigung eines Augenblicks, die bald durch die höchsten Gnadenbezeigungen wieder gut gemacht ward.

Die Herzoginn de Chateau-roux war seit der Krankheit des Königs nicht von dem Bette desselben weggekommen. Ihr von seiner Leydenschaft noch trunkner Liebhaber schwor ihr zu, daß er nichts bedauerte, als sie, und seine Unterthanen. Aus der Ankunft des Bischofs von Soissons, ersten Allmosenierers des Königs, der mit dem Herzoge de Chartres angekommen war, schloß die Favoritinn, daß ihre Herrschaft ein Ende hätte; sie entfernte sich und der Prälat that sein Amt mit vorschriftsmäßiger Strenge. Er forderte von dem Könige, ehe er ihm die Sakramenten reichte, daß er nicht allein diesen Gegenstand, an dem sein Herz hienge, von sich wegschaffen, sondern auch, zur Vergütung des gegebenen öffentlichen Aergernißes, Gott in Gegenwart der Prinzen, der Höflinge und des Volks Abbitte thun sollte. Der bußfertige Kranke, der schon von Natur kleinmüthig war, ward in einer solchen Stunde, da der größte Muth zu sinken pflegt, von frommen Schauer ergriffen und spielte buchstäblich und genau die Rolle, die man ihm vorschrieb. Der Graf d'Argenson, der der Favoritinn bloß aus Staatsklugheit hofirete und sie im Herzen verwünschte, von nun

*) Siehe die Liebesgeschichte von Zeokinisul, König der Kofiranen, aus dem Arabischen des Reisenden Krinelboi.

nun an aber dieselbe nicht mehr fürchten durfte, erhielt den Auftrag, ihr den Befehl zur Abreise bekannt zu machen, und richtete denselben mit vieler Härte aus. Die Herzoginn, die in diesem Augenblick größer war, als ihr Liebhaber, empfieng die Nachricht von ihrem Falle mit vieler Standhaftigkeit. Sie wußte nicht, was sie unterwegs auszustehn haben würde; sie reiste mit ihrer Schwester, der Herzoginn de Lauraguais, in einer Kutsche ab. Sie war noch nicht aus der Stadt, als man schon ihren Fall wußte und sie mit lautem Spott und Hohn belegte, womit der Pöbel gemeiniglich seine äußerste Verachtung gegen diejenigen an den Tag legt, die vorher unverdiente Ehrfurcht genossen haben. Ueberdies betrachtete man sie als die Urheberinn der Krankheit und des nahen Todes eines Fürsten, der damals der Abgott der Nation und der Gegenstand ihres Traurens war. Sie mußte die grausamsten Beschimpfungen und die schrecklichsten Drohungen hören. Die Bauern auf dem Felde verfolgten sie, so weit sie konnten, und riefen einer dem andern den Auftrag zu, sie zu verwünschen und zu beschimpfen. Es war ein Wunder, daß sie nicht in Stücken zerrissen ward. Sie mußte aber auch die größte Vorsicht gebrauchen; sobald der Wagen sich einem Dorfe oder Flecken näherte, mußte sie schon eine halbe (französische) Meile vorher still halten und einen ihrer Leute abschicken, frische Pferde zu hohlen und die Schleifwege aufzusuchen, damit sie der Wuth der Bauern und Einwohner entgienge. Unter solchen tödlichen Drangsalen mußte sie mehr als achtzig Meilen reisen, ehe sie Paris erreichte. Bey ihrer Ankunft würde die allgemeine Bestürzung sich noch vermehrt haben, wenn sie nicht schon auf dem höchsten Punkt gewesen wäre. Das Volk in der Hauptstadt würde ihr nicht besser begegnet haben, als der Pöbel in den Provinzen, allein die Betrübniß desselben war zu groß; es that nichts, als daß es aus den Kirchen, wo es um die Erhaltung des Königs zu Gott flehte, nach der Post, auf das Schloß und in die

1744.

1744. die Palläste der Vornehmen lief, um zu wissen, was für Gesundheitsnachrichten angekommen wären, und wenn diese nicht erwünscht lauteten, so eilte es von neuem in die Tempel, um den Himmel mit den brünstigsten Gebeten zu ermüden.

Der Dauphin war abgereist; die Königliche Familie und alle Prinzen waren bey dem Könige, und Paris, das seines Herrn und der verschiedenen Stützen des Throns beraubt war, sah sich so leer und verlaßen, als es noch nie gewesen war. Der einzige Herzog von Orléans war zurückgeblieben. In der Einsamkeit von Sainte Genevieve rief er daselbst ohne Unterlaß die Schutzheilige der Stadt an, und freute sich über die fromme Standhaftigkeit seines Sohns, wozu er denselben schriftlich ermahnt hatte. Mitten unter den großen Haufen, vor den Reliquien knieend, zeichnete er sich mit nichts aus, als mit heißern Thränen und heftigern Seufzern. Hier war's, wie man sagt, wo Ludewig der XV., ohne genommene Verabredung, und gleichsam durch einen plötzlichen und einmüthigen Ausruf der Verzweiflung, den Beynahmen **Ludewig der Vielgeliebte** erhielt. Dies war keine Schmeicheley. Nicht die Höflinge, sondern das Volk gab den Nahmen. Es dachte nicht, daß der sterbende Monarch jemals etwas davon erfahren würde; es beschloß nur, seinen Schatten dadurch zu ehren; es war ein Ausbruch seiner Erkenntlichkeit. Wenn ein Bürger den andern auf der Straße anredete, und sie von dem bevorstehenden Todesfall gesprochen hatten, so riefen sie beym Auseinandergehn beyde aus: **Wenn er stirbt, so gescheh es, weil er, zu unsrer Beschützung, den Marsch gethan hat!** Der Dauphin selbst, in einem Alter, worinn ein junger und stolzer Prinz sich so leicht durch den Glanz einer Krone tröstet, war bloß für den Verlust eines Vaters und für das Unglück der Nation empfindlich, und sagte die rührenden Worte: „O ihr armen Unterthanen! was wird aus euch werden? Was bleibt euch für Hofnung übrig? Ich!.. ein Kind!.. O Gott! habe Mitleyden mit dem Lande, und erbarme Dich unser"!

Die

1744.

Die Königinn, deren empfindliches Herz bis auf den letzten Augenblick geprüft werden sollte, fand zu Saint Dizier ihren Vater, den König Stanislaus, der das Zimmer des Königs in dem Augenblick verlaßen hatte, wo ein jeder an seinem Leben verzweifelte. Da sich endlich eine glückliche Ausleerung eingestellt hatte, fieng ihr Durchlauchtiger Gemahl an, sich besser zu befinden, als sie den 17. zu Metz ankam. Die Bemühungen des Bischofs von Soissons hatten ihr gute Dienste geleistet, und obgleich ihr Gram und Kummer so wohl als ihre zunehmende Jahre, ihre Reize verminderten, so machte doch ihre Sorgfalt, ihre Pflege und ihre Liebkosungen so viel Eindruck auf das Herz des Königs, der im ersten Augenblick allemahl von guter und erkenntlicher Gemüthsart war, daß er ihr zuschwor, daß sie von nun an seiner ganzen Zärtlichkeit genießen sollte.

Mit dem Dauphin war es anders, und dies ist der Zeitpunkt, da die Liebe des Königs gegen denselben zu erkalten anfieng. Da er seine Abreise aus Paris erfuhr, schickte er demselben den Befehl entgegen, nach Versailles umzukehren. Der Antheil, den er an der Gesundheit dieses einzigen Sohnes nähme, war der Vorwand zu dem Befehl; der Widerwille aber, in demselben seinen Nachfolger ankommen zu sehen, die wahre Ursach davon. Der Prinz war schon bis Verdun gekommen, als er dem Officier begegnete, der den Auftrag hatte, ihm die Willensmeynung des Königs zu eröfnen. Was denselben bey jeder andern Gelegenheit zurück gehalten hätte, schien ihm bey der gegenwärtigen kein Hinderniß zu seyn, und da er mehr seinem Herzen, als seinem Hofmeister folgte, glaubte er in dem Falle zu seyn, wo die Zärtlichkeit über den Gehorsam siegen könnte; überdies war er seinem Vater so nahe, daß er nichts anders vor Augen hatte; er vergaß, daß derselbe zugleich sein König war, und konnte sich nicht entschließen, umzukehren, ohne denselben gesehn zu haben. Der Herzog de Chatillon folgte ihm mehr, als daß er ihn führte. Bey seiner Ankunft

1744. kunft zu Metz zeigte sich der Vater und vergaß den Fehler des Unterthans; weil aber in der Gegend Krankheiten herrschten, und der Dauphin bey seiner Ankunft einen leichten Anstoß vom Fieber gehabt hatte, so schickte er denselben nach einigen Tagen wieder zurück. Sein Unwille fiel auf den Gouverneur, der den Befehl erhielt, noch vor der Rückkehr des Königs auf seine Güter zu gehn. Seine Gemahlinn traf die Ungnade auch, und beyden wurden nur wenige Stunden zur Befolgung des Königlichen Befehls vergönnt. Die wahre Ursach dieser Verbannung, worüber man ohne Noth so viel verschiedene Urtheile gefällt hat, erhellet aus dem, was Ludewig der XV. einige Jahre nachher zu einem vornehmen Herrn sagte, der alle Hofaneckdoten niederzuschreiben pflegte. Er fragte nehmlich denselben, ob er sich wohl erinnerte, was vor vier Jahren an diesem Tage vorgefallen wäre. Da sich der Höfling nicht darauf besinnen konnte, sagte ihm der König: „Sehn Sie nur Ihr Tagebuch nach, Sie werden „die Verbannung des Herzogs de Chatillon an diesem Tage aufgezeichnet finden. Der Mensch glaubte „wahrhaftig schon, die vornehmste Hofcharge zu bekleiden.“ Man behauptete würklich, daß der Herzog, der auf den Tod Ludewig des XV. ganz sicher rechnete, sich dem Dauphin zu Füßen geworfen und denselben als seinen König begrüßt hätte.

Das Maaß der Betrübniß über die Gefahr des Königs war nun auch das Maaß der allgemeinen Freude. Paris schien ein großes Tollhaus zu seyn.
18. Aug. Der erste Courier, der die Nachricht von der glücklichen Veränderung brachte, die den König gerettet hatte, ward von dem Volke umringt und beynahe mit Liebkosungen erstickt. Man küßte sein Pferd und seine Stiefeln; man führte ihn gleichsam im Triumph; Leute, die sich niemals gekannt hatten, schrien sich von weitem zu: Der König ist genesen! wünschten einander Glück und umarmten sich. Alle Stände bewiesen um die Wette ihre Dankbarkeit gegen den Himmel. Keine Zunft von Künstlern oder Hand-

Handwerksleuten, die nicht ein Te Deum veranstaltete, und ganz Frankreich beschäftigte sich zween Monate lang mit nichts, als mit Lustbarkeiten, die ein ungeheures Geld kosteten. Man mußte diesen Verschwendungen Einhalt thun. Unter allen Provinzen legte die Provinz Bretagne ihre Freude auf die vernünftigste, dauerhafteste und würdigste Art an den Tag. Die Stände derselben ließen nehmlich in ihrer Hauptstadt ein Denkmal von Erz aufrichten, worauf die Veranlaßung zu lesen war. Es ward von dem berühmten la Moine gemacht und zu Rennes im Jahr 1754 öffentlich aufgestellt. 1744.

Die Dichter und Redner bemühten sich mit einem rühmlichen Wetteifer, diesen schönsten Augenblick aus dem Leben Ludewig des XV. diesen Triumph von einer ganz neuen Art, der eines Trajan und Antonin würdig war, zu feyern und das Andenken desselben auf die späteste Nachwelt zu bringen. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie ausschweifend weit bey den Gelehrten die mit einer patriotischen Schwärmerey verbundene Schreibsucht gieng. Einer davon, der sich auf den Beystand seines Genies und auf den Gegenstand seines Gedichts verlaßen konnte, an dem jetzt alles interessant war, trieb seine Kühnheit so weit, daß er die entscheidende Ausleerung besang, die den König gerettet hatte, und die kleinsten und allernatürlichsten Umstände davon sorgfältig ausgemahlt dem Publikum vor Augen legte, ja sogar den ersten Auswurf davon in seinem Gedicht anredete; und, wer sollte es glauben! man riß sich einander das Gedicht aus den Händen, dessen ekelhafter Titel bey einer andern Gelegenheit jedermann vom Lesen desselben abgehalten hätte, das aber der Dichter, der gewohnt ist, allerley Stoff zu behandeln, an verschiedenen Stellen sehr erhaben einzurichten und zu veredeln gewußt hatte. Man wird sich indessen weniger wundern, wenn man hört, daß Piron der Verfasser war.

Der Ausruf des Königs, als er zuerst die übermäßige Freude der Nation erfuhr, machte ihn der-

selben noch würdiger. Wie süß ist es, rief er, sich
1744. so geliebt zu sehn! Und was habe ich gethan, um so viel Liebe zu verdienen? Einige Zeit vorher hatte er einen Einfall gehabt, der damahls überall angeführt und wiederhohlt ward, der nicht so wie dieser von Empfindsamkeit sondern mehr von Heldenmuth zeugte, und bewies, daß dieser Monarch, am Rande des Grabes, in diesem letzten Augenblick, wo der Wahn und das Blendwerk der Ehre verschwindet, noch an seine Obliegenheit dachte und das Interesse des Staats nicht aus den Augen ließ. Als er aus Flandern marschirte, war seine Absicht, dem Prinzen Karl eine Schlacht zu liefern; der langsamere Marsch der Truppen aber hatte ihm nicht erlaubt, seinen Entwurf persönlich auszuführen. Der mit dem Könige angekommene Marschall de Noailles hatte, als der älteste General, das Oberkommando über die Armee in Elsaß übernommen. Als der König erfuhr, daß die Korps sich zusammen vereinigt hatten, sagte derselbe zu dem Grafen d'Argenson, der seit dem Anfang der Krankheit nicht von des Königs Bette gekommen war: Schreiben Sie von meinetwegen dem Marschall de Noailles, daß in der Zeit, da man Ludewig den XIII. zu Grabe trug, der Prinz de Condé eine Schlacht gewann. Zum Unglück kam der Marschall de Noailles dem Prinzen de Condé nicht gleich, und hatte einen Feind vor sich, der nicht so leicht zu schlagen war, als jener Spanische General. Der Prinz Karl fürchtete sich nicht vor dem Marschall; was aber den Sachen eine ganz andre Wendung gab, war die Nachricht von dem Einfall des Königs von Preußen in Böhmen. Dieser Vorfall zwang ihn, diesem Königreich zu Hülfe zu eilen. Er war ungeachtet der Französischen Armee über den Rhein gekommen;
18. Aug. er schlich sich nun bey der Nacht weg und gieng im Angesicht einer ihm überlegenen Armee wieder über gedachten Fluß zurück, beynahe ohne einen Mann zu verlieren. Der Ritter de Belle-ile, der ihm mit einem Korps nachgeschickt ward, konnte bloß seine

Arrier-

Arriergarde einhohlen, die nichts desto weniger in völliger Ordnung ihren Marsch fortsetzte. Die Vertheidiger des Marschalls de Noailles geben zur Ursach der glücklichen Entwischung des Feindes theils den wegen der Krankheit des Königs verzögerten Marsch der Truppen an, theils den morastigen und schlimmen Boden, über welchen man marschiren müssen, um den Prinzen Karl zu erreichen, theils auch die vortreflichen und höchstvorsichtigen Anstalten dieses Prinzen, seine Brücken vortheilhaft zu schlagen, sie klüglich zu decken und alles mit sich zu nehmen, so daß er nicht einmal ein Magazin verlohr. Wäre der todtkranke König gestorben, so hätte man alle diese Ausflüchte widerlegt und dem Marschall den Proceß gemacht. Der Staat stirbt nicht, und nichts muß die zu dessen Erhaltung und Glückseeligkeit nöthige Operations aufhalten. Durch forcirte Märsche hätte man dem Oesterreichischen General zuvoreilen und eben den Boden der ihm jetzt so vortheilhaft war, zu seinem Schaden nutzen können, wenigstens hätte er alsdann nicht Zeit gehabt, alle die würklich gemachten Anstalten vorzukehren. Auch beschwerte sich der König von Preußen sehr bitter darüber, daß man einen Feind aus dem Garn entwischen laßen, der nun auf ihn loßgienge. Und würklich schien der Prinz Karl Flügel zu haben, und wenn er gleich nicht zeitig genug ankam, um diesem Monarchen die am 18. September erfolgte Einnahme der Stadt Prag zu verwehren, so nöthigte er denselben doch durch seine Bewegungen und Märsche, die Festung den 27. November zu verlaßen. Der König von Preußen besaß also diese Hauptstadt nur zween Monathe. Die Franzosen hatten dreyzehn Monathe darinn gestanden, und beyde mahl hatte Prinz Karl die Stadt befreyt. Inzwischen hatte, nach dem Abmarsch desselben, die Kayserliche Armee kein Hinderniß mehr vorgefunden, war also wieder über den Rhein gegangen, hatte ganz Bayern wieder eingenommen und Karl der VII. hatte seine Hauptstadt und Residenz wieder bezogen. 1744.

1744. Man belustigte nun den König, bey seiner Wiedergenesung, durch die Erzählungen von dem Waffenglück des Königs von Preußen, des Kaysers, der Französischen Armee unter dem Marschall de Coigny, welcher die Waldstädte am Rhein und Oberösterreich wieder wegnahm, und der Armeen in Italien, wo die Waffen zweener Prinzen vom Geblüte siegreich waren. Von dem Infanten Dom Philipp haben wir oben schon geredet; mit demselben hatte sich noch ein Held vom Hause Bourbon (der Prinz de Conti) vereinigt, der in dem unglücklichen Bayerschen Kriege als Generallieutenant gedient, und also Erfahrung hatte, ob er gleich noch jung war, denn im Unglück lernt man schneller und mehr, als im Glück. Ueberdieß war er ungemein fleißig und besaß bey seiner feurigen Jugend und bey seinem Hange zu Vergnügungen zugleich die Begierde nach Ruhm, die die mühseligste Arbeit ertragen und alle Hindernisse übersteigen lehrt. Währendes Winters, den er in Paris zubrachte, hatte er sich durch ein tägliches ununterbrochenes zehnstündiges Studiren auf das Generalkommando vorbereitet, nach welchem er trachtete. Er kannte Italien besser, als sein Vaterland, er besaß alle Karten und Plans davon im Ganzen und in einzelnen, auch den kleinsten, Theilen. Er hatte alle Karten an Ort und Stelle mit den Gegenden selbst zusammen gehalten und verglichen, und wußte alle Feldzüge des Catinat und Vendôme auswendig; mit einem Wort, es fehlte ihm keine von den theoretischen Kenntnissen, die den Abgang der Uebung ersetzen können. Er kommandirte mit Dom Philipp die vereinigte Französische und Spanische Armee. Seit dem ersten April hatten sie den Feind genöthigt, über den Varo zu gehn, die Piemontesischen Truppen hatten sich zurück ziehn und die Schlösser Aspremont, Utelle, Castel-nuovo und endlich auch Montalban verlaßen müßen; das Schloß Villa franca hatten sie zur Uebergabe gezwungen und die Besatzung zu Kriegsgefangnen gemacht. Der Prinz de Conti, der seine Truppen auf die Felsen klettern laßen, belagert

gert Demont nach vielen Schwierigkeiten, nimmt es den 17. August mit der ganzen darinn liegenden Besatzung, läßt die Laufgräben vor Coni öffnen, und wird daselbst von dem König von Sardinien angegriffen, der, um Coni zu entsetzen, ihm und den Spaniern unter den Mauern von Coni eine Schlacht liefert. Der Infant und der Französische Prinz behaupten das Schlachtfeld; die geschlagenen und übel zugerichteten Piemonteser ziehn sich in völliger Unordnung zurück und überlaßen die Stadt ihrem Schicksal; diese wehrt sich drey Wochen lang; nur noch wenige Tage hätte sie sich halten können, allein die schon zu späte Jahrszeit nöthigt die Prinzen, die Belagerung aufzuheben und über die Alpen zurück zu kehren.

1744.

30. Sept.

Bey dieser Schlacht merkt Voltaire an, daß die feinste Staatsklugheit den König von Sardinien bewog, dieselbe zu liefern; denn im Fall er siegte, hätten die Franzosen fast keine Zuflucht und einen überaus beschwerlichen Zurückzug gehabt, und wenn er geschlagen ward, so konnte die Stadt doch noch eben so gut, wegen der schon zu späten Jahrszeit, sich halten, und ihm war wenigstens ein sichrer Rückzug offen. Es scheint, daß dieser Geschichtschreiber, indem er die weisen Maaßregeln dieses Monarchen rühmt, denselben verurtheilt, ohne es zu wollen; denn wenn derselbe von der Festigkeit des Platzes, von der Dauer seines Widerstandes und von dem Nachlaßen des Muthes bey den Belagerern überzeugt war, so mußte er seine Lorbeern nicht aufs Spiel setzen, sondern die Rolle des Fabius spielen und vor allen Dingen das Blut seiner Unterthanen schonen. Er verlor beynahe fünf tausend Mann und das Schlachtfeld. Coni erschrack aber nicht davor, und der Geschichtschreiber muß am Ende gestehn, daß die Strenge der Jahrszeit, der häufige Schnee und das Austreten des Flusses die eigentliche Ursach der Aufhebung der Belagerung waren. So endigte sich der Feldzug in diesen Gegenden, wo Wunder der Tapferkeit gethan waren. Vorzüglich hatten sich ausge-

1744. zeichnet: Am Paß von Villa franca der Marquis de Bissi an der Spitze der Französischen und der Marquis von Campo-Santo an der Spitze der Spanischen Truppen, (der letztere hatte diesen Beynahmen von der Schlacht bey Campo-Santo, wo er erstaunliche Thaten gethan hatte,) die Herren de Mirepoix, de Argouges, du Barail, Duchatel, de Castelar, und der Graf de Choiseul, der mit der Nachricht von dem Siege abgefertigt ward. Bey Chateau-Dauphin finden wir einen Bailli de Givry, der die Unternehmung kommandirte, den Obersten Salis, und den Marquis de la Carte, unter den Todten; den tapfern Chevert, der, wie er zuerst die Mauern von Prag erstiegen, auch hier der erste auf dem Felsen seyn wollte, und einen Oberstlieutenant von Poitou, dessen Nahmen wir ungern vermissen, und der zuerst in die Verschanzungen hineinsprang. Man hat einen Brief von dem berühmten Campo-Santo, der bey dieser Gelegenheit nicht soviel Ehre einlegen konnte, als die Franzosen, und daher an den General der Spanischen Armee unter Dom Philipp, den Marquis de la Mina schrieb: „Es werden sich wohl noch Gelegenheiten finden, wo „wir uns so gut halten werden, als die Franzosen, „denn es besser zu machen, als sie, ist unmöglich".

Der Prinz de Conti drückt sich in seinem Bericht an den König von diesem Treffen folgendergestalt aus: „Dies ist eins der rühmlichsten und heftigsten Treffen, die jemahls geliefert worden; die „Truppen haben einen mehr als menschlichen Heldenmuth bewiesen. Die Brigade von Poitou hat sich, „unter der Anführung des Hrn d'Agenois, einen „unsterblichen Ruhm erworben.

„Die Tapferkeit und Geistesgegenwart des Herrn „de Chevert haben hauptsächlich den Sieg entschieden. Ich empfehle Ihnen den Herrn de Solemi „und den Ritter von Modena. La Carte ist auf „dem Platze geblieben. Ew. Königl. Majestät kennen den Werth der Freundschaft und empfinden gewiß, wie tief ich von diesem Todesfall gerührt bin."

Auch

Auch müssen der Marquis de Villemur und der Graf de Lautrec, die Ueberwinder am Tage der Barricaden, nicht vergessen werden. Verwundet wurden bey der Schlacht von Coni der Marquis de Senneterre, der Marquis de la Force, der an seinen Wunden starb, der Ritter de Chauvelin und der Ritter de Chabannes. Der Prinz de Conti läßt sich in einem andern Schreiben an den König, sehr ausführlich heraus über die vorzüglichen Dienste, welche die Herren de Courten, du Chayla, de Beaupreau, de Montmorenci, de Stainville, der Generalquartiermeister Marquis de Maillebois, und der Generalmajor de Chauvelin, geleistet haben. Aber bescheiden, wie Cäsar, der so wie er Soldat und Feldherr zugleich war, verschweigt er zween Flintenschüsse, die durch seinen Küraß gegangen, und zwey Pferde, die ihm unter dem Leibe erschossen worden. Die Pariser Poeten ermangelten nicht, seine große Thaten zu besingen, waren aber allerdings zu vorschnell darinn, daß sie ihn den Französischen Hannibal nannten; denn kaum war ihm dieser Nahme beygelegt, als er denselben schon nicht mehr verdiente, denn er mußte wieder über die Alpen zurückgehn, ohne festen Fuß fassen zu können und er kam also, mit unfruchbaren Lorbeern gekrönt, und mit einer sehr geschwächten Armee aus dem Felde. 1744.

Von der andern Seite war der König von Neapel, von dem Grafen de Gages unterstützt, ins Feld gerückt, um seine eigene Staaten zu beschützen. Der Fürst von Lobkowitz hatte daselbst im Monath Junius ein Manifest ausgehn laßen, worinn die Königinn von Ungarn mit den Einwohnern beyder Sicilien, wie mit ihren Unterthanen, sprach, denen sie ihren Schutz verliehe. Sie schien sogar auf einen Aufstand zu Neapel zu rechnen, und die Königinn, die zu dem Ende des Aprills nach Cajeta geflüchtet war, machte sich fertig, im Fall ein Unglück erfolgen sollte, nach Rom zu gehn, ob sie gleich schwanger war. Auf diesen vorher überlegten und geschmiedeten Einfall gründete dieser Monarch seine

1744. Kriegserklärung. Er hatte nicht allein den Feind von seinem Lande abgehalten, sondern auch den Schauplatz des Krieges in die Gefilde von Rom verlegt. Er war mit dem neuen Generallissimus des Königs von Spanien, dem Herzog von Modena, zu Belletri, der ehmaligen Hauptstadt der Volsker, nunmehriger Residenz der ältesten Kardinäle. Daselbst ward er mitten in der Nacht durch eine kühne Unternehmung des Oesterreichischen Generals überfallen, die der Unternehmung des Prinzen Eugen auf Cremona im Jahre 1702 gleich, und ohne den Marquis de l'Hopital, Französischen Gesandten an seinem Hofe, der ihn begleitete und ihn und den Herzog von Modena noch zu rechter Zeit warnte, wären beyde gefangen worden. Kaum waren sie bey der Armee angekommen, als man in ihren Pallast eindrang. Der General Novati kömmt in das Zimmer des Herzogs von Modena, und findet daselbst den Minister dieses Fürsten, Herrn Sabatini, der mit ihm vorher bey einem Regiment gestanden hatte: „Nicht war, sagt ihm dieser Minister, Sie schenken „mir das Leben, und begnügen sich damit, daß ich „Ihr Gefangner bin"? Indem sie aber ihre alte Bekanntschaft erneuern, begehn die Ueberwinder denselben Fehler, der in Cremona vorfiel, und ihr Triumph ist von kurzer Dauer. Ihre Zerstreuung, ihre Unordnung, ihre Plünderungssucht ersetzen den Ueberfallnen den Schaden, der aus dem Mangel der Wachsamkeit, der Mannszucht und der Thätigkeit entstanden war. Kurz, die Deutschen werden nun wieder vertrieben und Herr Sabatini, der durch das Fenster dieser Veränderung gewahr wird, sagt zu dem Oesterreichischen General: „Nun bin ichs, der Ihnen „das Leben schenkt, und Sie sind mein Gefangener!"

Der Fürst von Lobkowitz mußte sich gegen Rom zurückziehn; der König von Neapel verfolgte denselben; der Pabst war neutral und das schickt sich am besten für den gemeinschaftlichen Vater der Gläubigen. Auch blieben beyde Armeen, jede von ihrer Seite, vor einem Thore der Stadt und der

Oester-

Oesterreichische General so wohl, als der Neapolitanische Monarch, unter dem Nahmen eines Grafen von Pozzuolo, küßten dem Hohenpriester den Pantoffel, unterdessen daß ihre Truppen seine Felder verheerten. 1744.

So standen damals die Sachen, als Ludewig der XV. um den Feldzug mit einer wichtigen Eroberung zu endigen, durch den Marschall de Coigny die Laufgräben vor Freyburg öfnen ließ. Er selbst kömmt, noch matt und kaum genesen, bey der Belagerung an, um die Arbeiten zu beschleunigen. Von allen bisher unternommenen Belagerungen war diese die schwerste und mühseligste. Hier war's, wo sich zuerst der Graf von Löwendahl hervorthat, der schon bey auswärtigen berühmt, und Frankreich in der Folge so nützlich war. Er wohnte der Belagerung als Volontair bey, und ward von einer Flintenkugel am Kopfe verwundet. Einen Monath nach Oefnung der Laufgräben ergab sich die Stadt. Etwas besonders ist es bey dieser Belagerung, daß der Graf d'Argenson, als Kriegsminister, die Kapitulationspunkte aufsetzen ließ, und durch Bewilligung einer geforderten Erlaubniß, die er dem General Damnitz, Commandanten der Stadt, sehr hoch anrechnete, die Uebergabe der Citadellen unvermeidlich machte und beschleunigte. Dieser ehrliche Deutsche erhielt nehmlich die nachgesuchte Erlaubniß, sich mit seinen Kranken und Verwundeten in diese Citadellen begeben zu dürfen, ward aber zu spät gewahr, daß er diese Erlaubniß zu seinem Schaden erhalten hatte, weil so viel überflüßige oder unnütze Brodesser diesem engen Platze nur zur Last waren und den Mangel an Lebensmitteln vergrößerten. Durch diese seine Ungeschicklichkeit verlohr seine Königinn in kurzem die Citadellen nebst der Besatzung, die sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte, und er lernte nun vermuthlich, ein andermahl die zu schließende Tracktaten besser zu berechnen, besonders aber den Gunstbezeigungen eines Feindes niemals zu trauen. Der König folgte denselben Grundsätzen der Politik bey

1744. Freyburg, wie bey Menin; er ließ nehmlich die Festungswerke schleifen, weil er den Ort bey dem Friedensschluß wieder zurück geben wollte, und weil er vorher sahe, daß man denselben doch nicht würde dem Kayser erhalten können, wie es nach dem ersten Plan seyn sollte; der so oft rückgängig geworden war, und von dem man jetzt abermahls, wegen des unglücklich abgelaufenen Einfalls des Königs von Preußen in Böhmen, abstehen mußte. Alle Ehre dieses Böhmischen Feldzugs blieb für den Prinzen Karl, der so wie er über den Rhein in Gegenwart der französischen Armee hin und zurückgegangen, nun auch im Gesicht des Preußischen Monarchen über die Elbe gegangen war, welcher gegen diesen General defensive gehn und Schlesien decken mußte, wo indessen doch feindliche Parthenen bis unter die Thore von Breslau streiften. Zu diesen Progressen trug der neue Beytritt eines andern Fürsten viel bey, der sich ehedem mit dem Könige von Preußen gegen die Königinn von Ungarn verbunden, durch dessen Vermittelung aber sich nachher wieder mit derselben ausgesöhnt hatte, und eben nicht sehr gewissenhaft, durch die Englischen Subsidien angelockt, mit dieser Fürstinn ein Bündniß gegen den König von Preussen eingegangen war, der nun zum zweytenmahl sein Feind war. Der König von Pohlen und Churfürst von Sachsen, als der neu aufgetretene wichtige Schauspieler in diesem blutigen Trauerspiel, hatte im Monath May mit der Königinn von Ungarn einen geheimen Traktat geschlossen und Kraft desselben dem Prinzen Karl zwey und zwanzig tausend Mann zu Hülfe geschickt, wodurch dieser das Uebergewicht bekommen hatte. Diese Fürstinn trat ihm dagegen ihrer Seits einen Theil von Schlesien ab, welches sie wieder zu erobern hoffte, und auf welchen er ein altes Recht zu haben vorgab, daß sie für gültig anerkannte, welches aber sehr würde bestritten worden seyn, so bald das Land nicht mehr dem Könige von Preußen gehört hätte. Auf so viel Veränderungen in den Unterhandlungen und Tracktaten

mußten

mußten nothwendig auch Abwechselungen in dem 1744.
Kriegsglück entstehn, auch waren Gewinn und Verlust in diesem Feldzuge auf beyden Seiten ziemlich gleich. Wenn Frankreich in England nicht seinen Zweck erreicht hatte, so war es dafür in Flandern glücklich gewesen. Der Prinz Karl hatte dies Glück durch seinen Einfall im Elsaß unterbrochen, ward aber dagegen wieder durch den siegreichen Einfall des Königs von Preußen in Böhmen in seinen Progressen gestört. Dieser Einfall konnte nur von kurzer Dauer seyn, weil er seine eigne Staaten decken mußte, und der Kayser, ob er gleich den Rückmarsch der Oesterreicher benutzt und München wieder bezogen hatte, konnte sich daselbst noch nicht für recht sicher halten. Man mußte also auf einen neuen Feldzug denken, der zum Besten desselben entscheidender wäre. Um die Feindseligkeiten früher anfangen zu können, wollte man vierzig tausend Mann unter den Befehlen des wieder in Gnade gekommenen Marschalls de Maillebois, mit Güte oder Gewalt, in den Kurfürstenthümern Maynz, Trier und Cölln, die Winterquartiere nehmen laßen. Die Herren dieser Länder, sogar der letzte, ob er gleich des Kaysers Bruder war, waren neutral, nicht sowohl wegen ihrer erzbischöflichen Würde, als vielmehr wegen ihrer geringen Macht. Dem ohngeachtet erfuhren sie das Ungemach des Krieges, und ließen Schrift auf Schrift ergehn, worinn sie sich über die Verheerung ihrer Länder beschwerten. Man gab ihnen zu verstehen, daß dieses bloß geschähe, um solchen Auftritten in der Zukunft desto würksamer vorbeugen zu können, weil man dadurch in den Stand käme, theils dem Könige von England in seinem Kurfürstenthum Hannover einen empfindlichen Streich beyzubringen, theils den König von Preußen der gemeinen Sache geneigter zu erhalten, als welcher sonst fürchten müßte, seine Besitzungen in dasiger Gegend einzubüßen.

Nachdem er alles angeordnet hatte, erfüllte der 13. Nov.
König die ungeduldigen Wünsche der Pariser, und kam in seine Hauptstadt zurück. Sein Einzug war

1744. ein wahrer Triumph, den die Freude und das Zujauchzen seines Volks eben so rührend machte, als er glänzend und majestätisch war durch die Pracht, die denselben begleitete. Das Volk, als wenn es von neuem fürchtete, seinen Herscher zu verlieren, schien durch sein Herzudrängen sich von dem würklichen Daseyn des wieder aufgelebten Monarchen vergewissern zu wollen. Es war nicht so wohl der Sieger, dessen Wagen es umgab, als vielmehr der Vater, dessen Kniee es umfaßte. Der König blieb drey Tage im Pallast der Thuillerieen, ließ sich so oft, als möglich sehen, und befahl, daß jedermann eingelaßen werden sollte. Um sich noch populärer zu beweisen, speiste derselbe auf dem Rathhause. Dies war ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit gegen die Einwohner der Stadt, deren Repräsentanten die Magistratspersonen waren. Diese hatten, wie gewöhnlich, die Ehre, bey der Tafel aufzuwarten. Das Haupt der Kaufmannschaft stand hinter dem Könige und der älteste Gerichtsschöppe hinter dem Dauphin. Voltaire kunstrichtert bey dieser Gelegenheit mit Recht über die Innschriften und Devisen auf den öffentlichen Plätzen, die, einer lächerlichen Gewohnheit zu folge, lateinisch waren und anstatt die Gesinnungen und Empfindungen einer Nation auszudrücken, die jene Sprache weder spricht noch versteht, bloß läppische Spiele einer pedantischen Einbildungskraft darstellten.

Mitten unter so viel Lustbarkeiten, mitten unter so viel Ausbrüchen der Rührung des Volks, blieb das Herz Ludewig des XV. leer. Das Bild der Herzoginn de Chateau-roux ward in demselben, mehr als jemals, wieder lebendig; sie war die einzige, die durch seine Krankheit unglücklich geworden war. Da ihr Liebhaber selbst sie zur Einsamkeit verurtheilt hatte, so konnte sie an der öffentlichen Freude nicht Theil nehmen. Er warf sich schon die Schwachheit vor, sie von sich gejagt zu haben; er war unwillig auf den Prälaten, der dieses Opfer von ihm gefordert hatte; er hätte gern die Härte,

womit man seine Befehle ausgerichtet hatte, wieder gut gemacht, und sie öffentlich auf eine so ehrenvolle Art wieder zu sich genommen, daß sie die erlittene Kränkung darüber vergessen hätte; seine übrige Empfindungen standen aber diesem Vorhaben im Wege. Die Menschenfurcht, von der selbst Könige beherrscht werden, hielt ihn zurück. Die Königinn hatte ihm Beweise der zärtlichsten Zuneigung gegeben; sie schien, statt aller Erkenntlichkeit, nichts zu wünschen, als daß sie wieder in ihre Rechte treten mögte. Allein die Natur war nicht mit der Pflicht einig, und unter dem Vorwande, seine durch die Heftigkeit der Krankheit und die häufigen Arzeneyen erschöpfte Kräfte wieder zu sammeln, verschob er von einer Zeit zur andern, sie in ihre Rechte wieder einzusetzen. Diejenigen, die die Gewalt der Leydenschaften kennen, sahen leicht voraus, wie es kommen würde. Dem Herzog de Richelieu, dem der Monarch sein Zutrauen wieder geschenkt hatte, und der mit vieler Geschicklichkeit in dem mißlichsten Augenblick ein Opfer seines Eifers für die Favoritinn geworden, war am meisten daran gelegen, durch ihre Zurückberufung für seinen Eifer belohnt zu werden. Da dieser Herr hinführo eine große Rolle in dieser Geschichte spielen wird, so wollen wir sein Bildniß hier genauer entwerfen. Er war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gebohren, und damahls ungefehr funfzig Jahre alt. Er war groß, wohlgebaut, überaus galant, und hatte noch etwas von dem Rittergeschmack des ehemaligen Hofes und von den verderbten Sitten aus den Zeiten der Reichsverweserschaft an sich behalten. Die Wollüste hatten noch ausnehmenden Reiz für ihn, ob er gleich durch den zu häufigen Genuß derselben stumpf und vor der Zeit alt geworden war. Er hatte eine ungemeine Leydenschaft für die Damen, die ihn auch wohl leyden konnten, suchte aber einen Ruhm darinn, mit seinen Eroberungen groß zu thun. Einige seiner Liebesbegebenheiten hatten viel Aufsehen gemacht und ihm verdrüßliche Händel zugezogen, die er aber rühmlich

1744.

1744. lich ausgemacht hatte, weil er mit seiner Verwegenheit und Unverschämtheit in diesem Fache wahre Herzhaftigkeit verband. Er hatte viel Verstand, war aufgeräumt, sehr angenehm in Gesellschaften, sehr reich, aber auch verschwenderisch, weshalb er begierig nach der Hofgunst strebte, um immer wieder die Lücken auszufüllen, die seine Vergnügungen in seiner Casse machten. Bey seinem ununterbrochenen Glück war ihm alles gelungen, was er nur unternommen hatte. Obgleich von geringerer Geburt hatte er sich mit einer Prinzessinn aus dem Hause Lothringen vermählt, worüber er Händel bekam, die ihm aber wegen eines berühmten Zweykampfs, in welchem er den Sieg davon trug, noch mehr Ehre brachten. Als er zum Generallieutenant und Kommandanten der Provinz Languedoc ernannt ward, beredete er die Stände, ein Regiment Dragoner zu errichten, und solches dem Könige beym Anfange des Krieges anzubieten, es auch zu kleiden, zu bewafnen, beritten zu machen und, so lange der Krieg dauern würde, auf ihre Kosten zu unterhalten. Der König, dem dieses sehr gefiel, hatte den Dienst des Vaters dadurch belohnt, daß er seinen Sohn, den Herzog de Fronsac, zum Obersten dieses Regiments ernannt, und den Herzog de Richelieu noch in nähern Zusammenhang mit sich selbst gebracht hatte, indem er demselben die durch den Tod des bey Dettingen gebliebenen Herzogs de Rochechouart erledigte Stelle eines ersten Kammerjunkers ertheilte.

Dieser Höfling, dessen Herz allen Leidenschaften offen stand und der nach immer höhern Ehrenstellen dürstete, glaubte, den Gipfel der Ehre nicht gewisser und sicherer erklettern zu können, als wenn er die Herzoginn de Chateau-roux wieder an den Hof brächte. Er wiederlegte alle Gewissenszweifel des Monarchen, er ließ Jagden anstellen, wobey er dieser verlaßenen Liebhaberinn ins geheim Gelegenheit schafte, den König zu sehn, und ihre alte Herrschaft über denselben zu behaupten. Der König ward endlich des Zwanges überdrüßig, und beschwerte

sich

sich öffentlich darüber, daß man seinen damahligen Zustand gemißbraucht hätte, indem man ihn gezwungen, eine Person unanständig zu behandeln, die gegen ihn kein andres Verbrechen begangen, als daß sie ihn über alle Maaße liebte. Er beschloß, sie in ihren Rang und in ihre Würde wieder einzusetzen, machte ihr den Triumph, daß er sie an dem Bischof von Soissons rächte, der den Befehl erhielt, sich nach seinem Kirchsprengel zu begeben, und auch an dem Grafen d'Argenson, der ihr damals ihre Verbannung angekündigt und nun den Auftrag hatte, ihr ihre Zurückberufung bekannt zu machen und ihr im Nahmen des Königs eine Liste aller der Personen abzufordern, die sie bestraft zu seyn wünschte. Man versichert, daß er, der Graf d'Argenson selbst, auf dieser Liste oben an gestanden hätte, er hätte gesehen, daß von ihrer Seite keine Aussöhnung zu hoffen wäre, und also das einzige ihm übrige Mittel ergriffen, nehmlich ihr in der Geschwindigkeit zuvorzu kommen, und sich dieselbe auf immer vom Halse zu schaffen. Ein solches Verbrechen läßt sich nicht füglich voraussetzen und ist leichter gesagt und geschrieben, als ins Werk gerichtet. Es ist ehr zu glauben, daß die übermäßige Freude eine zu jählinge und daher tödliche Erschütterung bey der Herzoginn hervorgebracht, oder, wie andre versichern, daß sie sich selbst den Tod dadurch zugezogen, daß sie aus Ungeduld, den Monarchen in ihre Arme zu schliessen, der eben so ungeduldig war, als sie, sich an einem kritischen Tage entblößt, gebadet und mit wohlriechenden Wassern gewaschen. Dem sey wie ihm wolle, so machte man ihr folgende Grabschrift, die, bey ähnlichem Fall, weit eher der Gräfinn de Mailli zugekommen wäre, die würklich so erhabener Gesinnungen fähig war: 1744.

Sans relever l'éclat de mon illustre sang,
Ce trait seul fera vivre à jamais ma mémoire:
Mon Roi revit le jour, pour me rendre mon rang,
Et je meurs sans regret, pour lui rendre sa gloire.

(Ohne meiner hohen Geburt zu erwehnen, wird mein

1744. mein Andenken schon durch den einzigen Zug unsterblich seyn: Mein König lebte wieder auf, um mir meinen Rang, und ich sterbe mit Freuden, um ihm seine Ehre wieder zu geben.)

Dieser Verlust, der eben so auffallend wegen des Zeitpunkts, in welchen er erfolgte, als wegen seiner Umstände war, versenkte Ludewig den XV. in eine tiefe Schwermuth. Wenn man seine Leydenschaft nach seiner Betrübniß abmißt, so muß jene außerordentlich heftig gewesen seyn. Die Herzoginn hatte ihren erhabenen Liebhaber so gefesselt, als sie ihm zum zweytenmahl Gesetze vorschrieb. Außer den schon angeführten Bedingungen, hatte sie, zum Ersatz für die Kränkung, die ihr durch ihre schimpfliche Verbannung, vor den Augen von ganz Europa, angethan worden, eine förmliche und eben so in die Augen fallende Genugthuung gefordert, sie wollte nehmlich zur Oberhofmeisterinn der künftigen Dauphine ernannt seyn und der verblendete König hatte darinn gewilligt. Durch Ertheilung einer solchen Stelle, die nur von einer Person bekleidet werden kann, die das höchste Zutrauen verdient, die ihre vornehme und erhabene Rolle mit gebührendem Anstand und Würde zu spielen weiß, viel Sittsamkeit und Zurückhaltung besitzt, von unbestechlichem Herzen, regelmäßiger Aufführung und unbescholtenem Rufe seyn muß; wurden die gute Sitten, die öffentliche Ehrbarkeit und zugleich auch der Spanische Hof beschimpft, der bey seiner pünktlichen Rangsucht eine so schändliche Wahl sehr übel empfunden haben würde. Der Tod kam allen diesen Uebeln zuvor, und der schamlose Entschluß konnte also nicht zur Ausführung kommen. Auf das Volk aber hatte diese Aussöhnung mit der Herzoginn de Chateau-roux auf immer einen so wiederwärtigen Eindruck gemacht, daß die Liebe desselben merklich abnahm.

Es ward nun mit Ernst an der Vermählung des Dauphin gearbeitet, und dies unterbrach in etwas die Betrübniß des Königs, der über dies anfieng träge zu werden, und sich nicht so viel, als sonst, um Staats-

Staatsangelegenheiten zu bekümmern. Die Last des Departements der auswärtigen Angelegenheiten hatte er sich bereits vom Halse geschafft. Dasselbe ward anfänglich dem Herrn de Ville-neuve angetragen, der während seiner langen und nützlichen Gesandschaft bey der Pforte viel Ehre eingelegt hatte. Dieser bescheidene Mann, dem die Zuneigung des Königs höchst angenehm war, der sich aber nicht genug Thätigkeit des Geistes zu einem solchen Departement zutraute, entschuldigte sich mit seiner Gesundheit, und gab ein am Hofe so seltenes Beyspiel einer Weigerung, die ihm noch mehr zur Ehre gereichte, als die auf ihn gefallene Wahl des Königs. Er behauptete daß man zur Staatsverwaltung nichts mehr tauge, wenn Alter und Kränklichkeit sich einstellen. So hat zu unsern Tagen ein Minister *) das Herz gehabt, in gleichem Fall dem Grafen de Maurepas eine gleiche Antwort zu geben, aber auch zugleich die Schwachheit, diesem Beyspiel des Herrn de Ville-neuve nicht bis ans Ende zu folgen, um sich nachher gezwungen zu sehn, die Wahrheit seiner Behauptung zu bestätigen und abzudanken, nachdem er in sechs Monaten sowohl die Ehre, die sein Widerstand ihm gemacht haben würde, als auch den schon erworbenen Ruhm verlohren hatte. 1744.

Diese Stelle ward also dem Marquis d'Argenson, dem ältern Bruder des Kriegsministers gegeben. Der Graf ward Generalpostmeister. So viel auf diese Familie gehäufte Gnadenbezeigungen gaben ihnen ein erstaunliches Ansehen. Beyde waren es werth. Der ältere hatte weniger Glänzendes als der andere, und die Höflinge, die bloß nach dem äußerlichen urtheilen, nannten ihn nur das Schaaf. (d'Argenson la bête.) In den Augen solcher Leute, die bey einer hohen Ehrenstelle die listige Feinheit für nöthiger halten, als die Tugend, war er freylich nicht dazu gemacht, sich in dem ihm anvertrauten Posten hervor zu thun. Er war dagegen durch seine Red-lichkeit

*) Herr Tabourcau.

1744. lichkeit bekannt, mehr Philosoph als Staatsunterhändler, vorzüglich aber ein sehr guter Bürger. Das beweist sein Buch: Considérations sur le gouvernement. Rousseau führt dasselbe an in seinem *Contract social*, wo er dasselbe außerordentlich lobt, und, was noch mehr beweist, Voltaire stimmt damit überein in seinem *Commentaire historique &c.* Zwar könnten die Lobeserhebungen des letztern, ohne dem Beytritt des Erstern, verdächtig scheinen. Er gesteht, daß der Minister, mit ihm in einem Alter, sein Mitschüler im Jesuitercollegio gewesen, und von Kindheit an viel Freundschaft für ihn gehabt habe; daß sie nacher einen weitläuftigen Briefwechsel unterhalten, und der Staatsmann den Gelehrten in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten in den Jahren 1745 1746 und 1747 *) gebraucht habe, weshalb er in diesen Jahren seine Arbeiten für die Schaubühne unterbrechen müssen. Dem ersten macht das nicht viel Ehre, denn wenn er richtige Menschenkenntniß besessen hätte, so würde er eingesehn haben, daß sein Freund zu Staatsgeschäften nicht taugte, weil derselbe zu viel Eigenliebe und Feuer besaß, über dies auch zu jähzornig war und allen seinen Leidenschaften zu viel Herrschaft über sich verstattete, um dabey mit der nöthigen Kaltblütigkeit und Gemüthsruhe zu Werke zu gehn. Dazu ist immer ein schwerfälliger dickhäutiger Geschäftsmann besser, der in sich selbst verschlossen, allen Eindrücken von außen unzugänglich ist und schweigen kann.

Die Vermählung, deren wir erwähnt haben, war eine Unterhandlung, die dem Marquis d'Argenson in seinem Departement oblag. Dem Bischof von Rennes, der, wegen der gegen das Haus Oester-

*) Wir müssen hier bemerken, daß der Graf d'Argenson zu Anfang des Januars 1747 seine Stelle niederlegte; in diesem Jahre kann er also den Herrn de Voltaire nicht zu Geschäften gebraucht haben; Oder man muß annehmen, daß dieser unter dem nachfolgenden Minister die Sachen vollends ausgearbeitet, die jener ihm aufgetragen hatte.

Oesterreich geschmiedeten Anschläge, seit einigen Jahren zu Madrid Gesandter war, war dieses Geschäft zugleich mit aufgetragen. Dieser Ambassadeur hieß de Vauréal, ein Mann von herrlichem Ansehn, der zur Vorstellung großer Rollen ganz eigentlich gemacht war, viel Verstand und Beredsamkeit besaß, dabey fein war, sich trefflich verstellen konnte, krumme Wege nicht scheute, sich bey Kleinigkeiten aufhalten konnte, viel Mißtrauen, mithin alle zu seiner Rolle erforderliche Eigenschaften besaß; dessen Sitten, Schreibart und Manieren aber sich zu seinem Stande nicht paßten. Man wunderte sich, daß derselbe von dem Kardinal dazu ausgesucht war. Hiervon können zwo Ursachen angegeben werden. Die Hauptursach war wohl, einen Mitbuhler mit Ehren zu entfernen, dessen Genie und verdeckte Kunstgriffe die alte Eminenz scheute; die zwote war sein Geiz, wobey die Wirthlichkeit des Kardinals ihre Rechnung fand. Obgleich zu befürchten stand, daß dieser Minister bey einem so vorsichtigen Hofe sein Geschäft nicht mit glücklichem Erfolg ausrichten würde, weil ihn die Großen des Reichs, bey denen er nicht in dem besten Ruf stand, nicht sonderlich achteten, so nahm ihn doch der König sehr günstig auf. Uebrigens war das Interesse beyder Höfe zu genau mit einander verbunden und die Vermählung selbst zu vortheilhaft, um nicht ohne viel Schwierigkeiten bewilligt zu werden. Es war nichts mehr übrig, als die Tracktaten vollends zu beendigen und feyerlich um die Prinzessinn anzuhalten, als der neue Staatssekretär sein Amt antrat. 1744.

Alle Herren vom höchsten Range buhlten um die Ehre dieses Auftrags. Der Herzog de Chatillon behauptete, daß ihm, als Gouverneur des Prinzen, diese Ehre mit Recht gebührte. Seine hohe Geburt, sein Rang, seine persönliche Verdienste, wenn sie gleich dem ihm anvertrauten wichtigen Geschäfte nicht angemessen waren, sein Erst und seine Kaltblütigkeit machten ihn zu einer solchen Bestimmung vorzüglich geschickt, besonders in Rücksicht auf den Hof,

1744. wo dieselbe vollzogen werden sollte. Er war aber vom Hofe verbannt worden, und ein solcher Ehrenauftrag konnte mit der Ungnade, worinn er gefallen war, nicht bestehen. Um so viel, als möglich, diesen Verdruß zu vermindern, der selbst dem Prinzen, seinem Zögling, auffiel, der sehr viel von ihm hielt, ward der schon in Madrid befindliche Bischof von Rennes durch einen außerordentlichen Auftrag zu dieser Feyerlichkeit bevollmächtiget.

Versailles prangte damals mit einigen jungen Prinzessinnen, die gerade zu dieser Zeit daselbst angekommen waren. Diese waren Gesellschafterinnen, die man zum Umgange und zum Zeitvertreib der künftigen Dauphine bestimmt hatte, der bey den Gesellschaften, die an dem alten Hofe waren, vielleicht die Zeit lang geworden wäre. Der Herzog de Charters hatte sich mit der Schwester des Prinzen de Conti vermählt. Diese war achtzehn bis neunzehn Jahre alt, schön, wohlgewachsen, reitzend und aufgeräumt, dabey wollüstig, eine Liebhaberinn von Pracht und Lustbarkeiten, von vortreflichem Herzen und feinem Verstande. Sie hatte sich schon durch ihr leutseliges und herablaßendes Wesen beliebt gemacht, wodurch sich ihre Familie von je her ausgezeichnet hat. Ihr Gemahl war ihr an Güte und Menschlichkeit gleich, und konnte alle Herzen fesseln; er gefiel durch seine schöne Gestalt, und ob er gleich außerordentlich dick war, so ersetzte er doch diesen Naturfehler durch seine Leichtigkeit und Behendigkeit vollkommen. Seine Denkungsart stimmte aber nicht mit der Denkungsart seiner Gemahlinn; weil er nicht so viel auf Staat und Lustbarkeiten hielt, als sie wünschte. Was seinen Verstand und seine Kenntnisse betrifft, so hatte er in seiner Kindheit große Hofnungen von sich gegeben, die auch erfüllt worden wären, wenn der zweete Lehrer den Fußtapfen des ersteren gefolgt wäre. Dieser Gouverneur war ungefehr um dieselbe Zeit, wie der Herzog de Chatillon, verbannt worden. Man erstaunte darüber um so mehr, je näher derselbe mit den d'Argensons verwandt

wandt war, die ihn angeholfen und bis daher unterstüzt hatten. Er hatte sich so wenig beliebt gemacht, daß fast Niemand an seinem Unglück Theil nahm. Auch sein Durchlauchtiger Zögling schien sich nicht sonderlich zu betrüben. 1744.

Die Gräfinn von Toulouse hatte noch neuerlicher ihren Sohn, den Herzog de Penthievre, mit der Prinzessinn von Modena vermählt, deren Vater damals, als ein Fürst ohne Land, und als ein Opfer seiner Anhänglichkeit an Frankreich, so heruntergekommen war, daß er die Truppen des Königs von Spanien kommandiren mußte. Diese war noch einige Monathe jünger, als die Herzoginn de Chartres, schön, wiewohl nicht so reitzend, aber auch nicht so muthwillig und im Grunde vielleicht fähiger, ihren Gemahl glücklich zu machen. Die Herzoginn, ihre Mutter, eine Schwester des Herzogs von Orléans, und eine Tochter des Reichsverwesers, hatte sich eine Zeitlang geschmeichelt, diese ihre Tochter mit ihrem Neffen zu vermählen und also der Prinzessinn de Conti den Rang abzulaufen, diese aber, die eben so unruhig, eben so eigensinnig und eben so geschickt war, hatte neue geheime Triebräder in Bewegung gesetzt, und es war ihr nach Wunsch gelungen. Die mißlichen Umstände des Herzogs von Modena waren aber doch wohl im Grunde die Hauptursach dieser Ehstandsverwechselung, sonst hätte seine Tochter gewiß den Vorzug behalten; allein wer verbindet sich gern mit Unglücklichen, wenn gleich das Recht auf ihrer Seite ist? Die Prinzessinn von Modena mußte sich also mit der Hand eines legitimirten Prinzen begnügen. Die Gräfinn von Toulouse schmeichelte sich zwar eine Zeitlang mit der Hoffnung, daß der König, in Rücksicht auf diese Vermählung, ihren Sohn, und folglich auch die Söhne der Herzoginn du Maine, den Prinzen von Dombes und den Grafen d'Eu, in alle die Vorzüge und Freyheiten des Ranges wieder einsetzen würde, die Ludewig der XIV. seinen Kindern feyerlich bewilligt hatte, und die ihnen, währender Reichsverweser- 29. Dec.

 schaft

1744. schaft vor der Hand, nachher aber völlig, wenigstens in Absicht auf ihre Nachkommenschaft, genommen waren: aber vergebens. Das sonderbarste dabey ist, daß die Schwester des Herzogs du Maine und des Grafen von Toulouse die Herzoginn von Bourbon selbst, den Proceß angestiftet hatte, ob sie gleich so wohl, als sie, nur eine legitimirte Prinzessinn war, und ihre Brüder nicht um ihren Rang bringen konnte, ohne zugleich auch den ihrigen zu verlieren. Ein Beweis, daß die Verwandschaft unter den Großen für nichts geachtet wird, und daß die Stimme der Natur gegen die eifersüchtige Wuth des Ehrgeitzes nichts vermag. Sie hatte es mit neidischen Augen angesehn, daß ihre Brüder von dem verstorbenen König solche Gnadenbezeigungen genossen. Sie hatte also ihren Sohn, den Herzog von Bourbon, aufgehetzt, dawider zu protestiren, und ihn so zu sagen dazu gezwungen, auf einer Jagdlustbarkeit zu Rambouillet auf dem Schlosse seines Oheims, des Grafen von Toulouse selbst, die erste Hand ans Werk zu legen.

Nachher hatte der König den Kindern des Herzogs du Maine und des Grafen von Toulouse, aber bloß für ihre Personen und auf Lebenszeit, dieselben Ehrenbezeigungen verwilligt, die ihre Väter genossen. Dies war keine sonderliche Gnade; höchstens konnte dadurch nur ihre Eitelkeit im Innern ihres Pallastes oder auf dem Schloß zu Versailles befriedigt werden. Die Prinzen vom Geblüt, die Großen, das Parlament und die Stände hatten in diese Vorzüge nicht gewilligt. Das Haus d'Este hätte gewünscht, daß der König, wegen der obenerwehnten Vermählung, noch besondere Gnadenbezeigungen gewährt und solche mit der Gewalt eines souverainen Landesherrn geltend gemacht und bestätigt hätte. Da nun eine Menge Durchlauchtiger Personen, die darauf eifersüchtig waren, ihre Rechte und ihren Rang ungeschwächt und vollständig auf ihre Nachkommen zu bringen, ein Interesse dabey hatten, die Erfüllung jenes Gesuchs zu verhindern:

So brachte diese Angelegenheit den ganzen Hof in Gährung und Bewegung. Die klügsten Höflinge handelten ganz in der Stille; die Unvorsichtigen machten Lärmen und wurden mit Verbannung gestraft. Einige, ob sie gleich erst kürzlich von dem Monarchen mit Wohlthaten überhäuft worden, konnten sich doch nicht entschließen, die Rangsucht der Dankbarkeit aufzuofern, denn man konnte sich über den Punkt wegen der Succession zur Krone, und wegen der Qualität als Prinzen vom Geblüt ohne Einschränkung, schlechterdings nicht vereinigen. Ludewig der XV. hofte gar nicht, den Plan Ludewig des XIV. auszuführen, und wenn er auch den guten Willen dazu gehabt hätte, so war seine Geistesstärke dazu nicht hinreichend. Ueberdies wäre es für ihn um so viel gefährlicher gewesen, als er selbst dereinst die Gesinnungen einer so blinden väterlichen Zärtlichkeit hätte empfinden können, weil er dieselben Liebeshändel trieb, die sein Aeltervater getrieben hatte. Er begnügte sich also, bloß besondere Gnadenbriefe auszufertigen, und die Protestirenden kehrten sich dann auch nicht an die Strenge, die ihr Souverain blicken ließ, sondern legten dagegen Protestationen und andere Verwahrungsurkunden nieder. 1744.

Unter diesen Umständen nun kam die Dauphine an. Der Französische Ambassadeur hatte acht Tage vorher förmlich angehalten, und die Vermählung der Infantinn war zu Madrid den 18. December, 18. Dec. mittelst Einsegnung des Patriarchen von Indien, vollzogen. Der Prinz von Asturien hatte im Nahmen des Dauphins die Hand seiner Schwester am Altare empfangen. Drey Wochen nachher ward sie auf der Fasaneninsel von den Ministern des Königs von Spanien in die Hände des Herzogs de Lauraguais überantwortet, der den Auftrag hatte, sie in Empfang zu nehmen. Alle diese Einrichtungen waren noch Spuren von der Gewalt der Herzoginn de Chateauroux, die ihrem Schwager zu dieser Ehre verholfen hatte, so wie auch, durch ihre Veranstaltung, ihre Schwester, die Herzoginn de Lau-

raguais, zur ersten Kammerdame und die Herzoginn de Brancas, ihre Mutter, eine alte und ernsthafte Dame, zur Hofdame der Dauphine ernannt
1745. worden. Die Infantinn konnte nicht eher als den
23. Febr. 23. Februar zu Versailles ankommen, wo sie zum zweytenmahl die eheliche Einsegnung von dem Großalmosenierer, Kardinal de Rohan, empfieng.

Diese Prinzessinn, deren Figur nichts reizendes hatte, hatte doch den Weg zum Herzen des Dauphins gefunden. Es sey nun geheime Sympathie, oder die Würkung der Hitze eines jungen Prinzen, der zum erstenmahl Regungen empfand, die er bisher nicht gekannt hatte, genug! er war entzückt, und was der erste Anblick angefangen hatte, ward durch ihre persönliche Eigenschaften vollendet. Sie hatte erhabene Gesinnungen, ein sanftes und liebreiches Herz und einen kleinen Hang zur stillen Betrachtung und Andacht, der zu der Erziehung vortreflich paßte, die man dem Dauphin gegeben hatte. Indessen ist nicht zu läugnen, daß ihr Durchlauchtiger Gemahl, ungeachtet seiner liebenswürdigen Figur, seiner blühenden Jugend, seines hohen Rangs und der Harmonie ihrer Seelen, nicht denselben Eindruck auf sie gemacht hatte. Vielleicht hätte ein längerer vertrauter Umgang mehr gewürkt, allein der Himmel zeigte, so zu sagen, die Dauphine bloß der Nation, von welcher sie jedoch bey ihrem frühzeitigen Absterben die aufrichtigsten Bedaurungen mit sich ins Grab nahm.

Ungeachtet der Drangsale des Krieges wurden doch im ganzen Lande die glänzendste Lustbarkeiten angestellt, und das Beylager des muthmaßlichen Kronerben mit außerordentlicher Pracht und Aufwand gefeyert. Paris, das alle andere Hauptstädte an Größe und Reichthum unendlich übertrift, wollte dieselben auch in den Beweisen der eifrigen Zuneigung gegen das Königliche Haus übertreffen. Der wegen seiner Liebe zur Pracht so berühmte Turgot war nicht mehr am Ruder; das Haupt der Kaufmannschaft war Herr de Bernage, ein kleiner Geist, der zu solchen Staatsfeyerlichkeiten keinen Kopf hatte.

Indessen hatte er doch einen ziemlich glücklichen Einfall entweder selbst gehabt, oder von irgend jemanden aufgegriffen. Weil es nehmlich Winter war und Kälte, Regen und Schnee den Lustbarkeiten hätten Eintrag thun oder dieselben gar unterbrechen können, so ließ er auf den zwölf schönsten Plätzen der Stadt eben so viel große Lauben aufbauen, die den Augen den Frühling darstellten, und eine gänzliche Vergessenheit des Winters bewürkten. Diese überaus geräumige Säle nahmen ohne Unterschied Vornehme und Geringe auf, welche Vermischung der Stände bey solchen öffentlichen Festen die allgemeine Freude ausnehmend befördert. Die Erfrischungen wurden an diesen Oertern ohne Unterlaß im größten Ueberfluß ausgetheilt; die besten Tonkünstler waren daselbst angestellt und der Zusammenklang der Instrumente mit tausend melodischen Stimmen, worinn sich das Rauschen der Springbrunnen mischte, die unaufhörlich Wein ergossen, brachte das zahllose Volk beynahe außer sich. Die aus den entferntesten Staaten herbey gekommenen Fremden, die an diesen Lustbarkeiten Theil nahmen, konnten nicht glauben, daß Frankreich von einem so mörderischen und verderblichen Kriege verheert würde. Wären sie nicht von den würklichen Umständen unterrichtet gewesen, so hätten sie geglaubt, daß das Land des tiefsten und glücklichsten Friedens genösse. 1745.

Der Endzweck derjenigen, die die Stadt bewogen hatten, so außerordentliche Lustbarkeiten anzustellen, war nicht allein, dem ganzen Europa die Liebe der Französischen Nation gegen ihren König zu erkennen zu geben, sondern auch die Betrübniß Ludewig des XV. in etwas zu zerstreuen. Seit dem Tode der letzten Favoritinn, hatten die schönsten Damen des Hofes, und auch die, die es nicht waren, aber durch das Beyspiel der vorhergehenden Wahlen aufgemuntert wurden, vergeblich um diese Stelle gebuhlt. Unter denselben nahm sich besonders die Herzoginn de Rochechouart aus, die seit einem Jahre Wittwe, und das reizendste Geschöpf, oder vielmehr

1745. die Hebe selbst, war. Sie war mit dem Monarchen erzogen, mit welchem sie zu Rambouillet in einer Art von Vertraulichkeit gelebt hatte, und hatte alle ihre Kräfte aufgeboten, einem Prinzen zu gefallen, der damals sehr reizend war, wenn er auch nicht König gewesen wäre, aber immer vergebens. Durch ein vielleicht richtiges aber etwas kräftiges Gleichniß, welches eben nicht das anständigste Bild darstellt, sagte man damals von ihr: Sie wäre wie die Pferde aus dem kleinen Marstall, die immer vorgeführt, aber niemals geritten würden. Aus Verdruß gab sie ihre Hand dem zweeten Gemahl, Grafen de Brionne und starb achtzehn Monathe nachher. Man schmeichelte sich, daß unter den Schönen vom zweeten Range, oder auch unter den Bürgerinnen der Hauptstadt, die Liebe vielleicht Fesseln finden könnte, um diesen gekrönten Sklaven damit zu binden. Um ihm diese Personen auf eine ungezwungene Art gleichsam zur Musterung vorstellen zu können, ward auf dem Rathhause ein Ball gegeben, den die Neuvermählten und der König mit ihrer Gegenwart beehrten. Um den Endzweck desto besser zu erreichen, mußte alles in Masken erscheinen. Ludewig der XV. und sein ganzer Hof erschienen in seltsamen aber zierlichen Masken. Mit einem angenehmen Erstaunen sahe er so viel wahre Schönheiten versammlet. Er sah da keine gemahlte Reize, die bloß der Kunst ihr Daseyn zu danken haben, wie ihm dergleichen auf dem Schloße aufstießen, sondern die wahre ungeschminkte Natur selbst, die diesen Tag ausgesucht zu haben schien, um ihre vollkommensten Werke seinen Blicken darzustellen. Ein so glänzender Anblick bezauberte den Monarchen, dessen Blicke auf alle Gegenstände umher irrten, ohne für einen zu entscheiden, bis endlich eine junge überaus reizende Blondine von schlanken Wuchs seine Augen auf sich heftete. Sie war als eine Amazonin gekleidet, und hatte Köcher und Bogen auf der Schulter. Ihr lockigtflatternd Haar war mit Edelgesteinen durchflochten und ein reizender halb entblößter Busen schien

zum

zum Vergnügen einzuladen. Glücklich ist derjenige, meine schöne Jägerinn! sagte der König, den Sie mit Ihren Pfeilen gleich erlegen! .... Die Wunden davon sind nicht tödtlich! .... Dies war der Augenblick, den sie hätte ergreifen müssen, ein Königliches Herz zu verwunden, sie mogte es nun aber nicht wissen, wer mit ihr sprach, oder sie mogte auch diese Eroberung nicht achten, weil sie vielleicht schon einen andern Gegenstand hatte, oder, welches am wahrscheinlichsten ist, ihre zu sehr geschmeichelte Eigenliebe mogte ihr die Besinnung rauben, genug! sie war so wenig bey sich selbst, daß sie, ohne zu antworten, weglief, und sich unter dem Gedränge der Masken verlohr, so daß man niemals erfahren hat, wer diese Schöne gewesen ist. Ein englischer Tanz, der damals sehr beliebt war, und den eine Menge junger Schönen tanzte, die durch ihr muntres Feuer den Houris des Muhammedanischen Paradieses glichen, löschte den von der neuen Diane gemachten Eindruck augenblicklich wieder aus. Das Feuer der Liebe tobte in den Adern des Königs. In der Ungewißheit hätte er sie lieber alle besitzen mögen, und da sie verlarvt waren, hätte nur eine ihr Gesicht entblößen dürfen, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen. Denn da sein Herz nur die darinn entstandene Leere ausgefüllt haben wollte, so hätte es gewiß gleich den ersten Eindruck begierig angenommen. Da er auf einen solchen Zufall vergeblich gewartet hatte, so gieng er an das Ende des Saals, wo auf verschiedenen kleinen, wie ein Amphiteater geordneten, Bühnen die Frauenzimmer vom Mittelstande saßen. Sie gäben den vornehmern Damen am Putze nichts nach, und hatten überdies noch das freye aufgeräumte Wesen in ihren Minen, welches ein glückliches und zufriedenes Leben anzeigt, das man im Mittelstande noch am leichtesten antrifft. Wenigstens machte der König diese Anmerkung, als er sie betrachtete, und ihr Schicksal beneidete. Diese Betrachtungen wurden aber bald durch eine Maske unterbrochen, die herantrat und den König neckte. Diese Maske war

1745.

1745. die reizende Madame d'Etiolles. Sie war von ganz gemeinen Herkommen, die Tochter eines gewissen Poisson, der ein grober unverschämter Trunkenbold war, dem es aber nicht am Verstand fehlte; besonders war er sehr satyrisch und beißend und aus Offenherzigkeit verschonte er sich selbst nicht. Er war Schlächter des Invalidenhauses und hatte in diesem Amte Vermögen erworben. Seine Frau war zügelloß liederlich, und ganz ohne Schaam. Nachdem sie mit ihrer Person öffentlich Wucher getrieben, rechnete sie auf die Reize ihrer Tochter, der sie so oft vorgesagt hatte: sie sey ein Bissen für einen König, daß diese dadurch Lust bekommen hatte, Maitresse des Königs zu werden. Diese Begierde hatte immer zugenommen, so daß sie keine Gelegenheit versäumt hatte, dieselbe, wo möglich, zu befriedigen; besonders arbeitete sie daran seit dem Tode der Herzoginn de Chateau-roux. Auf allen Jagden kam sie Ludewig dem XV. in den Weg; sie gab allen Anlaß, daß er sie bemerken sollte; sie versuchte jede Art von Anzug, wodurch sie in die Augen fallen konnte, und ermangelte nicht, auf dem Ball zu erscheinen. Nachdem sie durch ihre Neckereyen und witzige Einfälle des Königs Neugier rege gemacht hatte, gab sie seinen dringenden Bitten nach und nahm die Maske ab, drängte sich aber den Augenblick, durch einen Kunstgriff der feinsten Kokettierien, in einen Haufen von Masken, ohne sich gänzlich aus dem Gesichte zu verlieren. Sie hatte eben ein Schnupftuch in der Hand, welches sie entweder mit Fleiß, oder unversehns, auf die Erde fallen ließ. Ludewig der XV. nimmt es eiligst auf, und da er durch das Gedränge nicht bis zu ihr hinreichen kann, wirft er ihr dasselbe mit der größten Höflichkeit zu. Dies war der erste Triumph der Madame d'Etiolles. Alsbald entstand ein dunkles Gemurmel in dem Saal mit den Worten: das Schnupftuch ist geworfen! und alle ihre Nebenbuhlerinnen geriethen in Verzweiflung. Der König, der in dieser Schönen das Frauenzimmer wieder erkannte, das er schon öfters auf der

der Jagd, nicht ohne Bewegung, betrachtet hatte, ward dadurch nur noch verliebter. Zween seiner Bedienten Herr Binet, einer der ersten Kammerdiener des Königs, ein Vetter der Madame d'Etioles, und der Herr de Bridge, einer seiner Bereuters, der ihr guter Freund war, unterhielten mit vieler Geschicklichkeit diese Leydenschaft *). Ihr verführerischer Verstand hatte die Niederlage ihres Königlichen Liebhabers vollkommen gemacht. Er war so verliebt, daß er sich nach der Einsamkeit und nach einem Vertrauten sehnte. Der Herzog de Richelieu genoß das Zutrauen des Königs in solchen Fällen von Tage zu Tage mehr. Er war ihm überall auf dem Fuße gefolgt, hatte alles beobachtet, hatte sich schon von allem unterrichtet, was zu wissen nöthig war, und so bald der König ihm sein Herz eröfnet hatte, nahm er es über sich, die schleunigsten Anstalten zur Linderung seiner Schmerzen vorzukehren. Madame d'Etioles war nicht von solchem Range, daß sie hätte Bedingungen vorschreiben können, wie die vornehmen Damen, die vor ihr die Gunst des Königs genossen hatten; sie mußte, um nur ihren Endzweck zu erreichen, sich nach dem Willen des Monarchen in allen Stücken fügen; indessen that sie es mit einer gewissen spröden Zurückhaltung, die ihre Herrschaft zu bestätigen und zu erhöhen diente. Ueberdies hatte sie in ihrem Verstande und in ihrer Geschicklichkeit Hülfsquellen genug, dem leeren aufzuhelfen, welches sonst eine zu bald befriedigte Leidenschaft zurückzulaßen pflegt. Sie unterwarf sich sehr bald den Geist des Königs durch ihr außerordentliches Talent, denselben zu belustigen, und brachte ihn bald dahin, daß er sie, ihren Wünschen gemäß, öffentlich für seine Maitresse erklärte. Es ward beschlossen, daß sie 1745.

*) S. die Briefe der Marquise de Pompadour, von 1746 bis 1762. Nicht, als wenn wir dieselben für glaubwürdig hielten, welches sie bey weitem nicht sind, sondern weil sie sich wenigstens auf Thatsachen und Aneckdoten beziehen, die von Augenzeugen als bekannte Sachen bestätigt werden.

1745. sie ihren Durchlauchtigen Liebhaber in dem Feldzuge, den er dieses Jahr noch zu machen veranstaltete, jedoch auf gewisse Weise incognito, begleiten sollte.

Madame Poisson war zu der Zeit, als ihre Tochter die Unterredung mit dem Könige hatte, sehr krank. Diese Neuigkeit verlängerte in etwas ihr Leben; sobald sie aber von dem Glück der Madame d'Etioles, erklärte Favoritinn zu seyn, gewiß war, sagte sie, daß sie nun nichts mehr zu wünschen hätte und verschied. Was den Mann betrifft, so war er zu sehr in eine reizende Frau verliebt, die er nur erst kurze Zeit besaß, um diese Trennung nicht auf das schmerzhafteste zu empfinden. Die Hofnung, durch dieselbe Gnadenbezeigungen zu erhalten, konnte seine Liebe nicht auslöschen; und er kannte auch keine Gnadenbezeigung, die fähig gewesen wäre, ihn wegen eines Verlustes zu trösten, der sein Herz zerriß. Vor Zorn, Wuth und Verzweifiung nahm er seine Zuflucht zu Thränen, Vorwürfen und Verwünschungen. Da seine Ungetreue fürchtete, daß ihr Mann in seiner unmäßigen Raserey Ausschweifungen begehen mögte, so war er der erste, an dem sie ihre neue Gewalt prüfte, indem sie denselben verbannen ließ. Diese aufs höchste getriebene Grausamkeit zog ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn an den Rand des Grabes brachte, aber die glückliche Würkung hatte, daß ihm endlich die Augen aufgiengen und er mit der Gesundheit zugleich seine Gemüthsruhe wieder erhielt. Dies waren die Kniffe, und Auftritte, die im Innern des Schlosses von Versailles den Winter über gespielt wurden, unterdessen daß die Staatskunst über Ränken von einer andern Art brütete.

Ein besonderer Vorfall, der, dem ersten Anscheln nach, an sich selber nicht viel bedeutet, verdient doch untersucht und beleuchtet zu werden, und zwar wegen der Folgen, die ein solches Beyspiel haben konnte und noch haben kann. Ueber den General de Jonsac, der damals, als der Prinz Karl über den Rhein gieng, zu Lauterburg kommandirte, und sich in diesem Hauptposten nur eine Stunde gehalten hatte,

hafte, war ein Kriegsrecht verordnet worden. Dasselbe entschied: daß er sich länger hätte wehren können und eine entehrende Kapitulation geschlossen hätte, und er war, dieser Entscheidung zufolge, mit vielen auffallend schimpflichen Umständen kassirt. Er machte viele Bewegungen, die von seiner Familie und von seinen Vertheidigern unterstützt wurden, und ward, noch vor Erdfnung des Feldzugs, in seinen Posten wieder eingesetzt. Man erhob die Billigkeit und noch mehr die Gütigkeit und Mäßigung des Königs. Ohne den Proceß von Grund aus zu untersuchen, glauben wir, daß dieses auf alle Fälle unrecht gehandelt war. Denn, war Herr de Jonsac würklich unschuldig, hatte er die Herzhaftigkeit, Treue und Geschicklichkeit bewiesen, die sein Platz erforderte, so war dies nicht genug; er mußte alsdann vielmehr auf dieselbe Art, wie er war verurtheilt worden, durch seine Pairs loßgesprochen werden, und man mußte den Schimpf, der ihm angethan worden, nun auf seine Richter fallen laßen. War er aber würklich schuldig, so mußte dieser strenge Ausspruch in seiner Kraft bleiben, der nur selten gethan und bey einer Nation immer nothwendiger wird, die beständig geneigt ist, von der strengen Zucht nachzulaßen, und mit Unglücklichen Mitleyden zu haben, wenn dieselben auch gegen sie selbst meineydig gehandelt haben, ob sie gleich vorher durch ihr Geschrey und durch ihre Wuth die Rache aufgefordert hat. 1745.

Es ist etwas gewöhnliches bey der Französischen Regierung, die eben so sanft ist, als die Sitten der Nation, daß sie sich mit einer leichten Ungnade begnügt in Fällen, wo andere Staaten ihre Generals in Ketten und Banden werfen oder ihnen den Kopf vor die Füße legen laßen. Allein selbst diese leichte Ungnade, nehmlich die Verbannung, da diese eine Beraubung eines Theils der Freyheit ist, kann eigentlich von dem Landesherrn nicht verfügt werden, bevor derjenige, auf den sie fallen soll, nicht gesetzmäßig verurtheilt worden; und wenn dies geschehen, und der Souverain je begnadigen kann, so muß das

doch

1745. doch niemals wider das Interesse des Staats geschehen, noch weniger das Schicksal desselben von neuem einem General anvertraut werden, der als ein Verräther, oder unnützer, oder nachläßiger Diener des Staats, befunden worden.

Voltaire behauptet, daß die Billigkeit verlange, daß die Ehre und das Leben eines Generals nicht von einem übeln Ausgange eines Vorfalls im Kriege abhänge. Und dies ist auch allerdings nicht unsre Meynung. Er fügt hinzu, daß es grausam ist, einen Mann zu bestrafen, der alles gethan hat, was seine Einsichten ihm zu thun erlaubten. Freylich, wenn er sich für unfähig erklärt hat, die Ehre anzunehmen, die man ihm durch Anvertrauung eines solchen Posten erweisen wollte, wenn er ihn ausgeschlagen und nur den wiederhohlten und dringenden Befehlen; oder auch einem blinden von Vaterlandsliebe angespornten Eifer, nachgegeben hat — welcher Fall in andern Staaten Statt haben kann, aber in Frankreich niemals. Denn da wird alles durch Kniffe, Ränke und heimliche Betreibungen gemacht, und derjenige, der sich selbst für den würdigsten erklärt, und durch sein und seiner Freunde wiederhohltes Versichern und Geschrey endlich Glauben gefunden hat, nicht aber der, den das Publikum für den würdigsten erkannt hat, trägt den Posten davon. Es ist also in Frankreich nöthiger, als irgendwo, an einem solchen Verwegnen ein Exempel zu statuiren, um diejenigen abzuschrecken, die bey eben so weniger Fähigkeit, mit Hülfe guter Vorsprache, eben so viel Dreistigkeit haben könnten.

Zur Führung des Kriegs sind zwo Sachen vor allen andern nöthig, nehmlich Menschen und Geld. Man fieng in Frankreich schon an, zu merken, daß es an beyden zu mangeln begann. Es wird durchgängig versichert, daß im Konseil ein leichtes Mittel vorgeschlagen worden, beydes anzuschaffen, wenn man nehmlich die freye Uebung der protestantischen Religion im Königreiche nachgäbe, oder wenigstens einen Theil der Widerrufung des Edickts von Nantes

tes aufhöbe. Ein solcher Rath, an solchem Ort gegeben, ist der erste Zeitpunkt, da man merkt, daß die Philosophie ihren Einfluß auf alle Stände des Staats verbreitet, und Sachen ins Licht setzt, wovon man dieselbe bisher sorgfältig abgehalten hatte. Montesquieu hat durch seine Persianische Briefe zuerst diese Veränderung bewürkt. Wir verstehn unter Philosophie die Dreistigkeit, sich in dogmatischen Materien über alle Vorurtheile hinauszusetzen, um nur der Vernunft Gehör zu geben, und in der praktischen Tugend die allgemeine Menschenliebe überall zum Grunde zu legen. Diese beyde Schutzgöttinnen des Menschen waren in diesem Falle mit der Staatsklugheit vollkommen einig. 1745.

Wie groß und volkreich Frankreich auch ist, so hatte doch der mannigfaltige Verlust, den es in dem viertehalb Kriegesjahren erlitten, ungemein viel Menschen weggerafft. Die neue Rekrutirung hatte man nur mit großen Schwierigkeiten bewerkstelligen können, weil man, statt junger lediger Leute, Ehemänner hatte unter das Gewehr stecken müssen, die schon seit einigen Jahren verheyrathet waren. Die Leute, die die Provinzen stellen mußten, waren fast alle unter dem Maaß, zu jung zum Dienst und so schwach, daß viele gestorben waren, ehe sie die Regimenter oder Garnisons erreichten, für welche sie bestimmt waren. Die alten Regimenter waren geschmolzen, und nichts davon mehr übrig, als die Nahmen. Kaum waren bey jedem noch hundert Mann die einem Feldzuge beygewohnt hätten, und fähig waren, die Rekruten im Exerciren, in der Kriegszucht und in Feld- und Schanzarbeiten zu unterrichten, und ihnen dasjenige beyzubringen, was man den Geist des Regiments (*l'esprit du corps*) zu benennen pflegt. Es hatte allen Anschein, daß der Krieg noch lange dauern und überaus blutig seyn würde. Auf die neugeworbenen Soldaten konnte man nicht eher rechnen, als bis sie drey Jahre in Besatzungen gedient hatten. Indessen mußten doch die Regimenter vollzählig gemacht, und die Plätze

1745. derjenigen ersetzt werden, die jährlich zum Dienst im Felde aus den Besatzungen ausgehoben wurden. Die Bauern, aus denen die Rekruten ausgehoben werden, wurden dünne in den Dörfern; die Unmöglichkeit, die Steuern und Gaben aufzubringen und Mangel und Elend hatten seit einigen Jahren viele aus ihren Dörfern von ihrem Ackerbau weg und sogar außer Landes getrieben, woraus nothwendig eine Verminderung der Königlichen Einkünfte entstehen mußte. Es war wesentlich nothwendig, allen diesen Uebeln aufs geschwindeste abzuhelfen, und hierzu war zuverläßig dieses das beste Mittel, daß man neue Einwohner herbey zu schaffen suchte, die eine neue Hülfsquelle abgeben konnten, woraus der Staat sowohl an Menschen als an Abgaben zu den öffentlichen Lasten einen Beytrag schöpfen konnte. Der Natur nach gebührte hierinn denen der Vorzug, die durch ihre Geburt, oder wenigstens von ihren Eltern her, am Vaterlande Theil hatten, und in ihrem Herzen die Liebe zu demselben trugen, die, wie es scheint, jedem Menschen angebohren ist, und den geheimen Zug hervorbringt, von dem jedes Kind sich zu dem Lande seiner Väter hingezogen fühlt. Die Protestanten, überhaupt genommen, hatten alle diese Eigenschaften; ja, was noch mehr ist, ihr Aufenthalt in fremden Ländern hatte sie fleißiger und erfindsamer, im Handel geschickter, wohlhabender, und selbst auch biegsamer, mithin ganz eigentlich fähig gemacht, ein Land in Flor und Aufnahme zu bringen. Ueber das alles war es ein Werk der Gerechtigkeit, das Ungemach, dem sie zum Opfer geworden waren, durch ihre Zurückberufung in das Vaterland wieder gut zu machen. Man erhielt dadurch den doppelten Nutzen, daß man theils dem Könige zu neuen Unterthanen verhalf und theils solche den benachbarten Mächten, die dadurch reich geworden waren, hauptsächlich England und Holland, den dermaligen Feinden Frankreichs, entwandte.

Es waren für die Erlaßung des vorgeschlagenen Edicts noch mehrere Gründe vorhanden. Auch selbst in

in Rücksicht auf die ausgewanderten Franzosen, die nicht zurückkommen mögten, war es immer vortheilhaft, den Haß derselben gegen ein Stiefvaterland, das sie so grausam behandelt hatte, auszulöschen, oder wenigstens zu vermindern, im Fall man einen Einfall entweder in England für den Prätendenten, oder in den vereinigten Niederlanden für Frankreich, versuchen wollte. Die Klugheit erforderte endlich auch, sich diejenigen von den Protestanten zu Freunden zu machen, die in Frankreich zurückgeblieben oder versteckt waren, die Frankreich nichts Gutes wünschten, und, da sich ihre Anzahl auf einige Millionen belief, von Frankreichs Feinden unter der Hand aufgewiegelt worden, und Aufstand und Unruhen, auch wohl gar einen bürgerlichen Krieg erregen konnten. 1745.

Diese wichtige Betrachtungen konnten gegen die Furcht der Klerisey nicht durchdringen, deren schwärmerischen Eifer man damahls für noch gefährlicher und fürchterlicher ansahe. Ein solcher Entwurf mußte öfter, als einmahl, zum Vorschlag kommen, und es war schon genug, daß man es hatte wagen dürfen, ihn vorzuschlagen. Nachher wiederhohlte man denselben zu Anfang des Kriegs von 1750 und, während des jetzigen Kriegs, war der Augenblick schon vorhanden, da er ausgeführt werden sollte, allein der glückliche Tag ist noch nicht erschienen *).

Eine sonderbare Begebenheit, die sich damals zutrug, und die, ob sie gleich füglich die bloße Würkung einer zu großen Unvorsichtigkeit von der einen Seite, und einer ungewöhnlichen Dreistigkeit von der andern Seite seyn konnte, dennoch den Staatsklüglern, die bey jedem Vorfall feinversteckte Triebräder voraussetzen, ein weites Feld zu allerhand Grübeleyen

*) Es ist oben schon in einer Anmerkung gesagt worden, daß das Parlament selbst um die gesetzmäßige Einrichtung des Zustandes der Protestanten in Frankreich anhielt, es ward demselben aber angedeutet, sich dergleichen Vorsprache, bis auf weitere Verfügung, zu enthalten.

1745. beleyen eröfnete, war die Aufhebung und Entführung des Marschalls de Belle-isle und seines Bruders. Nachdem die Französische Armeen die Winterquartiere bezogen hatten, reisten diese Beyde, anstatt nach Paris zu kommen, mit einem zahlreichen Gefolge ab. Man sagt, daß dem ersten einige Unterhandlungen mit den Nordischen Mächten aufgetragen worden, welche sich auf das Frankfurter Bündniß bezogen. Zuerst begaben sie sich zum Kayser; als sie von da nach Berlin durch ein kleines zum Kurfürstenthum Hannover gehöriges Gebiet reisten, wurden sie bey Elbingerode angehalten und nach England gebracht, wo man dieselben bis zum August 1745 behielt. Was war der Endzweck ihrer Sendung? War ihre Verhaftnehmung rechtmäßig? Wie kam es, daß man nicht mit so viel Nachdruck, als man wohl sollte, auf ihre Erlaßung drang? War dies etwa eine im Verborgenen gemeinschaftlich gemischte Karte? . . . Alle diese Fragen wurden damals aufgeworfen, und darüber gekannengießert. Eine nähere Beleuchtung der dabey vorkommenden Umstände kann nicht anders als lehrreich und angenehm seyn.

20. Decbr. 1744.

Man sagte damals, der Marschall de Belle-isle wäre auf der Reise nach Berlin gewesen, um die Operationen des künftigen Feldzugs mit dem Könige von Preußen abzureden. Man hätte denselben zu diesem Geschäfte vorzüglich gewählt, weil dieser Krieg gewissermaßen sein Werk und also seine Ehre dabey interessirt war, Frankreich aus demselben mit Ruhm wieder heraus zu helfen; und weil ihn wie wir schon oben erzählt haben, gedachter Monarch, dessen Unwille beygelegt und dessen Besorgnisse gehoben werden mußten, kannte und hochschätzte. Der König von Preußen beschwerte sich würklich darüber, daß man den doppelten Fehler begangen, und den Prinzen Karl nicht allein geruhig über den Rhein gehn laßen, sondern auch denselben wenigstens nicht einmahl auf seinem Marsch nach Prag verfolgt und zwischen zwey Feuer gebracht hätte. Dadurch hätte die Oesterreichische Armee aufgerieben, oder der seinigen

nigen wenigstens so viel Luft gemacht werden können, daß sie, anstatt den Rückweg suchen zu müssen, vielmehr ihre schon gemachte Eroberungen hätte behaupten und noch auf neue ausgehn können. Es war bekannt, daß der König von Preußen zwar seine Tracktaten aufs pünktlichste erfüllte, aber auch sehr leicht bey der ersten Ursach dieselben aufhob, sobald sie nicht zu seinem Vortheil ausschlugen, und man befürchtete schon, daß er dieses Bündnisses überdrüßig wäre. Seine schleunige Abreise zur Armee, und daß er Berlin gerade zu der Zeit verließ, da sich der Marschall de Belle-isle dahin auf den Weg gemacht hatte, dessen Reise überall öffentlich bekannt war, gab Anlaß zu glauben, daß er sich in keine Konferenzen einlaßen wollte und verdoppelte die Furcht für seinem Abfall. 1745.

Dem sey nun, wie ihm wolle, genug, der Französische Minister ward in Verhaft genommen, weil er keinen Reisepaß hate, und weil sein König, wie man vorwendete, dem Könige von England, in dessen Kurfürstenthume er sich betreten laßen, den Krieg angekündigt hatte. Der König von Preußen hat aber in allen diesen Ländern, zur Bequemlichkeit seiner Staaten, Postämter, die, Kraft einer Konvention zwischen den deutschen Fürsten, immer für neutral und unverletzlich gehalten werden. Ueberdies war der Herzog de Belle-isle noch dazu ein Reichsfürst, der an den Kayser und den König von Preussen abgesandt war. Dieser Streich beleidigte also zugleich das Völkerrecht, die Vorrechte der Gesandten und die deutsche Reichsverfassung. In vorigen Zeiten wäre der Kurfürst von Hannover, wegen einer solchen Beschimpfung des Reichsoberhaupts in Person eines an Se. Kayserliche Majestät abgesandten Ministers, da der König George mit diesem Oberhaupte nicht in Krieg befangen war, zuverläßig selbst in die Reichsacht erklärt worden. Eben so wenig war derselbe mit dem Könige von Preußen in Krieg verwickelt; dieser schien aber die Beleidigung, die ihn doch zum Theil mit betraf, nicht so übel aufzuneh-

zunehmen, als er wohl gesollt hätte. Karl der VII.
1745. konnte eine ihm mittelbar zugefügte Beleidigung nicht ahnden, da er soviel andere persönliche eigentlich hätte bestrafen müssen, aus Mangel der Macht aber sich bloß darüber beschweren konnte. Kurz, Frankreich gieng bey dieser Gelegenheit nicht mit dem Nachdruck zu Werke, den die Wichtigkeit dieser Beschwerde erforderte. Es erbot sich sogar, den Marschall als einen Kriegsgefangenen zu betrachten, und für ihn und seinen Bruder die Ranzion zu bezahlen. Nach dem zu Frankfurt zwischen beyden Höfen vollzogenen Kartel vom 18ten Junius 1743 sollten funfzig tausend Livres zum Lösegeld für einen Marschall bezahlt werden. Der Englische Minister lehnte dieses angelegentliche Gesuch mittelst einer neuen Beleidigung ab. Er erklärte nehmlich, daß er die Herrn de Belle-ile als Staatsgefangene betrachtete; ein höflicher Ausdruck, um sie nicht geradezu für Spions zu erklären! Ohne alle Wahrscheinlichkeit war der Vorwurf wenigstens nicht. Denn zuvörderst schien es widersinnig, daß diese Unterhändler, um in das Kurfürstenthum Brandenburg zu kommen, nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern lieber durch das Charfürstenthum Hannover, reisen wollten, und dann, daß sie sich auf diesen Fall nicht mit Reisepässen versehn hatten, welches den Endzweck voraus setzte, ihre Reise geheim zu halten. Man argwohnte, daß sie selbst untersuchen wollten, ob es nicht möglich sey, die in Maynzischen und Cöllnischen liegende Französische Armee in dieses Kurfürstenthum eindringen zu laßen, wenn man dieselbe über die Berge hereinführte, die zwar unwegsam und schwer zu passiren, aber doch nicht unersteiglich, waren. Dieser Argwohn war so unwahrscheinlich nicht, da diese Berge, die die Einwohner für eine hinlängliche Vormauer halten, weder besetzt noch befestigt waren, und der Marschall diese Gegenden mit seinem ganzen Gefolge durchreiste, in welchem, wie man versichert, verschiedene sehr geschickte Officiers waren, die ganz wohl eine genaue Karte von der

Gegend

Gegend aufnehmen konnten. Der Umstand, daß diese Gefangene nach London gebracht, daselbst sehr gut gehalten wurden, und sich dort so lange aufhielten, gab endlich auch noch zu einer letzten noch weiter hergehohlten Muthmaßung Anlaß. Man glaubte nehmlich, daß diese Verhaftnehmung vorher abgeredet wäre, damit der König von England, durch ein so einfaches und natürliches Mittel, einen Agenten bey sich haben mögte, der gleich in Unterhandlungen treten könnte, es mögte nun auf einen Generalfrieden, oder auf einen Specialtracktat, angesehen seyn. 1745.

Wenn man auch diesen lächerlichen Endzweck heimlicher Unterhandlungen voraussetzen wollte, so hätten dieselben doch bald unnütz werden, oder einen andern Gegenstand betreffen müssen, weil der Tod des Kaysers der Staatskunst der Kabinetter eine ganz andere Richtung gab. Dieser Fürst, bey dem sich das Unglück nur erst mit seiner höhern Würde eingefunden hatte, war zwar wieder in der Hauptstadt seines Kurfürstenthums angekommen, mußte aber jeden Augenblick befürchten, wieder aus derselben vertrieben zu werden. Der Verdruß, ein beständiger Ball des Glücks zu seyn, sein Gram und seine Krankheiten warfen ihn im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters darnieder. Er hatte Podagra und Steinschmerzen; Magen, Lungen und Leber waren brandigt; dabey hatte er Steine in den Nieren und ein Fleischgewächs im Herzen. Nach dem Urtheil der Aerzte mußte er seit langer Zeit keinen Augenblick ohne Schmerzen gewesen seyn. Alle diese Krankheiten hatte Frankreich demselben zugleich mit der Kayserkrone gegeben. Seine Größe war nur ein bloßer Theaterzierrath und sein Leichenprunk sogar eine Verhöhnung. 20. Jan.

Der Körper dieses unglücklichen Fürsten, sagt **Voltaire**, ward in altspanischer Tracht zur Schau ausgestellt, weil **Karl der V.** diese Mode eingeführt hatte, obgleich nach demselben kein einziger Kayser mehr ein Spanier gewesen, und **Karl der VII.** mit

1745. dieser Nation nicht das geringste gemein hatte. Er ward mit den im Reiche gewöhnlichen Ceremonien begraben, und in diesem Gepränge menschlicher Eitelkeit und menschlichen Elends die Weltkugel vor demjenigen hergetragen, der in dem kurzen Zeitlauf seiner Regierung nicht einmahl eine kleine wüste Provinz besessen hatte. Ja, in den Rescripten, die der junge Kurfürst, sein Sohn, ausgehn ließ, legte man ihm den Titel: **Unüberwindlichster** bey, den ein altes Herkommen mit der Kayserwürde verbunden hat, und der hier bloß dazu diente, die Unwichtigkeit dessen, der ihn getragen hatte, fühlbarer und folglich denselben lächerlicher zu machen.

Der Nutzen aller Unterhandlungen und Anstrengungen, die Frankreich seit vier Jahren zum Besten Karl des VII. unternommen hatte, sank nun mit demselben in die Grube. Alles war nun um so gewisser vergeblich angewandt, je weniger Hoffnung vorhanden war, daß der siebzehnjährige Sohn des Verstorbenen zur Kayserkrone gelangen würde. Durch sein Betragen schien er indessen würdiger, als sein Vater. Ohne sich von dem für einen jungen Prinzen so verführerischen Blendwerk der Hoheit und Größe täuschen zu laßen, war er klüglich bedacht, sein Kurfürstenthum zu erhalten, und seinen Unterthanen den Frieden wieder zu geben. Er glaubte, einem Wohlthäter keine Erkenntlichkeit schuldig zu seyn, der ihm lauter Unheil zugewandt hatte, und, ohne zu untersuchen, ob die seinem Hause bezeigte Zuneigung aus reinen Quellen floß, oder nicht, hielt er es für seine vornehmste Pflicht, das Ungemach des Kriegs von seinem Staat zu entfernen und an dem Glück seiner Unterthanen zu arbeiten. Man hat behauptet, daß der Graf von Seckendorf, der seine Armee kommandirte, demselben die Neigung eingeflößt hatte, sich mit dem Hause Oesterreich auszusöhnen, und das dieser geldgierige General, bey dem das goldene Geschirr seines verstorbenen Herrn verpfändet stand, nachdem er ungeheure Summen von Frankreich gezogen und immer noch mehrere gefordert

fordert hatte, mißvergnügt war, daß ihm solche ver- 1745.
weigert worden. Hätte aber der junge Kurfürst nicht so viel Mäßigung und Liebe zum Frieden gehabt, so würde er diesen Rath von der Hand gewiesen und sich den Leitungen und den glänzenden Anerbietungen des Französischen Hofes überlaßen haben. Dieser fuhr fort, die Bayerschen Truppen zu besolden, und schickte ihm sechs tausend Hessen, drey tausend Pfälzer und seine Deutsche Regimenter, die er gleichfalls besoldete. Indessen konnte diese Hülfe den neuen Kurfürsten gleich bey dem Antritt seiner Regierung nicht von der Demüthigung befreyen, die sein Vater so oft hatte erfahren müssen; er mußte nehmlich aus seiner Hauptstadt flüchten. Secken- April.
dorf hatte das vorausgesehn; er schrieb dem Bayerschen General Törring unter dem 24. März.

„Der glückliche Fortgang am Rhein, womit „man sich so sehr schmeichelt, wird Bayern nicht ret„ten. Dies Land scheint zur völligen Verwüstung „bestimmt zu seyn, wenn man nicht ein Mittel aus„fündig macht dasselbe durch einen gütlichen Vergleich, „so gut, wie er in den Umständen möglich ist, zu „retten."

Der Gevollmächtigte Ludewig des XV. in Bayern, Marquis de Chavigny konnte mit aller seiner Vorsichtigkeit, Geschicklichkeit und Klugheit den Streich nicht abwenden. Man muß glauben, daß vor Unterzeichnung des öffentlichen Tracktats von Fuessen zwischen dem Kurfürsten und der Königinn von Ungarn vom 22. April, schon ein Präliminarvergleich vom 15. vorhanden gewesen, kraft dessen der erste seinen Truppen, die den Eingang zu seinen Staaten deckten, den Befehl gab, sich nach München zu ziehen. Dieser Vorfall bekam dadurch das Ansehen einer Verrätherey, daß die Truppen den erwehnten Befehl vollzogen, ohne den Herrn de Segur, der die Französischen Truppen zu Pfaffenhoven kommandirte, im geringsten davon zu benachrichtigen. Dieser hatte nur fünftausend Mann; er ward von funfzehntausend Oesterreichern, unter Commando des

1745. Grafen von Bathiany, angegriffen. Er wehrte sich ungemein tapfer, schlug sich, während seines Zurückzuges, drey ganze Tage mit dem Feinde, zog sich immer von einer Anhöhe zur andern, tödtete dem Feinde überaus viel Leute, verlor selbst nur sehr wenig, und kam glücklich nach Donauwerth. Der Marquis de Rupelmonde, ein eben so geschickter Officier, als gelehrter Philosoph, und ein sehr liebenswürdiger Mann, blieb in diesem so langen und ungleichen Gefechte. Es war niemand bey ihm, als sein Adjutant, da ihn die Flintenkugel traf, die ihm das Leben nahm. Laßen Sie mich sterben, sagt' er, und melden sie es eiligst dem Herrn de Segur, damit er die Arriergarde in Ordnung erhalte. Der Marquis de Crussol, der desselben Kommando übernahm, und der Ritter de la Mark, bewiesen so viel Klugheit und Unerschrockenheit, daß sie von ihrem Kollegen gerühmt und von dem Könige belohnt wurden.

Unterdessen hielt sich der junge Kurfürst zu Augsburg auf. Er gab dem Könige von seinem geschlossenen Tracktat Nachricht, kraft dessen er seinen Anforderungen an das Haus Oesterreich entsagte, sich zu einer unbedingten Neutralität anheischig machte, und versprach, die fremden Truppen aus seinen Staaten wegzuschaffen. Die Königinn, ihrer Seits, versprach, die ihrigen aus Bayern wegzuziehn, und that Verzicht auf die Schadloshaltung wegen der Kriegskosten, die sie anfänglich gefordert hatte.

Diese Parthey, die in der von fremder Gnade abhängenden Lage des Kurfürsten allerdings die beste war, die er nehmen konnte, mögte Ludewig der XV. selbst wohl nicht gemißbilligt haben, wenn er nur mehr Zutrauen zu diesem seinem Wohlthäter bewiesen, und denselben von seinem Entschluß benachrichtigt hätte. Der König sahe sich dadurch von einem Alliirten befreyt, der zu schwach war, um nicht lästig zu seyn, und den er ohne ungeheure Kosten nicht unterstützen, und ohne Schande nicht füglich verlaßen konnte. Uebrigens enthielt der Tracktat einige

einige geheime Artikel, die Frankreich wohl nicht gefallen konnten. Denn dieser Prinz versprach bey der ersten Kayserwahl dem Großherzog von Toscana seine Stimme, und handelte also der Staatsmaxime schnur gerade zuwider, um welche Frankreich so viel Blut und so viel Schätze verschwendet hatte. Um das Maaß der Undankbarkeit voll zu machen, versprach er am Ende gar, der Königinn von Ungarn Truppen zu geben, und, gleich den andern, Subsidien von England zu nehmen. So ergriff also, durch einen unglaublichen Wechsel, nach Verlauf zweyer Jahre, der Sohn die Waffen gegen einen Monarchen, der dem Vater desselben die Kayserkrone aufgesetzt hatte. Alles dieses ließ sich durch das Gesetz der Nothwendigkeit entschuldigen, welche öfters die kleinen Fürsten bey den besten Gesinnungen zwingt, meineydig zu seyn, weil sie nicht nach Willkühr handeln können. 1745.

Aller Vermuthung nach hätte ein Krieg, der deshalb unternommen war, um Karl den VII. auf den Kayserlichen Thron zu setzen, sich mit dem Tode desselben endigen müssen, hauptsächlich, da der Sohn auf diese Würde Verzicht that. Frankreich hatte aber, bey dem Abgange desselben, die Augen auf den König von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen geworfen, und die Maximen dieser Krone hatten sich dergestallt geändert, daß sie die Kayserkrone einem Monarchen anbot, der sich mit der Beute des Schwiegervaters von Ludewig den XV. bereichert, und den sie selbst lange Zeit als einen unrechtmäßigen Kronenträger betrachtet hatte, dessen Abfall sie schon einmahl in diesem nehmlichen Kriege erfahren müssen, und der sich noch ganz neuerlich mit ihrer Feindinn alliirt hatte. Würklich war zu Dresden den 8. Januar ein Defensivallianztracktat zwischen der Königinn von Ungarn, den Königen von Pohlen und England und der Republick Holland geschlossen, wodurch sich diese Mächte ihre Staaten wechselseitig garantirten, und die Truppenzahl festsetzten, die der König von Pohlen der Königinn von Ungarn 8. Jan.

zu

1745. zu Hülfe geben, nebst den Subsidien, den die übrigen Kontrahenten diesem Fürsten, zur Schadloshaltung für seine Kosten, bezahlen sollten. Diesen Monarchen suchte man nicht allein durch den Glanz der Kayserkrone zu verführen, sondern auch durch das Recht, welches dadurch seinem Hause wieder zufiel, auf einen Theil der Oesterreichschen Erbschaft Anspruch zu machen, um die er anfänglich mit gewaffneter Hand gestritten hatte. Das Feine bey diesen Vorschlägen bestand darinn, daß man denselben dadurch von seiner neuen Allianz abziehen, dem Könige von Preußen dadurch mehr Uebergewicht verschaffen und die Königinn von Ungarn zum Frieden zwingen wollte. Der Sächsische Minister ward das Netz gewahr, und hielt seinen Herrn ab, sich darinn zu fangen. Er führte demselben zu Gemüthe, daß er schwerlich die Pohlnische Krone behalten würde, wenn er nach der Kayserkrone griffe, weil diese Republick fürchten würde, an ihm ein zu mächtiges Oberhaupt zu haben, und weil die mehrsten Magnaten gut Oesterreichisch gesinnt wären. Er liefe alsdann Gefahr, einen schon erworbenen Thron zu verlieren, indem er hoffe, einen andern zu besteigen, von dem es noch gar nicht sicher wäre, ob er denselben vorzüglich vor dem Großherzog von Toskana davon tragen mögte. Ueberdies führte er demselben die Last einer solchen Würde in dem Beyspiel des Kurfürsten von Bayern zu Gemüthe; eine Last, unter welcher ein Fürst, der an und vor sich nicht sehr mächtig ist, nothwendig erliegen müßte, so daß von seiner neuen Größe, da sie durch eigne Macht nicht hinlänglich unterstützt werden könnte, für ihn nichts als Widerwille, Verdruß und Demüthigungen zu erwarten stünden.

Der König von Pohlen war nicht sonderlich ehrgeizig; Er überlegte also alle diese Betrachtungen mit kaltem Blut, und verwarf alle Vorschläge von Frankreich. Weit entfernt, nach der Kayserkrone zu streben, vereinigte er sich noch genauer mit der Königinn von Ungarn, und entschloß sich, dem Gemahl derselben bey der Kayserwahl seine Stimme

zu geben. Dies war die vierte Stimme, deren sich diese Fürstinn versichert hatte, denn eben war ihr auch die Stimme des Kurfürsten von Maynz versprochen, der die Versöhnung gemacht hatte. Der Marschall de Maillebois, um diesem letztern das Mißvergnügen seines Königs zu erkennen zugeben, hatte in dem Kurfürstenthume desselben die Festung Königstein weggenommen. 1745.

Diese Rache war ziemlich unnütz. Frankreich sollte nun bald einen Alliirten verlieren, der das Uebergewicht mit sich wegnahm, und Frankreich keine Hoffnung mehr übrig ließ, das Joch des Oesterreichischen Hauses von dem Nacken des deutschen Reichs abzuhalten. Dieser Alliirte konnte kein andrer seyn, als der König von Preußen, der in diesem Kriege seine Allianzen so oft veränderte, als sein Vortheil es erforderte. Da derselbe nach zween Siegen *) gegen die Oesterreicher, deren Schrecken er geworden war, keinen Vortheil dabey absahe, hatte er sich die Umstände zu Nutze machen wollen, um sich auf Kosten des Königs von Pohlen, und Kurfürsten von Sachsen zu entschädigen und einige Besitzungen dieses Feindes an sich zu bringen, der schwächer war, als er, und folglich das Bad bezahlen sollte. Er hatte ein Manifest gegen denselben herausgegeben, August
und eine Armee, unter Kommando des Fürsten von Anhalt-Dessau, in Sachsen einrücken laßen. Er selbst wollte sich von dem Prinzen Karl nicht entfernen, den er für einen seiner würdigen Feind hielt, und hatte sich also begnügt, einen seiner Generals gegen den König von Pohlen zu schicken, der, nachdem seine Truppen bey Kesselsdorf geschlagen worden, 15. Dec.
Dresden verlaßen hatte, und mit einem Theil der Königlichen Familie nach Prag geflüchtet war. Man sahe damals überall nichts, als geflüchtete Souverains. Der Winter war vor der Thür. Der König von

*) Der Sieg bey Hohenfriedberg in Schlesien über den Prinzen Karl von Lothringen, den 4. Junius 1745, und bey Prausnitz (Sorr) in Böhmen, den 30. September.

1745. von Preußen, der von dem Prinzen Karl nichts mehr zu befürchten hatte, hielt seine Gegenwart in Dresden für nöthig. Seine Majestät kam denselben Tag dort an, da der Kurfürst seine Residenz verlaßen hatte, und hob starke Kontributionen ein. Daselbst erfuhr er, daß die Kayserinn von Rußland sich des flüchtigen Königs annähme, und hielt daher für rathsam, sich den Vortheil seiner neuen Siege durch zween Tracktaten zu versichern, die in einigen Tagen
25. Dec. zu Dresden unterzeichnet wurden. In dem ersten trat der König von Pohlen dem Könige von Preußen alles ab, was vorher unter ihnen streitig war, und machte sich anheischig, demselben in der nächsten Leipziger Messe eine Million Reichsthaler zu bezahlen. In dem zweeten trat die Königinn von Ungarn diesem Monarchen Schlesien und die Grafschaft Glatz von neuem ab und versicherte ihm den Besitz davon aufs neue, und er garantirte seiner Seits, dieser Fürstinn alle ihre deutsche Staaten und gab seine Stimme zur Erwählung des Großherzogs zum Kayser. Der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen wurden mit in diesem Vergleich aufgenommen, und der König von England, als Urheber davon, garantirte die Vollziehung der Tracktaten.

Um den letzten Artikel des Tracktats zu verstehen, muß man wissen, daß der Großherzog von Toskana
13. Sept. von dem Kurfürsten von Maynz und von den Gesandten der Kurfürsten von Trier, Cölln, Böhmen, Bayern, Sachsen und Hannover zum Römischen
23. Sept. König und bald darauf zum Kayser erwählt war unter dem Nahmen Franz des I. obgleich der König von Preußen und der Kurfürst von der Pfalz dagegen protestirten, daß man der Kurfürstenstimme von Böhmen hierbey das Stimmrecht wieder eingeräumt hatte.

Zu Versailles hatte man diese Begebenheit voraus gesehen, und, auf die Weigerung des Königs von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen, würde Ludewig der XV. vielleicht von Stund' an, aus Neigung zum Frieden, seine Eigenliebe diesem allgemein

mein gewünschten Frieden aufgeofert, und der Erwählung des Großherzogs kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt haben, wenn seine Feinde nur nicht so viel Hartnäckigkeit und Erbitterung gezeigt hätten. England besonders, welches sich für die Königinn von Ungarn in so ungeheure Unkosten*) gesetzt und gar keine Hofnung hatte, jemals von dieser Fürstinn bezahlt zu werden, suchte sich zur See zu entschädigen. Es hofte die Seemacht von Frankrtich und Spanien auf lange Zeit zu Grunde zu richten, dadurch Meister des Handels zu werden und durch diesen nie versiegenden Kanal alle die Reichthümer mit Wucher wieder in das Land hereinfließen zu sehn, die es so freygebig verschwendet hatte und noch verschwendete, dadurch daß es eine Menge von Souverains in Sold hatte, die, unter dem mildern Nahmen der Subsidien, demselben würklich um Sold dienten und unter dem Nahmen seiner Alliirten eigentlich seine Sklaven waren. 1745.

Frankreich konnte sich nun auf nichts mehr verlaßen, als auf seine Waffen. Es beschloß, in Deutschland einen Vertheidigungskrieg zu führen, in Flandern und Italien aber den angreifenden Krieg fortzusetzen. Der erste am Rhein ward dem Prinzen de Conti aufgetragen. Dies war ein ganz andrer Krieg, als derjenige, den dieser Prinz in den Alpen geführt hatte und war seinem Temperament und seiner Jugendhitze gerade zuwider. Man hatte aber für nothwendig gehalten, dem Infanten Dom Philipp einen andern General an die Seite zu setzen, weil demselben ein Prinz von Französischem Geblüte, der zu eigensinnig und auch zu hitzig war, um mit dem langsamen und stolzen Wesen der Spanier übereinzustimmen, zuweilen hinderlich war; wenigstens scheint uns diese Ursach wahrscheinlicher, als die angebliche

*) Man versichert, daß England im Jahr 1744 zwo hundert und sechs und siebzig Millionen, neunmal hundert und sechszig tausend französische Livres ausgegeben habe, und daß die Ausgaben in den folgenden Jahren noch stärker geworden.

geblische Eifersucht des Königs, mit dem dieser Prinz
1745. eben so wenig stimmte. Er hatte den Auftrag, die
Oesterreicher zu beschäftigen, und dadurch zu verhin-
dern, daß dieselben dem Könige von Preußen nicht
mit gar zu überlegner Macht auf den Hals fielen.
Der Marschall de Maillebois kam an die Stelle
des Prinzen de Conti; man hielt ihn für geübter
in dieser Art, Krieg zu führen, als andre, weil er
sich darinn in Corsica vorzügliche Erfahrung erwor-
ben hatte.

Der König nahm es auf sich, in Flandern die
Eroberungen vollends persönlich zu Ende zu bringen,
die er in vorigem Jahre abgebrochen hatte, und mußte
dem Dauphin, der neuerlichen Vermählung dessel-
ben ungeachtet, das ihm in eben dem Jahre gethane
Versprechen halten, daß derselbe nehmlich ihn beglei-
ten sollte.

Der Kriegsminister hatte alle mögliche vorsichtige
Anstalten gemacht, daß des Königs Gegenwart
nicht fruchtlos seyn sollte. Ungeachtet des Verlustes
an Menschen, den Frankreich erlitten hatte, war die
Armee in Flandern doch, durch seine Veranstaltung,
die glänzendste und zahlreichste, die man je gesehen
hatte. Sie bestand aus hundert und sechs Batail-
lons und hundert und zwey und siebzig Eskadrons,
die alle vollzählig waren, nebst siebzehn Freykompa-
gnien. Um dieselbe vollzählig zu machen, hatte er die
10. April. Miliz marschiren laßen, und daraus sieben Regi-
menter gemacht, die, unter dem Nahmen der Kö-
niglichen Grenadiers, aus derselben ausgesucht
waren. Der Muth dieser Truppen und die Dienste,
so dieselben leisteten, rechtfertigten den Einfall, diese
Einrichtung vorzunehmen.

Der Marschall von Sachsen kommandirte diese
Armee und seine kriegerische Talente hatten sich schon
dergestalt entwickelt und ausgezeichnet, daß er das
größte Zutrauen verdiente; er war aber damals in ei-
ne Art von Abzehrung verfallen, und todtkrank. Als
er, bey seiner Abreise aus Paris befragt ward, wie
er das, bey seiner Schwachheit, auszuhalten gedachte?
gab

gab er zur Antwort: **Es ist jezt nicht die Rede von Leben, sondern von Marschiren.** Er hatte noch nichts von seiner Thätigkeit und von seinem Genie verlohren. Nachdem er die allirte Armee durch verschiedene Hin- und Hermärsche zweifelhaft gemacht und getäuscht hatte, war er vor Dornick gerückt, und belagerte dasselbe. Dies war die stärkste Gränzfestung, ein Meisterstück von Vauban. Sobald die Generalstaaten von der Gefahr Nachricht erhielten, die diesem Orte drohte, waren sie, ihrer großen Behutsamkeit ungeachtet, die ersten, die einen herzhaften Entschluß faßten. Sie schrieben an ihre Generals, daß man eine Schlacht wagen müßte. Gerade zu dieser Zeit traten der König und der Dauphin ihre Reise an. Es war rührend anzusehn, wie dieser Durchlauchtige Vater sich mit seinem einzigen Sohn den Vergnügungen des Hofes entriß. Die Aengstlichkeit in Paris war allgemein; man zitterte vor der Gefahr, in die sich zwey so theure Häupter begaben. Wenn diese nicht mehr vorhanden waren, fiel der Zepter in die Hände des Herzogs von Orleans, der damals unter den Mönchen von Sainte-Genevieve lebte und seine Hände betend zum Himmel empor hielt, unterdessen sich die andern schlugen. Er mogte wohl ein Heiliger seyn, aber man brauchte einen Helden. 1745.

Als der König den 7. May zu Douay angekommen war, erhielt er beym Schlafengehn einen Kourier von dem Marschall, der ihm meldete, daß die feindliche Armee anrückte, und bald im Gesicht seyn würde. **Meine Herren!** sagte der König zu seinen Adjutanten und Officiers, **ich will keine Zeit verlieren. Morgen früh um fünf Uhr breche ich auf; den Dauphin könen Sie schlafen laßen.**

Der Prinz, den man davon benachrichtigt hatte, fand sich des folgenden Tages fast zu gleicher Zeit mit dem Könige in dem Lager vor Dornik ein, und begleitete den König, als derselbe das Feld rekognoscirte, wo die Schlacht gehalten werden sollte. Die ganze Armee erhob ein Freudengeschrey, als sie Die-

1745. selben in der Militairuniform erblickte. Die Soldaten hatten den Dauphin noch nie gesehen. Er war schon groß und wohlgewachsen, von gesetztem Körper und fähig, die Ermüdungen eines Feldzuges auszuhalten. Er war von sehr gefälligem Ansehen, seine Gesichtsfarbe gesund und frisch und seine Augen voll Geist; eine edle Einfalt in seinem ganzen Wesen machte ihn bey den Truppen beliebt, deren Feldkamerad er nun geworden war. Er durfte sich nur zeigen, um ihre Zuneigung zu erwerben. Seine und des Königs Gegenwart erhöhte nur ihren Muth; sie wünschten nichts eifriger, als eine Schlacht. Ludewig der XV. seiner Seits, war nie so aufgeräumt gewesen. Den Abend vor dem Treffen sprach man von den Schlachten, die in Gegenwart von Königen gehalten worden. Der König sagte, daß seit der Schlacht bey Poitiers kein Französischer Monarch mit seinem Sohne zugleich gefochten, und keiner einen entscheidenden Sieg über die Engländer davon getragen hätte; er hoffte der erste zu seyn.

Dienstags den 11. May stand Ludewig der XV. sehr früh auf, und weckte selbst um vier Uhr den Kriegsminister, Grafen d'Argenson. Sie erfuhren bald, daß die Feinde, deren Lager nicht weit entfernt war, in Schlachtordnung vorrückten. Auf diese Nachricht giengen der König und der Dauphin auf der Calonner Brücke über die Schelde und erschienen an der Spitze der Armee bey Fontenoi. Als sie die Veranstaltungen des Marschalls in Augenschein genommen hatten, wurden sie von demselben ersucht, wieder über den Fluß zurück zu gehn; beyde aber wollten davon nichts hören, und nahmen ihren Platz dem feindlichen Feuer nahe genug, um an der Gefahr des Treffens Theil zu nehmen, jedoch mit Behutsamkeit, die ihr Rang erforderte. Der König wollte keine andre Bedeckung haben, als hundert und zwanzig Mann von der Compagnie von Charost, einen einzigen Gendarme, einen Chevau-leger und einen Mousketaire. Der Marschall de Noailles unterhielt sich mit dem Könige und dem Grafen

d'Argenson.

1745.

d'Argenson. Die Flügeladjutanten waren noch dieselbigen vom vorigen Jahre. Der Herzog de Villeroi war bey dem Könige, als Hauptmann seiner Leibwacht, und der Dauphin hatte seine Edelknaben bey sich.

Zu dem Zahlreichen Gefolge des Königs und des Dauphins kam noch eine Menge von Menschen allerley Standes hinzu, die dieser Tag herbey gezogen hatte, und wovon einige auf die Bäume kletterten, um eine Schlacht mit anzusehen.

Ob es gleich nicht eigentlich in unsern Plan gehört, dergleichen Auftritte umständlich zu beschreiben, so verbindet uns doch die Wichtigkeit des gegenwärtigen Vorfalls, der den Krieg entschied und durch Vorbereitung der Eroberung der Niederlande Frankreich wegen der übrigen Verluste entschädigte, uns etwas länger dabey zu verweilen; wiewohl mehr in der Absicht, die dabey vorkommende verschiedene Züge von Geschicklichkeit, Muth, Großmuth, Geistesgegenwart und Aufgeräumtheit, (denn die verläßt den Franzosen niemals,) zu sammeln, als tacktisch und politisch von diesem Tage zu urtheilen, über welchen die Augenzeugen selbst und die erfahrensten Theilnehmer nicht einerley Meynung sind. Gegen fünf Uhr hatten sich beyde Armeen im Gesicht. Der rechte Flügel der Französischen Armee erstreckte sich bis an das Dorf Antoin, der linke bis an den Wald von Barri; Fontenoi lag in der Mitte. Die Feinde formirten drey Korps; den rechten Flügel kommandirte der Graf von Königseck; den linken der Prinz von Waldeck; das Centrum der Herzog von Cumberland. Gegen sechs Uhr fiel feindlicher Seits ein Kanonenschuß, der gleichsam das Signal zum Treffen war. Da die Artillerie von beyden Seiten gleich gut bedient ward, so kanonirten sich beyde Armeen lange ohne Entscheidung, oder, besser zu sagen, mit gleichem Verlust. Jede Salve machte Lücken und deckte das Erdreich mit Leichen. Der Marschall von Sachsen, von seinen Adjutanten und dem Generalstaabe begleitet, visitirte alle Posten; er und sein

1745. Gefolge waren dem unaufhörlichen Feuer der Holländer ausgesetzt. Er verschwieg seinen Begleitern die Gefahr nicht, worinn sie schwebten: Meine Herren! sagte er, heut ist ihr Leben besonders nöthig.

Er glaubte eine Zeitlang, daß die Feinde es bey diesem verstellten Angriff würden bewenden laßen, und theilte diese Muthmaßung dem Marschall de Noailles mit. Er traute denselben einen geschicktern Plan zu, als sie würklich gemacht hatten. Denn er glaubte, sie würden die Französische Armee immer beunruhigen und in Athem halten, um durch diesen Kunstgriff die Einnahme von Dornick zu verzögern und vielleicht unmöglich zu machen. In der That war ihre Stellung so beschaffen, daß man sie mit Vortheil nicht angreifen, sie aber die belagerende Armee ohne Unterlaß beunruhigen konnten. Dies war auch die Meynung des alten Generals Königseck, der hitzige Muth des Herzogs von Cumberland aber, und das Selbstvertrauen der Engländer, nahm keinen Rath an.

Nach diesem blutigen Vorspiel setzten sich endlich die Allirten in Bewegung und rückten in schönster Ordnung vor. Sie machten Mine, die drey ihnen entgegenstehende Korps zu gleicher Zeit anzugreifen verdoppelten aber augenblicklich die Glieder, und stürmten auf das Centrum ein. Der Anfall war fürchterlich, man hatte denselben aber erwartet, und sie wurden nachdrücklich zurückgewiesen. Dieser Wuth ungeachtet hatte man das Treffen mit großer Höflichkeit und Kaltblütigkeit angefangen. Die Officiers hatten die Hüte gegen einander abgenommen und sich wechselseitig gegrüßt. Der Lord Hay, Kapitain der Englischen Garde, war vor die Fronte herausgetreten, und der Lieutenant der Französischen Grenadiergarde, Graf d'Anteroche, gieng demselben entgegen. Ihr Herren von der Französischen Garde! rief der Englische Kapitän, schießt doch! Nein, Milord! antwortete der andere, wir schießen niemals zu erst.

Da der Herzog von Cumberland sahe, daß dieser Angriff wenig fruchtete, änderte derselbe die Schlachtordnung und fiel den linken Flügel an. Das Gewehrfeuer nahm hier wieder seinen Anfang und dauerte von Seiten der Engländer lange Zeit in unverrückter Ordnung fort, da dieselben nehmlich Divisionsmäßig schossen, so daß immer eine Salve der andern folgte. Sie rückten langsam vor und hielten Tritt, wie beym Exerciren. Man sahe die Majors die Flintenläufe der im Anschlag liegenden Soldaten mit den Stöcken niederdrücken, damit dieselben niedriger und gerader schießen sollten. Die Franzosen verloren viel Leute. Der Herzog von Grammont, der zu seinem Nachtheil durch das Treffen bey Dettingen bekannt geworden, ward hier mit einer Kanonenkugel erschossen. Seinen ehemahligen Fehler machte er an diesem Tage wieder gut, ward allgemein bedauert und verdiente die Ehre, daß sein Sarg mit dem Marschallsstabe geziert ward. Des Morgens hatte ihm der Marschall de Noailles gesagt: **Kommen sie her, mein lieber Neffe! wir wollen uns an diesem Tage der Schlacht umarmen, vielleicht sehn wir uns nicht wieder.** Er empfieng den tödlichen Schuß mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit. **Nehmen Sie Sich in Acht!** rief ihm der Graf von Loewendahl zu, **Ihr Pferd ist erschossen.** — **Ich auch**, war seine Antwort. 1745.

Die Franzosen waren unvermerkt zurück gedrängt, und schon dreyhundert Schritt unterhalb Fontenoi. Diese Stellung ward dem Feinde, durch einen ungefehren Zufall, sehr nachtheilig, der dadurch zugleich dem Feuer der Schanzen im Busch von Barri, und der Batterien von Fontenoi, ausgesetzt war. Der Herzog von Cumberland machte hierauf das vortreflichste Manöver, das ihn zu einem der größten Feldherrn macht. Er ließ nehmlich das Hintertreffen von allen Seiten Fronte machen, so daß seine Armee, die schon vorne, des eingeschränkten Raums wegen, sich nicht ausbreiten konnte, ein langes Viereck machte, dessen eine Seite

1745. fortfahren sollte, den Französischen linken Flügel zu ängstigen, die andere die Schanzen im Busche von Barri angreifen, und die dritte gegen Fontenoi Stand halten sollte. Diese Veranstaltung glückte dem General über alle seine Erwartung. Es entstand daraus eine gedrungene Colonne, die wegen ihrer Dichtigkeit, und noch mehr wegen ihrer Tapferkeit, fast unerschütterlich war. Seine Truppen konnten mehr Schüsse thun und alle Kugeln trafen.

Unterdessen war der Marschall von Sachsen bald zu Pferde, bald zu Fuß und bald in einer Sänfte, weil er noch sehr krank war, überall, wo die Gefahr am größten war. Und hier wars, wo der Marschall de Noailles für einen ausländischen General, der noch dazu im Dienste jünger war, als er, sich selbst vergaß, alle Eifersucht im Kommando der Wohlfahrt des Staats aufopferte und bey dem Marschall von Sachsen Adjutantendienste that. Der erste sahe die Armee, wohin er blickte, Wunder der Tapferkeit verrichten, die aber zu nichts dienten, als den Französischen Verlust desto größer zu machen, denn wenn der Soldat ja vor dieser fürchterlichen Masse zurück weichen mußte, so wagte er einen neuen Angriff, ohne müde zu werden und immer vergeblich. Es wäre zu weitläuftig, alles Große und Heldenmüthige zu erzählen, so sich an diesem Tage zutrug. Der erste Generallieutenant der Armee, Herr de Luttaux eilte auf die Nachricht von der Gefahr, worinn sich das Haupttreffen befand, aus Fontenoi herbey, wo er gefährlich verwundet angekommen war. Sein Adjutant bat ihn inständigst, sich wenigstens erst verbinden zu laßen. **Des Königs Dienst**, rief jener, **ist mir theurer, als mein Leben.** Er ließ sich nicht eher zurückbringen, als bis er noch zwo tödliche Wunden bekommen hatte. Seine Gegenwart des Geistes im Kommandiren behielt er bis ans Ende, und als er unterwegs einige Soldaten vom Garderegiment erblickte, so sagte er zu denselben: **Geht, Kinder! und schließt euch an eure Cameraden an, die die Brücke von Calonne decken.**

Diese

Diese Brücke ward immer wichtiger, weil man schon darauf bedacht war, den König zum Rückzug zu bewegen, den er nicht anders, als über diese Brücke nehmen konnte. Sein Gefolge bat ihn inständigst, seine und des Dauphins Person in Sicherheit zu bringen. Sie waren zu Anfange des Treffens auf einer kleinen Anhöhe, die von den feindlichen Kanonen vollkommen bestrichen ward. Eine Kugel schlug vor dem Prinzen nieder. Schickt sie den Feinden zurück, rief ihm der Vater zu, ich mag nichts von ihnen haben. Auch das Musketenfeuer reichte dahin. Ein Bedienter des Grafen d'Argenson bekam, weit hinter dem Könige, eine Kugel vor die Stirn. Alles dieses wird in einem Briefe des Marquis d'Argenson an Voltaire sehr sinnreich und angenehm erzählt *). Der Brief des Dauphins an die Dauphine ist eben so merkwürdig wegen der Ausgeräumtheit, des einfachen Stils und der darinn herrschenden Bescheidenheit. Der Prinz spricht darinn bloß vom Könige und nicht eine Silbe von sich selber **). 1745.

Ludewig der XV. beobachtete alles mit großer Aufmerksamkeit von seiner Anhöhe, von der er alle Korps übersehen konnte. Er machte sehr scharfsinnige Bemerkungen, gab zufolge derselben seine Befehle und änderte einige Dispositions, jedoch immer mit der ihm eignen Zurückhaltung und nicht ohne Beystimmung des kommandirenden Generals. Er sagte, er wäre bey diesem Treffen gegenwärtig, um sich und seinen Sohn zu unterrichten. Dieselbe Unterwerfung des Willens bewog ihn, die Stelle zu verlaßen, wo er der Gefahr so sehr ausgesetzt war, und sich dem Dorfe Antoin zu nähern. Hier kam der Marquis de Meuse zu demselben, um ihn im Nahmen des Marschalls von Sachsen auf das drin-

 gendste

*) In den Beylagen zu dieser Geschichte am Ende dieses Bandes ist dieser Brief, den Voltaire unter seinen Papieren aufgehoben hat, unter Num. I. befindlich.

**) S. die Beylagen Num. II.

1745. gendste zu bitten, daß er über die Brücke zurückgehn mögte, wobey ihm der Marschall versprechen ließ, daß er alles mögliche thun wollte, um der Unordnung wieder abzuhelfen. Davon bin ich ohnedies überzeugt, sagte der König, aber ich will bleiben, wo ich bin. Unterdessen konnte der Dauphin seine aufwallende Hitze nicht mehr bändigen; er wollte an der Spitze der Königlichen Haustruppen in die Feinde einbrechen; er hatte schon den Degen gezogen und rief: Vorwärts! Kinder! wo bleibt der Ruhm der Nation? Man hielt ihn zurück und stellte ihm vor, daß sein Leben zu kostbar wäre. Ach! sagte er, am Tage der Schlacht ist nicht mein Leben, sondern nur das Leben des kommandirenden Generals kostbar.

Das Gemetzel dauerte fort. Die Regimenter rückten eins nach dem andern vor und wurden einzeln niedergehauen: Unter andern heftete eins derselben die Aufmerksamkeit des Marschalls von Sachsen auf sich. Er sahe nehmlich, daß ganze Glieder davon niederstürzten, ohne daß die übrigen im geringsten wichen und fragte, was das für ein trefflicher Haufe wäre? Man nannte ihm das Regiment des Vaisseaux, welches der Graf de Guerchi kommandirte, der einzige Officier davon, der nicht geblieben oder verwundet wäre. Das ist herrlich! rief er aus.

Der Feind, der schon den Sieg in Händen zu haben glaubte, erhob ein Freudengeschrey, das sich bis nach Dornick hören ließ. Die Besatzung, die der Schlacht von den Wällen zusahe, wollte die Niederlage der Belagerer vollkommen machen helfen und that einen Ausfall; aber die Miliz und Rekruten, die man zur Bedeckung der Laufgräben zurückgelassen hatte, thaten ihre Schuldigkeit so tapfer, daß jene mit Verlust zurückgeschlagen ward.

In diesem mißlichen und entscheidenden Augenblick ward beschlossen, die letzte Anstrengung zu versuchen und durch einen dreyfachen Angriff die Engländer zugleich von vorn und von den Seiten anzufallen.

1745.

fallen. Dadurch hofte man, der Lage der Sachen ein anderes Ansehn zu geben. Die Truppen zeigten so viel guten Willen, als wenn sie noch gar nicht gefochten hätten, und die Schlacht fieng also von neuem an. Nie haben sich zwo feindliche, von Rachsucht angetriebene, Armeen wüthender angefallen. Bey dieser Gelegenheit erwarben sich die Haustruppen des Königs, die noch nicht zum Angriff gekommen waren, einen unsterblichen Ruhm. Nach der vom Ritter Follard empfohlenen Methode, die Truppen, deren Nahme dem Feinde schon furchtbar ist, so lange als möglich, in der Entfernung zu halten, hatte der Marschall von Sachsen diese und die Karabiniers zur Reserve behalten. Das Beyspiel dieser frischen Truppen, deren Hitze durch die Unthätigkeit, worinn sie bisher hatten bleiben müßen, noch vermehrt worden war, machten die andern wieder muthig, die schon nachgelaßen hatten. Alle französische und fremde Regimenter, Kavallerie und Infanterie, stürzten mit neuem Ungestüm in die Feinde. Die unerschütterliche Kolonne machte gegen die drey Angriffe Front und hielt unerschrocken aus. Man machte ein schreckliches und beständiges Feuer auf dieselbe; das ihrige war ununterbrochen. Von beyden Seiten entstand ein abscheuliches Blutbad. Der Herzog von Cumberland versteckte seinen Verlust, der französische Verlust war sichtbar. Die Regimenter la Couronne, d'Aubeterre und Königsregiment standen hinter gehäuften Leichen, wie hinter Schanzen. Die allirte Armee unterstützte ihren ersten Fortgang durch neue Vortheile. Die Französischen Linien, die nicht sowohl durchbrochen, als vielmehr niedergestreckt waren, kamen an verschiedenen Orten in Unordnung. Unterdessen liefen noch einzelne Haufen, die sich von ihren Muth hinreißen ließen, auf dieses unüberwindliche Viereck Sturm, aber nichts war fähig, in dasselbe einzubrechen. Alle diese einzelne Angriffe waren unabgeredet, welches man falsche Angriffe zu nennen pflegt, und wobey alle Tapferkeit gegen Kriegszucht und Ordnung nichts auszurichten vermag.

 Man

1745. Man war nun mehr als jemals auf den Rückzug bedacht. Die um den König waren, hielten die Bataille für verloren. Man hatte keine Kanonenkugeln mehr, weder zu Fontenoi, noch in den Batterien im Busch von Barri. Die mehresten Kanoniers waren geblieben. Der Marschall von Sachsen hatte befohlen, den Posten von Antoin zu räumen, und trachtete bloß, einer totalen Niederlage vorzubeugen. Der Schrecken ergriff die Französischen Truppen. Eine Menge Reuter ward in voller Unordnung bis an den Ort hingesprengt, wo sich der König mit seinem Sohne befand. Beyde Prinzen wurden durch diesen auf sie loßrennenden Haufen von einander getrennt. Der König verzog keine Mine. Er war zwar betrübt, zeigte aber weder Unwillen noch Unruhe. Er erblickte etwa zwey hundert Reuter hinter sich zerstreut auf dem Wege nach Notre-Dame-aux-bois und sagte zu einem Chevau-leger: Reitet hin und sammelt die Leute in meinem Nahmen und führt sie wieder zurück! Dieser Chevau-leger hieß de Jony; er gehorchte und führte jene zurück. Er glaubte nichts gethan zu haben, als seine Schuldigkeit, und man mußte denselben, nach erfochtnem Siege, aufsuchen, um ihn zu belohnen.

Es ward ein ziemlich tumultuarischer Kriegsrath bey dem Könige gehalten, den man im Nahmen des Vaterlandes beschwor, sich nicht länger der Gefahr auszusetzen. Er hielt immer das Widerspiel; denn er sahe ein, was seine Entfernung für üble Würkungen hervorbringen würde. In dem Augenblick kam der Marschall von Sachsen hinzu und der König sagte demselben den Gegenstand der Berathschlagung. Wer ist der Feigherzige *), rief er, der Eurer Majestät diesen Rath giebt? Vor der Schlacht, war es auch mein Rath. Jetzt aber ist es zu spät, und die Umstände sind auch so verzweifelt nicht. Bald nachher kam der Herzog de Richelieu; er brachte

*) Er bediente sich eines noch weit stärkern Ausdrucks: Wer ist der H . . . .? u. s. w.

brachte für die Verzagenden einen Muth mit; denn er meldete dem Könige, daß frische Kanonenkugeln angekommen wären, und daß sich Fontenoi noch hielte; er versicherte, daß er jetzt eben die feindliche Kolonne rekognoscirt hätte, und daß man dieselbe durch einige Kanonen füglich in Unordnung bringen könnte. Der Einfall, den der Herzog für den seinigen ausgab, kam von einem Subalternofficier von der Artillerie. Zum Glück standen daselbst vier Kanonen bey der Hand, die zur Deckung des Rückzuges bestimmt waren. Ludewig der XV. nahm den Rath seines Lieblings mit Freuden an, und befahl dem Herzog de Pecquigny, diese vier Stücke auf den Feind richten zu laßen. Der Herzog eilt dahin, man sagt ihm dagegen, wozu diese Kanonen bestimmt sind: **Ey was Rückzug**, sagt er, **der König befiehlt, daß diese Kanonen zum Siege dienen sollen.** Sie werden also augenblicklich gerichtet und auf die feindliche Armee loßgefeuert, die schon das Französische Schlachtfeld in Händen zu haben glaubte und ganz nahe vorgerückt war. Man feuert Schuß auf Schuß. Die Gewißheit, augenblicklich erschossen zu werden, hält die Soldaten ab, in die Lücken zu treten, die von diesem Kanonenfeuer entstehn. Diese bisher undurchdringliche Kolonne läßt also einige Oeffnungen sehn. Die Königlichen Haustruppen nutzen die Gelegenheit und brechen ein; die Gensd'armes und Karabiniers erweitern die Lücken; die übrigen Regimenter folgen, da sie durch diesen guten Fortgang wieder Muth bekommen. Die Haufen, die von den andern Seiten zum Angriff kommandirt werden, werfen sich auf die Linien, die sie hin und wieder durchbrechen. Man hört auf zu feuern und kömmt ins Handgemenge. Der Kampf wird gräßlich und die Verwirrung so groß, daß die Karabiniers die Irrländer von der Französischen Armee für Engländer ansehn, weil die Uniformen ähnlich sind, und dieselben zwingen: **Es lebe Frankreich!** zu rufen, nachdem sie unglücklicher Weise schon einige davon zu Boden gestreckt. Da die Kolonne einmal gebrochen

1745.

brochen war, so wich nun alles, und trennte sich.
1745. Mann gegen Mann konnte der Feind den Französischen Ungestüm nicht länger aushalten. Der Soldat, über den langen Widerstand aufgebracht, gab kein Quartier und hieb ohn' Erbarmen alles in die Pfanne, was ihm vorkam. Diejenigen, die dem Säbel des Fußvolks entgiengen, wurden von der Reuterey aufgerieben. Die Pferde, voll Blut bis an die Brust, konnten über die gehäuften Leichen kaum wegklettern, die die ganze Ebene bedeckten. Das sonderbarste ist, daß die Armee, die vor wenig Stunden so unerschrocken kämpfte, nun in einem Augenblick das Feld räumte, und sich aus dem Gesichte verlohr. Es schien, als hätte man gegen bezauberte Legionen gefochten, die sich nach Gefallen sichtbar und unsichtbar machen können, denn in sieben bis acht Minuten war alles vorbey. Die Franzosen erstaunen, überall nichts vor sich zu sehn, als Franzosen, sie schöpfen endlich Athem und genießen die Freude über einen so lange streitig gemachten Sieg.

Ein jeder fällte nun sein Urtheil über die Ursach des Sieges, je nachdem sie ihm einleuchtete. Die einen schrieben ihn der Gegenwart des Königs und des Dauphins zu; die andern, der Geschicklichkeit des Marschalls von Sachsen; jene dem muthigen Angriffe der Königlichen Haustruppen; diese dem Einfalle des Herzogs de Richelieu; die letzten endlich der Herzhaftigkeit der Französischen Truppen, die sich durch nichts erschüttern ließ. Alle diese verschiedene Umstände trugen allerdings das ihrige bey, das meiste aber hatte man den Fehlern des Feindes zu danken. Der erste davon war, daß sie sich Fontenoi und die Schanze im Busch von Barri in Rücken gelaßen hatten, da sie doch die Kanonen gegen die Franzosen selbst hätten brauchen können, wenn sie beydes zu rechter Zeit wegnahmen. Der zweete, daß sie ohne Kavallerie so weit vorgedrungen waren. Der dritte, daß sie sich des Augenblicks nicht zu Nutze machten, und Fontenoi wegnahmen, als man von diesem Ort, aus Mangel an Kugeln, blind auf dieselben

selben feuerte. Der vierte endlich und unstreitig der wichtigste, daß die Holländer sich von dem ersten Zusammenstoß schrecken ließen und, anstatt den Posten von Antoin und die Redouten zwischen demselben und Fontenoi mit Gewalt wegzunehmen, und dadurch den Engländern die Hand zu bieten und dieselben zu unterstützen, unnütze Zuschauer bey diesem Gefechte abgaben. 1745.

Sobald das Schlachtfeld frey war, führte der König den Dauphin auf demselben umher, um ihm eben so viel Abscheu gegen den Krieg, auch den gerechtesten, beyzubringen, als er selbst dagegen hatte. Mit Schauer sah der junge Prinz in der Natur, was er bisher nur in der Geschichte gesehen hatte: Die Menschheit durch Menschenhände entweyht; ein weites Feld mit Menschenblut getränkt; von ihrem Körper getrennte und umher zerstreute Glieder; ganze Berge von Leichen, und tausend sterbende, die sich vergeblich bestrebten, sich unter denselben hervorzuarbeiten. Er erzählte, daß er Verwundete gefunden, die vergessen hätten, daß sie Feinde wären, um sich wechselseitig die Wunden zu verbinden, die sie einander selbst geschlagen hatten; andere, die sich vor dem nahen Tode gekrümmt und in ihrem Blute gewälzt hätten. Einige hoben noch ihr Haupt empor, nahmen die ihnen noch übrige wenige Lebenskräfte zusammen, um auszurufen: **Es lebe der König und der Durchlauchtigste Dauphin!** und hauchten mit dieser letzten Anstrengung ihrer Kräfte das Leben aus. Viele waren für das Heil ihrer Seele besorgt, beichteten Gott, in Ermangelung eines Priesters, und riefen sein Erbarmen an. Wohin er sich wandte, hörte er klägliches Seufzen oder knirschende Verzweiflung.

Bey diesem abscheulichen, für einen jungen Prinzen, der noch alle Empfindlichkeit des Herzens ungeschwächt besitzt, so erschütternden Schauspiel, ward der Dauphin gerührt. Der König, der es bemerkte, sagte zu ihm: **Lernt daraus, mein Sohn! wie theuer und schmerzhaft der Krieg ist! Der Monarch**

1745. narch hatte demselben schon gleich bey dem Anfange des Treffens eine ähnliche Lehre gegeben. Als sein erster Wundarzt, la Peyronie, ihm den Fall des Herzogs de Grammont meldete, rief der König seufzend aus: Ach! es wird heut noch so mancher fallen! Der Dauphin antwortete seinem Durchlauchtigen Vater bloß mit seinen Thränen. Man frug nun bey dem Könige an, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wollte? Wie die unsrigen, war seine Antwort, sie sind nun nicht mehr Feinde. Man pflegte dieselben auch würklich mit aller möglichen Sorgfalt. Ein großer Theil davon ward nach Ryssel geschickt, wo alle Klöster zu Lazarethen dienen mußten. Die Damen der Stadt verließen Putzrisch und Lustbarkeiten auf viele Tage, zerrissen ihre Hemden und pflückten Scharpie für die Verwundeten. Die Feinde vermißten gleich nach der Schlacht vierzehn tausend Mann; sechs tausend fanden sich aber noch denselben Abend wieder ein; sie verlohren vierzig Kanonen. Den Franzosen kam dieser Sieg auch theuer genug zu stehn. Jedes Regiment vermißte einen ansehnlichen Theil; einige waren gänzlich aufgerieben, und nichts davon übrig geblieben, als der Nahme. Verhältnißweise waren mehr Officiers geblieben und verwundet, als gemeine Soldaten, und um jedem die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, müßte man hier beynahe den gesammten Adel des ganzen Königreichs nahmentlich anführen.

Dornick ergab sich zehn Tage nach diesem Siege. Aus Erkenntlichkeit für die Dienste des Marschalls von Sachsen, der schon Ruhm, Ehrenstellen und Vermögen genug hatte, verwilligte der König demselben die Ehrenbezeigungen im Louvre, gab ihm auf Lebenszeit den Thiergarten und das Schloß Chambord und vermehrte seinen Gehalt jährlich mit vierzehn tausend Livres.

Diese Stadt, die ehedem Frankreich gehört hatte, dieses alte Erbgut der Französischen Könige, sah sich gern erobert, nicht sowohl aus Neigung für den Eroberer,

oderer, als vielmehr ihres eigenen Vortheils wegen. 1745.
Man weiß, wie verschwenderisch die Französischen Truppen, überall wo sie hinkommen, Geld verzehren; die Holländische Besatzung hingegen hatte alles, und sogar ihre Schue, aus Holland kommen laßen. Diese ganz wohl angebrachte Wirthlichkeit einer Nation, die die Einwohner dieser Stadt nicht als ihre Landsleute betrachtete, sondern daselbst nur, wie bey Fremden, Quartier hatte, mußte allerdings verursachen, daß die Einwohner an dem Französischen Aufwande mehr Gefallen fanden. Dornick erlebte bald ein Beyspiel davon in einem Auftritte, der seit dem ersten Feldzuge Ludewig des XIV. nicht wieder vorgekommen war. Die hohen Kollegia der Hauptstadt schickten Deputationen an den König, um denselben zu seinem Siege Glück zu wünschen. Diese kamen mit einem zahlreichen und der Größe ihres Auftrags angemessenen Gefolge an. Sie hatten zu Pontachin eine öffentliche Audienz, die den Fremden einen Begriff von der Größe des Monarchen in seinen einheimischen Geschäften beybringen konnte.

Zwischen dem Angriff der Stadt und dem Angriffe der Festung ward ein Waffenstillstand gemacht. Diese kapitulirte den 19. Junius. In den Feyertagen des Frohnleichnamfestes hielt der König mit seinem Sohne den Einzug in Dornik. Sie wohnten der Procession des Hochwürdigsten bey. Die Einwohner wurden durch diese Frömmigkeit erbaut, denn sie sind sehr abergläubig. Einer sagte zum andern: „Es ist kein Wunder, daß der Himmel einer Armee „beysteht, die so fromme Prinzen an ihrer Spitze „hat." Allein, der General, der sie kommandirte, hörte keine Messe, glaubte nur wenig und war eben damals ein Opfer seiner Ausschweifungen. Der Monarch, dessen Frömmigkeit und Andacht sie so sehr bewunderten, lebte in doppeltem Ehebruch. Ohne in die Rathschlüsse der Vorsehung eindringen zu wollen, kann man behaupten, daß Fontenoi die wahre Ursache dieses glorreichen Feldzuges, so wie auch der folgenden, war. Da die allirte Armee geschwächt

1745. und zerstreut war, konnte sie sich keiner Unternehmung mehr widersetzen.

Der König marschirt an der Spitze der seinigen, und in beständiger Begleitung des Dauphins immer zu neuen Eroberungen. Der Graf von Löwendahl ersteigt die Mauern von Gent, und nimmt so die Stadt ein. Brügge öfnet seine Thore dem Marquis de Souvré. Der König erobert Oudenarde, in weniger als vier Tagen nach Eröfnung der Laufgräben. Er hält seinen Einzug in die Stadt und giebt dem Gesandten des Königs von Dännemark, Freyherrn von Bernstorff, Audienz, der ihm die Niederkunft der Prinzessinn von Dännemark mit einem Prinzen meldet. Dendermonde wird von dem Herzog d'Harcourt und Ostende von dem Grafen von Löwendahl, auch nach einer sechstägigen Belagerung, eingenommen. Derselbe bemächtigt sich Nieuport und dessen Besatzung in Zeit von fünf Tagen. Und endlich hält sich auch Ath nicht länger gegen den Marquis de Clermont-Gallerande.

Nie war Ludewig der XV. so groß erschienen, als während dieses Feldzuges. Seinen Feinden selbst schrieb er Gesetze vor. Unterdessen daß die Holländer gegen ihn Krieg führten, hatte er beständig einen Ambassadeur von dieser Republik bey sich. Er ließ
Septbr. in seinem Nahmen im Haag die Schiffe der Kompagnie von Indien, den Herkules und den Jason, zurückfordern, welche die Engländer genommen, und der Generalgouverneur von Batavia von denselben gekauft hatte. Sein Gesandter der Abbé de la Ville, berief sich auf die beyden Trackraten, die beyde Nationen geschlossen hatten, daß keine von beyden in ihren Häfen diejenigen wollte einlaufen lassen und sie beschützen, die gegen eine von beyden Prisen gemacht hätten, noch weniger erlauben, daß solche angekauft werden könnten — und die General-
30. Dec. staaten befahlen, die Schiffe wieder heraus zu geben.

Um diese Republik, die sich bloß aus Partheygeist, und gar nicht durch ein wesentliches und einmüthiges Bündniß, in den Krieg gemischt hatte, seinem

nem Herrn noch geneigter zu machen, ersuchte dieser Minister dieselbe um ihre Vermittelung und schlug vor, daß in Holland ein Generalkongreß gehalten werden mögte, um dem Kriege ein Ende zu machen. Auf dieses Vorspiel von Aufrichtigkeit und Zutrauen folgte zugleich eine neue Forderung, daß die Republik die sechstausend Mann, die in Dornik und Oudenarde in Besatzung gelegen, und die sich in ihrer Kapitulation verbindlich gemacht hatten, vor dem 1sten Januar 1747 keine Dienste zu thun, nicht nach England schicken mögte. Die Forderung war billig, und die Holländer mußten diese Mannschaft wieder zurück hohlen laßen, weil der König England angreifen konnte und die Engländer ihm doch nicht Truppen entgegen stellen durften, die ihren Eyd gebrochen hätten. 1745.

Der König von England hatte, seiner Seits, um diese Verstärkung angehalten, in Gefolge der Tracktaten mit Holland, daß jeder dem andern ein solches Kontingent zu Hülfe schicken sollte, im Fall derselbe in seinen Staaten angefallen würde. Dies war jetzt ganz eigentlich der Fall. Der Prinz Eduard, den sein Muth hinriß, und der damals seine bisherige Unthätigkeit für schimpflich hielt, war zu Ende des Augustmonats in Schottland gelandet. Bey seiner Landung hatte derselbe ein Manifest ausgehn laßen, worinn er erklärte, daß er gekommen sey, um sich in den Besitz seiner Rechte zu setzen. Er versprach der muthigste Vertheydiger der Religion und der Freyheit der Engländer zu seyn. Er hoffte, bloß mit dem Beystande seines getreuen Volks, den Thron zu besteigen, und wollte keine fremde Truppen zu Hülfe nehmen, es wäre denn, daß seine Feinde ihm mit dem Beyspiele davon zuvorkämen, und ihn dazu nöthigten. Dieser großmüthige Entschluß brachte eine Anzahl von Anhängern des Hauses Stuart zu seinem Besten in Bewegung und er sahe sich in Kurzem an der Spitze von zehn bis zwölftausend Mann; aber das war auch alles, was der erste Enthusiasmus bewürken konnte, der ihm die Stadt Edim- 2. Octob.

burg und einige andere Plätze in die Hände brachte.
1745. Er schlug viertausend Engländer zu Preston, drang
5. Dec. in England ein und rückte bis Lankaster vor, ohne auf Feinde zu stoßen, die ihm den Kampf anboten, aber auch ohne Freunde zu finden, die sich seiner annahmen. Er dringt bis Maclesfield, fünf und vierzig (englische) Meilen von London, ohne daß sich jemand für ihn in Bewegung setzt. Endlich kommt der Herzog von Cumberland nach England zurück, und geht auf den Prinzen loß, den er für einen seiner würdigen Feind hält. Der Prinz zieht sich gegen Schottland zurück, seine Arriergarde wird bey Clitton geschlagen und kömmt in voller Unordnung zu ihm nach Carlisle. Er rächt sich dagegen bey Fal-
28. Jan. kirk, gewinnt daselbst eine Schlacht, die seinen Um-
1746. ständen wieder aufzuhelfen scheint und giebt Frankreich einige Hoffnung, daß zum Besten dieses jungen Helden eine Staatsveränderung vorgehn dürfte.

Italien gewährte noch angenehmere Aussichten. Die Oesterreicher, die mit dem Könige von Preußen in Deutschland zu thun hatten, konnten nicht Truppen genug dahin schicken, weshalb auch nichts den Fortgang der vereinigten Französischen und Spanischen Armee aufhalten konnte. Der Infant Dom Philipp und der Marschall de Maillebois hatten
8. Jun. sich des Thals Oneglia bemächtigt und waren, mit
1745. Bewilligung der Republik, in das Genuesische eingerückt. Diese hatte sich, aus Unwillen über den Wormser Tracktat, mit den Alliirten verglichen, und anheischig gemacht, ihnen zehntausend Mann und einen beträchtlichen Zug Artillerie zu geben. Dies würkte einen ununterbrochenen glücklichen Fortgang. Der Marquis de Mirepoix schlägt die Piemonteser bey Montesemo und bemächtigt sich ihres Lagers. Der Marschall de Maillebois siegt über dieselben bey Bassignano am untern Tanaro, und der Graf de Lautrec im Thale von Pragelas. Die Oesterreicher, die zu denselben gestoßen waren, werden bey Novi überwältigt, und vor ihren Augen das Schloß Seravalle, Tortona, Piacenza, Parma und Pavia wegge-

weggenommen. Um sich wegen des Abfalls an den Genuesern zu rächen, versuchen die Engländer, mit einer Eskadre von dreyzehn Schiffen Finale zu bombardiren, aber ohne Erfolg und ohne schädliche Würkung. Die Armee dringt siegreich in Alessandria ein; Stadt und Schloß Casal wird erobert, und der brave Chevert macht die Besatzung von Asti zu Kriegsgefangenen. Endlich kommen die Spanier bis Mayland. Diese unbefestigte Stadt ist gewohnt, sich ohne Widerstand allen Truppen zu ergeben, die vor den Thoren erscheinen. Der Infant Dom Philipp hält den 19ten December seinen Einzug daselbst und läßt sich von Rath und Bürgerschaft huldigen. So erobert das Haus Bourbon in Süden und Norden Länder, und dieser Feldzug, glücklicher als der vorhergehende, endigt sich überall glorreich, Amerika ausgenommen. Die Engländer hatten daselbst auf der Königsinsel Ludwigsburg nach einer funfzigtägigen Belagerung weggenommen. Das Glück, das sie gehabt hatten, die Königliche Batterie wegzunehmen, welche diesen Hafen deckt, und seine vornehmste Beschirmung ausmacht, hatte sie in den Stand gesetzt, das Geschütz gegen die Festung zu richten, und dieselbe solchergestalt aus der Nähe zu beschießen, wodurch diese Eroberung erleichtert ward, die indessen wohl von einem vorher begangenen noch wichtigern Fehler herrührte. Herr de la Maisonfort, der den Vigilant kommandirte, war mit Kanonen, Kugeln, Pulver, und andern Kriegsbedürfnissen dahin unter Segel gegangen. Seine Fahrt war glücklich gewesen, und der Wind war seinem Einlaufen zu Ludwigsburg günstig. Indem kömmt ihm ein kleiner feindlicher Kaper zu Gesicht, der von Zeit zu Zeit ein paar Kanonenschüsse auf das Schiff thut, und sich dann wieder entfernt. Der stolze Kapitain entrüstet sich über diese Verwegenheit und verfolgt den armseligen Kahn, der ihn auch Hoffnung macht, sich einhohlen zu laßen, ihn aber unvermerkt der Englischen Eskadre entgegen führt, die in einer benachbarten Bucht vor Anker liegt. Er wird den Fall-

1745.

16. Dec.

1745. strick gewahr und will das Schiff wenden; allein der Wind geht um, er verfehlt seinen Auftrag und wird genommen. Aus seiner Ladung schließen die Engländer, die die Annäherung der schlimmen Jahrszeit schon ganz muthloß gemacht hatte, daß es dem Platze an Munition fehlt; sie fassen wieder Muth und brauchen gegen Ludwigsburg die zur Vertheidigung des Orts bestimmt gewesenen Bedürfnisse. Uebrigens erhielt aber doch der Sieg des Herrn de Macnemara, eines bloßen Schiffskapitäns, die Ehre der Französischen Flagge aufrecht. Dieser kommandirte fünf Schiffe und zwo Fregatten, die nach den Amerikanischen Inseln bestimmt waren, wo er verschiedene feindliche Kriegsschiffe vorfand, die er angriff und in die Flucht*) schlug. Der damahlige Minister vom Seedepartement wollte die Vertheidigung des Handels nicht vernachläßigt wissen, sondern hielt dieselbe vielmehr für eine der wesentlichen Pflichten eines Königl. Officiers. Ohnerachtet dieselben sich aus Stolz sehr dawider sträubten, so zwang er sie doch dazu. Eben der Herr de Macnemara, dem, während seiner Expedition, die Convoyirung verschiedener Kauffahrteyflotten aufgetragen ward, führte dieselben an den Ort ihrer Bestimmung, zog also die Erfüllung seiner Pflicht den glänzendsten Thaten vor, und trug kein Bedenken, sich dem Spott und Unwillen seiner Kameraden auszusetzen, um seiner Instrucktion pünktlich nachzuleben**).

Der

*) Dieser Ausdruck ist aus dem Viceadmiralspatent genommen, welches Herr de Macnemara 1756 erhielt.

**) Folgendes ist ein Auszug aus einer ungedruckten Geschichte des Französischen Seewesens während des Krieges von 1756: Nach Aussage des jetzigen Schiffslieutenants, Herrn Lombard, der sich im Jahr 1745 bey der Eskadre des Herrn de Macnemara auf einem Schiffe befand, das der Ritter de Macnemara, ein Bruder des vorigen, kommandirte, begegnete der Herr de Macnemara, der eine Flotte nach St. Domingo convoyirte, am

Damm

Der Winter von 1745 bis 1746 ward mit Festins und Lustbarkeiten zugebracht. Der Marschall von 1745. Sachsen genoß nach seiner Zurückkunft eines ganz neuen Triumphs, als er das erstemahl in der Oper erschien. Da er ganz dicht am Theater in einer Loge war, kam Mademoiselle de Metz, die die Rolle des Ruhms machte, zu diesem Helden, und setzte demselben eine Lorbeerkrone auf. Dies war kein bloßes Theaterspiel und das Volk bestätigte diese demselben wiederfahrne Ehre durch wiederhohltes und einmüthiges Händeklatschen auf die schmeichelhafteste Weise. Ein Vorspiel von dem, was zu Versailles dem Könige zubereitet war!

Der Ruhm, den Ludewig der XV. bey Fontenoi und während des ganzen Feldzuges eingeerntet hatte, machte, daß man ihm die Schwachheit vergab, seine Maitresse mitgeführt zu haben, die übrigens gar nicht mit solchem Geräusch erschienen war, als die Herzoginn de Chateau-roux. Sie hatte sich vielmehr versteckt und eingezogen gehalten. Viele Leute wußten gar nicht einmahl, daß sie bey der Armee war. Man mußte den Augen des Dauphins einen solchen Umgang entziehn, der im Anfange seiner Vermählung ein unglückliches Beyspiel für denselben ab-

Damm St. Nicolas, einer schwächern Englischen Eskadre, die das Weite suchte, sobald sie unsere Flotte gewahr ward. Da sie aber merkte, daß wir gar keine Bewegung machten, Jagd auf sie zu machen, wandte sie um und seegelte auf uns loß. Als Herr de Macnemara ein Treffen nun für unvermeidlich hielt, formirte er seine Linie und machte Mine, Front zu machen, wandte aber um, anstatt den Wind zu gewinnen, und hielt sich unter dem Winde. Der Ritter Lombard ward darüber unwillig und rief ganz laut: Man hat also nicht Lust, zu fechten? u. s. w. Der Feind schloß aus diesem seltsamen Betragen, daß eine geheime List dahinter steckte und gieng wieder in See. Wahrscheinlicherweise hatte dieser General Befehl, nicht eher zu schlagen, als bis er, zur Vertheydigung seiner Convoy, dazu gezwungen würde.

1745. geben konnte, und es wäre zu wünschen gewesen, daß es immer hätte verschwiegen bleiben können. Aber die Leydenschaft des Monarchen, anstatt durch den Genuß geschwächt zu werden, stieg zu solchem Grad der Heftigkeit und der Ehrgeitz der Favoritinn ward so ausschweifend, das im ganzen Lande davon gesprochen ward. Durch ihren Einfluß wurden die Gnadenbezeigungen ausgetheilt, die sie auf ihre Familie nicht mehr zusammen häufen konnte. Sie machte die Ministers und Generals und setzte sie auch wieder ab. Sie entschied Krieg und Frieden; hauptsächlich aber dirigirte sie die Lustbarkeiten, und dies war das einzige Departement, das ihr ordentlich aufgetragen war, als das einzige, das sich für sie schickte, und dem sie mit Geschmack und aller möglichen Einsicht vorstand.

Madame d'Etioles hatte sich von ihrem Manne scheiden laßen; es schickte sich also nicht, daß sie ferner seinen Nahmen führte, da es noch dazu nur der Nahme eines bloßen Unterpächters war. Der König gab ihr den Titel einer **Marquisinn de Pompadour**. Das war der Nahme eines ausgestorbnen vornehmen und alten Hauses. Aus dieser neuen Standeserhöhung entstand in einer Provinz ein sehr lustiger Auftritt. Herr d'Etioles, der aus Paris verbannt war, und eben eine tödtliche Krankheit überstanden hätte, wollte bey seiner Genesung seine Gesundheit befestigen und durch Abwechslung seinen Gram vollends zerstreuen. Er reiste zu dem Ende an den Gränzen von Frankreich herum, bis es ihm erlaubt würde, sich dem Mittelpunkte wieder zu nähern. Ueberall ward er von den Männern wohl aufgenommen und bewirthet und von den Damen gesucht und geliebkost. Die ersten buhlten um seine Vorsprache, die andern um seine Liebe. Man glaubte gewiß, daß er wieder nach Paris berufen werden und in großes Ansehn kommen würde; wenigstens würde seine Frau von der ihm bewiesenen Achtung Nachricht bekommen, es gut aufnehmen, und diejenigen in Schutz nehmen, die ihm Höflichkeiten bewiesen hätten.

hätten. In jeder Provinz wollten ihn immer die Vornehmsten bey sich und an ihrer Tafel haben. Bey einem solchen Gastmahl befand sich einst ein alter Landedelmann, der so glücklich war, weder den Hof, noch den König, noch die Maitresse desselben zu kennen, ja der auch nicht einmahl wußte, daß der König eine Maitresse unterhielt. Dieser wundert sich über die Ehrfurcht, die der reisende Fremde jedem Anwesenden einzuflößen scheint, und will ein geiches beobachten. Er erkundigt sich bey seinem Nachbar, wer der Reisende ist. Er bekömmt zur Antwort, es sey der Gemahl der Marquisinn de Pompadour. Er merkt sich das, ergreift bey der ersten Gelegenheit ein Glas, sieht den Herrn d'Etioles an und ruft demselben nach alter Sitte, die er noch nicht abgeschafft glaubt, folgendes zu: **Mein Herr Marquis de Pompadour! Sie erlauben, daß ich die Ehre habe, auf Dero Gesundheit zu trinken!** Die ganze Gesellschaft lacht, den Helden der Geschichte ausgenommen, dessen Wunden dadurch grausam wieder aufgerissen wurden, und der Redner verstummt ob dem allgemeinen Hohngelächter. Hernach sah er aber erst recht schaafsmäßig aus, als jemand von der Gesellschaft ihm den dummen Streich erklärte, den er durch seine Unwissenheit und seinen Vorwitz begangen hatte. Eine Albernheit, die ihn um so mehr verdrießen mußte, da sie von der Art derjenigen war, die sich durch keine irgend zu ersinnende Entschuldigung bemänteln laßen und die man schlechterdings mit Stillschweigen übergehen muß. 1745.

Madame de Pompadour liebte von Natur die Künste und Wissenschaften. Da sie nur noch Madame d'Etioles war, hatte sie schon schöne Geister und Schriftsteller um sich. Voltaire war auch unter der Anzahl. Die auf Madame d'Etioles geworfene Gunst des Königs diente nur dazu die Anhänglichkeit dieses großen Dichters, der damals auch sehr ehrgeizig war, an derselben zu vermehren. Sie brauchte seine Dichtergaben damals zu den Festins, die sie veranstaltete, und er machte, bey der Vermäh-

1745. lung des Dauphins, ein lustiges Schauspiel mit Tanz und Gesang, betitelt: die Prinzessinn von Navarra. Der gelehrte Generalpächter, Herr de la Poupeliniere, machte einige Arien dazu; Rameau hatte es in Musick gesetzt. Das ganze Stück ward aber dadurch um nichts besser. Indessen erhielt der Dichter zur Belohnung die Bedienung eines würklichen Königlichen Kammerjunkers unentgeldlich. Dies war ein Geschenk von ungefehr sechszig tausend Livres am Werth, welches dadurch noch angenehmer ward, daß er kurz nachher, aus besondern Gnaden, die Erlaubniß bekam, die Bedienung zu verkaufen, und dem ungeachtet den Titel, die Vorrechte und die Verrichtungen davon beyzubehalten. Er selbst hatte sich über dies Stück und die dafür erhaltene übermässige Belohnung in folgendem nicht sehr bekannten Stegreifsgedichte lustig gemacht:

Mon *Henri Quatre* & ma *Zaïre*,
Et mon Americaine *Alzire*,
Ne m'ont jamais valu un seul regard du Roi;
J'avois mille ennemis, avec très peu de gloire:
Les honneurs & les biens pleuvent en fin sur moi,
Pour une farce de la foire.

(Meine Henriade, Zaire und Alzire haben mir nie einen Blick des Königs zuwege gebracht. Ich hatte viel Feinde und wenig Ruhm davon. Und nun fallen mir Glück und Ehre haufenweise zu, und das wegen einer — Jahrmarktsposse.)

Die nicht sonderliche Aufnahme der Prinzessinn von Navarra, hielt die Marquisinn de Pompadour nicht ab, von Voltairs Talenten bey der Rückkehr des Königs Gebrauch zu machen. Es kam darauf an, die Siege dieses Monarchen auf eine würdige Art zu feyern und ihn als Held zu krönen. Voltaire machte also eine Oper unter dem Titel: Der Tempel des Ruhms. In diesem heroischen Ballet ward Ludewig der XV. unter dem Nahmen Trajan aufgeführt. Er lief der Göttinn des Ruhms nicht

nicht etwa nach, sondern sie kam selbst zu ihm, verband sich mit demselben, und versetzte ihn in ihren Tempel, der sich schnell in den Tempel der öffentlichen Glückseligkeit verwandelte. Dieses Schauspiel ward im Innern der kleinen Zimmer von Herren und Damen des Hofes aufgeführt, unter welchen die Favoritinn vorzüglich glänzte; sie machte die Hauptrolle und man kann sich leicht vorstellen, wie angenehm es dem Monarchen seyn mußte, sich von der Hand des Ruhms und der Liebe zugleich gekrönt zu sehen. Es fiel bey dieser Lustbarkeit eine seltsame Aneckdote vor, deren Wahrheit wir bezweifelt haben, bis wir dieselbe in einem Werke fanden, das unter den Augen des jüngern Bruders des Königs *) herausgekommen ist. Voltaire befand sich nehmlich an diesem Tage, da alles Ceremoniel verbannt war, in der Loge des Königs. Gegen das Ende des Stücks kann derselbe sein Entzücken nicht länger mäßigen, drückt den Monarchen in seine Arme und ruft in voller Rührung aus: **Nun mein lieber Trajan! erkennen Sie Sich in der Schilderung?** Die Wache tritt zu und nimmt denselben, wegen aus den Augen gesetzter Ehrfurcht, in Verhaft; im Grunde aber war das Versehn zu schmeichelhaft für den König und er verzieh dem kühnen Schwärmer. 1745.

Um diese außerordentlichen Ausgaben bestreiten zu können, die diese Lustbarkeiten kosteten, wobey die Favoritinn nichts sparte, weil es die besten und einzigen Mittel waren, die Verblendung ihres Königlichen Sklaven vollkommen und dauernd zu machen, mußte das Finanzfach einem Manne in die Hände gegeben werden, der sich schlechterdings nach ihren Befehlen richtete. Herr **Orry**, der noch die wirthlichen Grundsätze des alten Kardinals beybehielt, war schwer dazu zu bringen, die seiner Beschützung und Verwaltung anvertrauten Schätze des Staats zu solchen unnützen und überflüßigen Ausgaben herzugeben.

*) S. das *Journal de Monsieur*, herausgegeben von der Frau d'Ormoy, November 1778.

1745. zugeben. Ueberdies bekleidete derselbe außer der Stelle eines Generalkontrolleurs, auch das Amt eines Generalbaudirecktors, welches sie gern auf ihre Familie bringen wollte. Es war nicht wohl möglich, diesem Minister die gedachte Stelle ohne Ursach zu nehmen. Wenn man denselben aber ganz und gar absetzte, so würde sich sein Nachfolger für genug bereichert halten, wenn er nur die erste Stelle allein bekäme. Die erwähnte Absicht lag der Madame de Pompadour so sehr am Herzen, daß sie nicht länger widerstehn konnte. Herr Orry ward entlaßen, und konnte, wie die mehresten seines gleichen, die allgemeine Geringschätzung, die auf solche Demüthigung zu folgen pflegt, nicht ertragen, sondern starb binnen zwey Jahren.

In seine Stelle war Herr de Machault d'Arnouville gekommen, Intendant von Hennegau und Sohn eines noch lebenden Machault, der den Beynahmen Coupetête erhalten hat wegen der von ihm, als Obrigkeitlichem Commissarius, ausgeübten Strenge. In der Folge werden wir sehen, was der Sohn war, der nun mit starken Schritten in der Laufbahn eines neuen Ministers vorwärts eilte. Ob derselbe gleich nicht kriechend, sondern standhaft war, gab er doch den Umständen nach, und ließ die Theilung, die man vorhatte, ohne Murren geschehen. Herr le Normant de Tournehem, Oheim der Marquisinn, ward Generalbaudirecktor. Dies war nur vor der Hand, bis Herr Poisson, ihr Bruder diese Stelle verwalten konnte. Dieser war zu einem Marquis de Vandieres erhoben worden, weshalb die witzigen Köpfe denselben den Marquis d'avant hier (Marquis von vorgestern) nannten, und man mußte erst diese Spötterey und noch so manche andre in Vergessenheit kommen laßen, ehe man demselben die Verwaltung eines Postens anvertraute, durch den sich, vor noch nicht zehn Jahren, ein Herzog d'Antin, ein Sohn der Gräfinn von Toulouse, geehrt glaubte. Durch eine kluge Vorsicht aber

aber erhielt er doch, nach einem Monath, die Anwartschaft auf die Stelle im Fall der Erledigung. 15 Jan. 1746.

Diese kleine Händel beschäftigten die müßige Hofleute, unterdessen daß in den verschiedenen Kabinettern der Fürsten Unterhandlungen gemacht wurden, die für die Ruhe von Europa wichtiger waren. Der König, in der Hofnung, sich eine Alliirte im Norden zu verschaffen, oder wenigstens zu verhüten, daß dieselbe nicht wieder ihn wäre, hatte endlich durch Herrn Daillon, seinen Minister zu Petersburg, in einer öffentlichen Audienz die Czaarin als Kayserinn von Rußland anerkennen laßen. Seit den drey Jahren, da eine eben so klüglich überlegte und berechnete, als glücklich ausgeführte, Staatsveränderung diese Prinzessinn auf den Thron gebracht, hatte das allezeit vorsichtige Frankreich erst abwarten wollen, bis sie sich auf dem Throne recht festgesetzt hätte, ehe es diesen Schritt thäte. Sie war gleich anfänglich glücklich gewesen, weil die andere Souveraine, durch ihre Erklärung für den König von Pohlen, mittelbar in ihre Allianz getreten. Diese Hülfe ward aber bey dem Specialfrieden dieses Monarchen sehr unnütz, und man wird in der Folge sehn, daß die Ränke der Feinde am Hofe zu Petersburg über die Ränke Frankreichs siegten, und daß dieselben von daher mächtigen Beystand erhielten. Der Tracktat von Dresden, der nun bekannt ward, und die Erwählung des neuen Kaysers, waren keine angenehme Nachrichten und nöthigten die Höfe von Versailles und Madrid, sich noch genauer zu verbinden. Ihre beyderseitige Siege setzten sie noch in den Stand, Gesetze vorzuschreiben. Der letztere Hof schickte den Herzog von Huescar an den erstern, in der Würde eines außerordentlichen Ambassadeurs. Man wollte einen Tracktat zwischen diesen beyden Kronen und dem Könige von Sardinien schmieden, weil sie dadurch den Abfall der Könige von Preußen und Pohlen ersetzen und den Beherrscher der Alpen den Feinden entwenden wollten. Dieser Anschlag war klug, weil die Königinn von Ungarn sich in

Decbr. 1745.

Italien

1745. Italien wieder das Uebergewicht zu verschaffen gedachte, wo sie nun, da die Ruhe in Deutschland hergestellt war, füglich eine Verstärkung von dreyßig tausend Mann hinschicken konnte. Der König von Sardinien aber, dessen Staatsklugheit eben so groß war, als seine kriegerische Geschicklichkeit, hatte, nachdem alle gemachte Veranstaltungen beynahe bis zur Vollziehung fertig waren, sich die dadurch entstandene unglückliche Sicherheit zu Nutze gemacht,
1746. 5. März. und gleich bey Eröfnung des Feldzugs, den Marquis de Montal in Asti überfallen und gezwungen, sich mit seinen Truppen zu Kriegsgefangnen zu ergeben. Eine Veränderung, die in kurzer Zeit den Infanten um alle seine Eroberungen in der Lombardey brachte! Es war äußerst wichtig, den unglücklichen Folgen vorzubeugen, die man im voraus ahnte und der Marschall de Noailles war deshalb nach Madrid gesandt worden, die künftigen Operationen zu verabreden.

Ludewig der XV. wünschte immer den Frieden und brachte denselben in Vorschlag. Von seiner Seite konnte derselbe leicht zu Stande kommen, da er nichts verlangte, und nichts behalten wollte; allein man traute seinen Vorschlägen und Versicherungen nicht, sondern zwang ihn, auf neue Eroberungen zu denken. Das Konseil war damals mit zween grossen Gegenständen beschäftigt. Der Prinz Eduard hielt sich noch in Schottland. Um Frankreich zum Beystande zu vermögen, schilderten seine Anhänger die Lage seiner Umstände viel besser, als sie war. Ihrer Versicherung nach brauchte er nur einige Verstärkung, um die Staatsveränderung zu vollenden, und den Englischen Thron wieder zu besteigen. Ein einziger davon, der seinen Herrn nicht minder ergeben, aber einsichtsvoller oder aufrichtiger war, nehmlich Milord Maréschall, wollte das Ministerium nicht täuschen. Er erklärte demselben, daß es, ohne die mächtigste und fortdauernde Unterstützung mit Mannschaft und Geld, nicht möglich wäre, würklichen Nutzen zu hoffen; ein geringerer Beystand

würde

würde bloß Frankreich schwächen, und das Verderben der braven Leute bewürken, die die Parthey eines Helden ergriffen hätten, dessen Tapferkeit und Kühnheit seine einzige Hülfsquellen wären. Die Freymüthigkeit dieser Eröfnung bewog die Regierung, einen Mittelweg einzuschlagen und die Unternehmung des Prätendenten nicht weiter zu unterstützen, als es die Klugheit erlaubte; ihn selbst zu täuschen, um seine Feinde zu hintergehn, und indem man dieselben in der Furcht vor einer Landung erhielt, sich den Weg zu wesentlichern Eroberungen zu erleichtern. Man ließ also zu Calais alle Anstalt zu einer überlegten Landung machen. Man setzte sogar auf allen Fall ein Manifest auf, und nahm dazu einen Schreiber, von dessen Unverschwiegenheit man die beste Würkung hoste. Jederman wird davon überzeugt seyn, wenn wir sagen, daß es Voltaire war *). Der Herzog de Richelieu begab sich nach diesem Hafen, und blieb eine Zeitlang daselbst an der Spitze von dreyßig tausend Mann, die bereit waren, sich auf den ersten Wink einzuschiffen, und zuweilen auch würklich an Bord giengen. Eine Eskadre kreuzte unter dem Kommando des Herrn de Roquefeuille im Canal und machte die Engländer sehr unruhig, die eine weit überlegne Flotte dagegen in Bereitschaft halten mußten. Aus diesen verstellten Anstalten floß der Nutzen, daß, außer dieser unnütz gewordenen Seemacht, die Engländer auch die Truppen an der Küste zusammen behalten mußten, die sonst nach Schottland marschirt wären, um den Prinzen Eduard und seine Anhänger aufzureiben, auch keine Truppen übers Meer und nach Flandern schicken konnten.

1746.

Inzwischen war der Marschall von Sachsen wieder nach Flandern abgegangen, wo derselbe sich bloß mit den Winterlustbarkeiten zu beschäftigen schien. Allein in der einen Nacht, als er eben den Damen einen Ball gab, ließ er Brüssel berennen; öfnete einige

28. Jan.

*) Man findet dieses Manifest unter den Beylagen, Num. III.

1746. nige Tage nachher die Laufgräben, und beschleunigte, des rauhen Winters ungeachtet, die Arbeiten mit solcher Hitze, daß die Stadt in weniger, als vierzehn Tagen, kapituliren und die Besatzung von neun tausend Mann sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte. Dies war das Vorspiel zu neuen Eroberungen. Da die Holländer sahen, daß ihnen die Französischen Armeen immer näher rückten, bereuten sie sehr, daß sie nicht neutral geblieben waren. Sie befürchteten immer, daß die Mäßigung Ludewig des XV. nicht so anfrichtig seyn mögte, als er es versicherte, und daß sie wohl das Opfer eines Streits werden könnten, bey welchem in allen Fällen nichts für sie zu gewinnen war. Sie hatten ihren Alliirten ganz vergebens von den Friedensvorschlägen des Königs Nachricht ertheilt. Der König George war zu sehr darüber aufgebracht, daß Frankreich ihm einen Mitbuhler zur Krone erweckt hatte, heimlich einen Aufruhr in seinem Reiche anzettelte und Anstalten vorkehrte, denselben öffentlich zu unterstützen. Die Königinn von Ungarn hatte ihren Gemahl auf den Kayserlichen Thron gesetzt; sie war ihren fürchterlichsten und nächsten Feind vom Halse loß; sie konnte in die Zergliederung ihrer Italiänischen Staaten nicht willigen; sie wußte, daß dieses Land immer die Klippe gewesen, woran der Französische Ruhm gescheitert war, und schmeichelte sich, daß die Franzosen in diesem Jahre wieder daraus würden vertrieben werden. Die Holländer die nun an ihrer eignen Erhaltung arbeiten mußten, wurden, sobald sie die Belagerung von Brüssel erfuhren, über die so frühzeitige Eröfnung des Feldzugs unruhig, sahen die schnellen Folgen dieses ersten glücklichen Streichs voraus, und nahmen also zu den gewöhnlichen guten Worten ihre Zuflucht. Sie schickten den Grafen von Wassenaer, als Gevollmächtigten Minister, nach Versailles. Er sollte ihren Schmerz, ihre Furcht und ihr Vertrauen in den Busen des Königs ausschütten. Den 27ten Februar hatte derselbe seine Audienz; er erhielt neue Versicherungen von den guten

ten Gesinnungen des Siegers, aber keine Verände- 1746.
rung in dem einmahl gemachten Operationsplan. Herr Gilles, ein andrer Deputirter der Republik, richtete den 26ten April nichts mehreres aus.

Der König, der entschlossen war, einen dritten Feldzug mitzumachen, reiste wenige Tage nachher ab. Der Dauphin bat um die Erlaubniß, ihn zu begleiten. Auf diese rechnete er um so gewisser, weil die Dauphine schwanger war. Allein die Ministers fürchteten die strenge Gemüthsart des Prinzen und seine Scharfsichtigkeit und widerriethen es daher dem Monarchen. Sie versteckten den wahren Grund ihres Raths hinter der Furcht vor dem verwegnen Muth des Prinzen, dessen Hitze man schon bey Fontenoi kaum mäßigen können, und die jetzt noch unbändiger seyn würde, jemehr er sich mit kriegerischen Auftritten bekannt machte. Der König, der sich ebenfalls für einem Zeugen seiner Schwachheiten fürchtete, war nicht unzufrieden darüber, einen solchen Vorwand unter den Fuß bekommen zu haben. Er zog die Maitresse dem Sohn vor. Die Marquise hatte den Monarchen gänzlich unter das Joch gebracht. Sie wollte ungehindert an den Huldigungen der Ueberwundnen Antheil nehmen, und diese Anstalt setzte die Liebe der Nation zu ihrem König noch um einige Stufen herunter. Wenn aber auch die Liebe des Volks erkaltete, so wuchs doch die Bewunderung desselben bey dem Glanze neuer Siege. Man untersuchte nicht, wer die Siege gewann; genug, er war gegenwärtig und alles ward auf seine Rechnung geschrieben. Er erfüllte doch wenigstens dem Scheine nach die erste Pflicht eines Vaters seiner Unterthanen, nehmlich sich zu ihrer Vertheydigung in die Gefahr zu begeben, um Frieden und Ueberfluß, diese Quellen der öffentlichen Glückseligkeit, über sie zu verbreiten.

Ludewig der XV. hielt den 4. May seinen Einzug zu Brüssel. Der versammelte Magistrat empfieng denselben mit einer Anrede an den Thoren der Stadt, und der Graf von Löwendahl, der zum Gouverneur ernannt war, überreichte ihm die Schlüssel.

1746. sel. Der König setzte sich an die Spitze seiner Armee,
4. Jun. die in sechs Kolonnen marschirte. Die Festungen wurden geräumt, oder übergeben, so wie der König anrückte, so daß derselbe nach Verlauf eines Monats seinen Einzug zu Antwerpen hielt und also beyde Niederländische Hauptstädte im Besitz hatte. Er eroberte beynahe die ganze Niederlande theils in Person, theils durch Prinzen seines Geblüts, theils durch seine Generals; denn er selbst hatte im Junius die Armee verlaßen und wegen der Niederkunft der Dauphine nach Versailles zurückgehn müssen. Der Fortgang der Französischen Waffen war nicht minder schnell unter dem Marschall von Sachsen, dem der König das Kommando übertrug. Der Prinz Karl war herbeygeeilt, um das Kommando über die alliirte Armee in diesem Feldzuge zu übernehmen, hatte aber den Verlust so vieler Provinzen nicht verhindern können. Im Monath Oktober schlug der Marschall von Sachsen, der die Truppen liebte und für dieselben sorgte, weil ihm die Mühseligkeiten zu Herzen giengen, die sie in einem so langen Feldzuge, vom Januar an, ausgestanden hatten, dem Prinzen Karl durch einen Trompeter vor, daß es gut wäre, wenn sie beyderseits die Winterquartiere bezögen, wobey er demselben zugleich die menschenfreundlichen Absichten eröfnete, die zu diesem Vorschlage Anlaß gaben. Der Prinz Karl antwortete demselben mit vielem Stolz, er brauchte weder Befehle noch Rathgebungen von ihm anzunehmen. Gut! sagt' er, so will ich ihn dazu zwingen. Er befahl würklich, sich zur Schlacht auf Uebermorgen in Bereitschaft zu setzen. Den Abend vor dem Treffen ward nicht minder ein Schauspiel im Lager aufgeführt, und Madame Favart, damalige Maitresse des Marschalls, machte nach dem Schauspiel folgende Ankündigung: **Morgen, meine Herren! ist Ruhetag wegen der Bataille; übermorgen aber werden wir die Ehre haben, aufzuführen u. s. w.** Zu einer andern Zeit wäre das eine Gaskonnade gewesen, bey dieser Gelegenheit aber war es ein Beweis

weis von dem Zutrauen der Truppen zu ihrem Feldherrn und der Ueberzeugung eines gewissen Sieges. 1746.
Die Schlacht war so blutig, als sie, den dazu gemachten Anstalten nach, seyn mußte. Die Allirten ließen zwölftausend Mann auf dem Wahlplatz und dreytausend Gefangene; die Franzosen verlohren nicht viel über tausend Mann. Die hereinbrechende Nacht schützte die Allirten, daß sie nicht währendes Rückzuges vollends aufgerieben wurden.

Nach dieser Schlacht bey Raucoux redete der Ritter d'Aubeterre einen gefangnen Engländer an, dessen gutes Ansehn und kriegerische Mine ihm besonders auffiel, und sagte zu ihm: Ich glaube, wenn in der feindlichen Armee noch funfzig tausend Mann, wie du, gewesen wären, so würde es uns schwer geworden seyn, dieselbe zu schlagen. Mit vieler Lebhaftigkeit antwortete der Soldat: Leute, wie ich, waren hinlänglich vorhanden; aber es fehlte uns Ein Mann, wie der Marschall von Sachsen.

In Italien giengen die Sachen der beyden vereinigten Mächte bey weitem nicht so glücklich. Seit dem Tode Philipp des V. hatten die dortigen Umstände sich gänzlich umgekehrt. Diesem Fürsten, der erst die Schwachheit begangen, seinen Thron zu verlaßen, um seine Seligkeit zu schaffen, und nachher die noch größere Schwachheit gehabt hatte, seine Seligkeit wieder fahren zu laßen, um seinen Thron aufs neue zu besteigen, hauchte wenigstens seine Gemahlinn einige große und starkmüthige Gesinnungen ein. Einen ihrer Söhne hatte sie schon auf den Neapolitanischen Thron gesetzt, und dem andern wollte sie das Erbgut seines Hauses wieder zuwenden; daher kam sie der Kleinmüthigkeit ihres Gemahls zu Hülfe. Ueber den Nachfolger aber konnte sie so viel Herrschaft nicht ausüben, der, als ihr Stiefsohn, ihr zu gehorchen sich weigerte, und, weil seine Mutter eine Savoyische Prinzessinn war, sich mehr auf die Seite des Königs von Sardinien neigte, über-

1746. dies auch gegen die ehrgeizigen Absichten seiner Stiefmutter mißtrauisch war.

Der erste Beweis seiner Herrschaft war die Zurückberufung seiner Truppen aus Italien. Man hatte die Schlacht bey Piacenza verloren, und sich in das Genuesische zurückgezogen; da konnte man aber nicht bleiben und beyde Armeen giengen also nach der Provence zurück.

Die Kayserliche Armee, nachdem dieselbe alle die Plätze in diesem Feldzuge wiedergenommen, so
7. Sept. sie im vorigen verlohren hatte, rückt vor Genua. Der Senat, der keinen Succurs zu hoffen hat, und sich vor dem Zorn des Siegers fürchtet, läßt dem General Nadasti die Thore öffnen, willigt in der Kapitulation ein, daß die Besatzung kriegsgefangen seyn soll, verbindet sich, den Doge und sechs Senatoren an die Königinn von Ungarn (wie ehedem an Ludewig den XIV.) abzuschicken, um Verzeyhung zu bitten, daß die Republick sich zu den Feinden derselben geschlagen und ihre Gnade anzuflehen, und macht sich anheischig, auf der Stelle funfzigtausend Genuinen*) zu bezahlen, welche unter die Deutschen Truppen vertheilt werden sollen. Der Marquis Botta d'Adorno wird Kommandant der Stadt.

Drey Tage nachher fordern die Oesterreichischen Kommissarien noch eine Kontribution von drey Millionen Genuinen, die in verschiedenen Terminen bezahlt werden sollen, wovon der entfernteste nur auf vierzehn Tage hinausgesetzt war. Der Staat kann diese Zahlung nicht aufbringen; die Bank ist erschöpft, der Kredit verlohren; der Handel zu Grunde gerichtet; alle Ländereyen verwüstet; die schönen Lusthäuser, diese Zierden der Gegend, geplündert. Die Einwohner werden von den Soldaten wie Sklaven behandelt; sie hatten nichts mehr zu verlieren, als das Leben, und keine andre Zuflucht, als zur Verzweiflung. Dieses noch schwache, fern von den Waffen

*) Eine Genuine oder genuesische Mark ist 9½ Lire di Genova, und gilt ungefehr 9 franz. Livres, oder nicht völlig 2 Rthlr. unserer Münze.

1746.

fen erzogne, Volk sieht mit Unwillen, daß man die beste Artillerie aus seiner Hauptstadt wegführt, daß es selbst, wie Sklaven, zur Arbeit gezwungen und dabey mit Schlägen, wie Lastvieh, gemißhandelt wird, empört sich deshalb, fällt über die Besatzung her, überwältigt dieselbe, jagt sie zur Stadt hinaus und treibt sie über die Stadtgränzen. Es zerbricht also das Joch eines Feindes, wofür es weder die natürliche Vormauer der umherliegenden Felsen, noch die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel hatten schützen können, und wogegen es sich selbst einige Monathe vorher nicht wehren konnte, ob es demselben gleich damals viel leichter gewesen wäre, sich zu vertheydigen. Dieses rühmliche Beyspiel der Hauptstadt befolgen auch die Landleute, und so wird die Republick von deutschen Truppen gereinigt und in wenig Tagen völlig wieder frey.

Es giebt unstreitig keinen Fall im Kriege, da der gute Fortgang eines Unternehmens nicht von einem gegenseitig begangenen Fehler herrühren sollte. Muthlosigkeit und Bestürzung hatten diesen Staat zu Grunde gerichtet. Beydes hatten die Oesterreicher geerbt. Die Kleinmüthigkeit des Kommandanten, der sich bey Vergleichsunterhandlungen aufhielt, anstatt mit dem Schwert drein zu schlagen, ließ den Genuesern Zeit, sich zusammen zu rotten, sich zu verstärken, Maaßregeln zu nehmen und Anführer zu wählen. Er überließ sich den Senatoren, die bey dieser Begebenheit eine seltsame Rolle spielten. Unter der Hand hetzten sie die Bürger auf, und zu gleicher Zeit nahmen sie zum Schein mit dem Marquis de Botta Maaßregeln, die Empörer zum Gehorsam zurückzubringen. Der Senat selbst enthielt sich aller Feindseligkeiten, und ließ den Aufruhr durch seine Minister zu Wien mißbilligen. Er erklärte, daß der Adel an dieser Veränderung, die man mit dem Nahmen eines Aufruhrs belegte, keinen Antheil hätte. Dies Betragen berechtigte den Wiener Hof, noch immer als Beherrscher von Genua zu handeln. Derselbe befahl, daß die verlangten

1746. Kontributionen nicht allein herbeygeschafft werden sollten, sondern schrieb auch neue aus wegen des seinen Truppen zugefügten Schadens; er verlangte, daß man alle Gefangene, vier tausend an der Zahl, zurückgeben und hauptsächlich, daß man die Aufrührer bestrafen sollte. Diese harte Vorschriften, die den Genuesern alles ankündigten, was sie zu fürchten hätten, wenn sie dem Sieger wieder in die Hände fielen, bestärkten, dieselben in dem Entschluß, sich zu wehren und für das Vaterland zu sterben. Was besonders den Stolz dieses regierenden Pöbels aufbrachte, war, daß er mit ansehen mußte, wie Corsica seinem Joche entgieng, seiner Ohnmacht spottete und eine Freyheit wieder erwarb, die derselbe so lange bestritten hatte.

Dieses bewiesenen Muthes ungeachtet waren die in ihren Mauern siegende Genueser doch nicht kriegserfahren genug, um einen Feldzug machen zu können. Allein und ohne Beystand hätten sie gegen regulaire Truppen nicht Stand halten können. Der Nachfolger des Marquis de Botta, der Graf von Schulemburg schloß sie in ihrer Stadt sehr enge ein. Sie sahen sich bald zu Wasser und zu Lande blockirt, denn eine Englische Eskadre unterstützte die Oesterreicher. Frankreich, dessen Schicksal in diesem ganzen Kriege nun schon einmahl war, sich unaufhörlich für seine Alliirten aufzuopfern, schickte denselben Hülfe an Geld, Mannschaft und besonders an kommandirenden Officiers. Das war um so großmüthiger gehandelt, da es selbst für sich zu zittern Ursach hatte.

30. Nov. Die Oesterreichische und Piementesische Armee war, unter Begünstigung einer Königlich Englischen Flotte, über den Varo gegangen und in die Provence eingedrungen. Sie hatten schon ein Drittheil dieser Provinz weggenommen, und waren bis an den Fluß d'Argens vorgedrungen, in der Absicht, mit Unterstützung der Englischen Seemacht Toulon und Marseille anzufallen. Sie nahmen vorläufig die Inseln Sainte Marguerite und Saint-Honoré weg, die bekann-

bekanntermaßen so viel Opfer von der Rache der Ministers enthalten. Diese Unglücklichen hoffen bey dieser Gelegenheit auf ihre Freyheit. Ihr Unglück wollte, daß der alte Kommandant, den die Bomben, womit ihn die feindliche Flotte ängstigte, aus der Fassung brachten, so geschwinde kapitulirte, daß man ihm erlaubte, seine Gefangene und andere dem König zustehende Sachen nebst seiner kleinen Garnison mitzunehmen. Es ward Kriegsrecht über ihn gehalten, das ihn zum Gefängniß verurtheilte, weil er so schnell kapitulirt hatte. Dies war das einzige dauerhafte Beyspiel von der Strenge der Kriegsgesetze während dieses Krieges und unglücklicherweise zugleich das unnützeste, weil es einen unbekannten Officier traf, der keine Vorsprache bey Hofe und keinen Beystand oder Beschützer hatte, mithin um so viel eher Nachsicht verdiente. 1746.

Der Marquis de Mirepoix, der in dieser Gegend kommandirte, konnte mit einigen wenigen Brigaden nichts thun, als den Feind necken, und seine Märsche beschwerlich machen. Um dem fernern Fortgange desselben Einhalt zu thun, warf man die Augen auf den Marschall de Belle-isle. Dieser war unvergleichlich zu solchen kriegrischen Neckereyen, die einen Geist erfordern, der Ordnung liebt, jeden Schritt vorher berechnet, und sich in alle kleine Besorgungen für das Einzelne einlaßen kann.

Als derselbe ankam, hatten die Allirten Antibes belagert. Die Engländer bombardirten den Ort von der Seeseite, unterdessen die Oesterreicher denselbem zu Lande förmlich belagerten. Man hatte keine Schiffsmacht zu Toulon, die den Engländern die Spitze bieten konnte, welche schon lange die Herrschafft im Mittelländischen Meere behaupteten. Die Küsten waren nur mit Landmilitz besetzt, deren der Schrecken sich schon bemächtigt hatte. Die Truppen, ohne Ordnung und Mannszucht, rissen sich einander das Heu und Stroh aus den Händen; die zur Herbeyschaffung der Lebensmittel bestimmte Maulthiere 16. Jan. 1747.

1747. thiere verreckten aus Mangel des Futters. Die Feinde hatten, vom Vero an bis zu dem Flusse d'Argens und Durance, alles aufgekauft, alles verwüstet. Der Marschall konnte anfänglich nichts thun, als ein Augenzeuge seyn von dem bejammernswürdigen Zustand und der Muthlosigkeit, worinn die Provinz und die Truppen versunken waren. Er fand **Dom Philipp** und den Herzog von Modena zu Aix, die keine Armeen mehr hatten, weil dieselbe aus Mangel an Lebensmitteln geschmolzen waren, und übernahm das Amt eines Intendanten und Munitionskommissarius. Als endlich die Verstärkungen angekommen waren, entsetzte derselbe Antibes mit Hülfe des Marquis de la Mina, der die Spanische Truppen kommandirte. Durch die geschickte Bewegungen, die er seine Armee machen ließ, jagte er dem Grafen von Brown, der die feindlichen Truppen kommandirte, die Furcht ein, in der Provence eingeschlossen und abgeschnitten zu werden; daher derselbe in großer Eil und Unordnung über den Varo
3. Febr. zurückgieng und den Franzosen einen Theil seiner Artillerie und alle seine Munition zurückließ. Eine schwache Entschädigung für die erhobenen Kontributionen, besonders aber für die Verheerungen und Plünderungen, so die Truppen desselben verübt hatten. Zwo Sachen trugen hauptsächlich zu dieser Befreyung der Provence bey; nehmlich der Mangel an Unterhalt, den die feindlichen Truppen nicht mehr über Genua bekamen, (ein Hauptpunkt, der die mehresten Einfälle in fremdes Gebiet fruchtlos macht!) und die vollkommene Harmonie, die zwischen dem Marquis de la Mina und dem Marschall de Belleisle herrschte, dessen Geist der Einigkeit dieses Wunderwerk stiftete.

Durch diese glückliche Begebenheit ward es nun möglich, den Genuesern die versprochene Unterstützung und den Herzog de Bouflers zu schicken, der daselbst starb, der aber, da er an den Kinderpocken verschied, nicht sagen konnte, wie Mithridat:

Et mes derniers regards ont vû fuir les Romains. 1747.

(Und meine letzten Blicke sahen noch die Römer fliehn.)

Der Marschall de Belle-Isle war so dreist, daß er, nachdem er durch seinen Bruder, im Angesicht der Englischen Flotte, die Margretheninseln wieder wegnehmen laßen, um eine Diversion zu machen, in die Staaten des Königs von Sardinien eindrang, Piemont bedrohte, und diesen Monarchen zwang, seine Truppen von dem blockirten Genua abzurufen, wodurch die Kayserlichen so geschwächt wurden, daß der Wiener Hof befahl, die Belagerung aufzuheben, und dieser Vorfall nöthigte die Englische Eskadre, die nun keinen Nutzen mehr stiften konnte, gleichfalls abzugehn. Der Herzog de Richelieu, der in allen Stücken so glücklich war, ward von dem Könige erwählt, dem Herzog de Bouflers in Genua zu folgen und erntete den Ruhm und die Ehrenbezeigungen ein, die diesem bestimmt waren. Er beschützte diese Stadt bis zum Frieden, daß sie nicht wieder in die Hände der Königinn von Ungarn fiel. Zur Dankbarkeit ward derselbe in den Adel von Genua aufgenommen, sein Nahme in das goldene Buch eingeschrieben und ihm in dem sehr großen und prächtigen Saal des Dogenpallastes eine Statue aufgerichtet, wo auf diese Weise alle die großen Männer aufgestellt werden, die die Republick vertheydigt oder berühmt gemacht haben.

Die einzige widerwärtige und dadurch merkwürdige Begebenheit dieses Zuges in Italien war das Treffen bey Exiles, wo der Graf de Belle-Isle zuvörderst die Unbedachtsamkeit begieng, die Schanzen anzugreifen wider den Rath derjenigen Officiers, die mehr Erfahrung und mehr Lokalkenntnisse hatten, und nächstdem noch, aus falscher Scham, seinen Irrthum nicht eingestehn, sondern seinen Fehler lieber durch eine zwar muthige, aber zugleich unnütze, Aufopferung seines Lebens büßen wollte. Ein thörigter und grausamer Eigensinn, wodurch eine Menge

1747. braver Officiers dasselbe Schicksal hatten, die nicht umhin konnten seinem Beyspiel zu folgen z. B. die Herren d'Arnaud, de Gras, de Grille, und de Donge.

Die Genueser waren die einzigen Alliirten, die Frankreich, während diesem Kriege, mit Erfolg unterstützte. Es hatte Karl dem VII. die Kayserkrone gegeben; er hatte aber dabey seine Länder eingebüßt. Der Herzog von Modena, der seine Staaten längst verlaßen müssen, hatte nichts als den leeren Titel eines Generallissimus. **Dom Philipp** hatte von seinen Eroberungen keine einzige behalten und der Prätendent jammerte darüber, daß er nur ein Schreckbild abgeben müssen, dessen Franereich sich bedient hätte, um seinen Feinden bange zu machen. Dieser Prinz, nachdem er länger als ein Jahr gegen sein unglückliches Verhängniß gekämpft hatte, war würklich wieder nach Frankreich gekommen. Durch
16. April 1746. die Schlacht bey Culloden, die derselbe in Schottland gegen den Herzog von Cumberland verloren hatte, war er nun ein bloßer Flüchtling und Verbannter geworden. Nachdem er verschiedene Monathe umher geirrt, und in den Gebirgen versteckt gewesen war, hatte er sich noch glücklich zu schätzen, daß er den Nachstellungen und der Wuth seiner Feinde entgangen war. Paris sah mit Rührung die Wiederkunft dieses unglücklichen Helden. Diejenigen, die die unübersteigliche Hindernisse nicht kannten, die dem glücklichen Ausgange seiner Wünsche im Wege standen, schrieben seinen Unfall den wenigen Anstrengungen zu, die Frankreich zu dessen Besten verwendet hätte und waren gegen das Ministerium aufgebracht, das diesen Prinzen zum Spielzeug seiner Staatskunst gebraucht hatte. Allein seine bald bekannt werdende Aufführung verminderte den Antheil, den man an seinem Schicksal nahm und machte ihn verächtlich, ja verhaßt. Mochte es nun geschehn, um sich gegen sein Unglück fühllos zu machen, oder mogte es bey demselben würkliche Unempfindlichkeit, oder auch die Hoffnung seyn, dem König George, seinem

seinem Nebenbuhler, durch scheinbare Sicherheit und Selbstvertrauen noch Schrecken einzujagen, in der Zeit, da man seine eifrigste Anhänger aufs Blutgerüst schleppte, genug! man sahe ihn gleichsam mit Fleiß alle Gelegenheiten ergreifen, sich öffentlich zu zeigen, und bey allen Schauspielen, Bals und Lustbarkeiten zugegen zu seyn, die den Winter hindurch gegeben wurden. Er wählte zu seiner Maitresse die Prinzessinn de Talmont, eine der thörigsten Damen des Hofes, und die recht dazu gemacht war, ihn um seine Ehre und seinen guten Ruf zu bringen. Zuletzt versank er in Ausschweifungen und Völlerey. Einer seiner Anhänger wagte es, ihm die Unanständigkeit seiner Aufführung vorzustellen und schilderte demselben den Jammer so vieler vornehmer Familien, die darum in tiefer Trauer waren, weil sie seine Vertheydigung unternommen hatten; allein der Prinz gab ihm eine Antwort, die man nicht zu wiederholen wagt und die man gern nicht glauben mögte, deren gelindeste Auslegung aber ankündigt, daß er schon eben so undankbar und hartherzig war, als wenn er im Purpur gebohren wäre. Sein Mißtrauen gegen Milord Mareschall war der Anfang zu seinem Verderben. Er erfuhr, mit welcher Offenherzigkeit derselbe am Französischen Hofe gesprochen hatte; das verdroß ihn. Auf Anrathen seiner niederträchtigen Schmeichler entfernte er sich von demselben, und dieser treue Diener, der seit dreyßig Jahren von seiner Anhänglichkeit an dem Hause Stuart die unzweydeutigsten Beweise gegeben hatte, mußte nun bereuen, so viel für einen Prinzen aufgeopfert zu haben, der durch Demüthigungen der Krone um nichts würdiger geworden war. 1747.

Die merkwürdigste Begebenheit in diesem Winter war wohl unstreitig die zwote Vermählung des Dauphin. Dieser Prinz hatte seine Durchlauchtige Gemahlinn an den Folgen von ihrer Entbindung verloren. Sein Schmerz über diesen Verlust war ungemein groß, und wenn man das Ende seines Grams hätte abwarten wollen, ehe man demselben eine neue 22. Julius 1746.

1747. Vermählung vorgeschlagen hätte, so wäre Frankreich ungeduldig geworden, welches ohndies nicht gern sah, daß er nur eine Tochter hatte. Seine Zärtlichkeit mußte also der Staatsklugheit weichen, und er ließ sich eine zwote Vermählung gefallen. Die Wahl fiel allen Mächten auf, da man erfuhr, daß dieselbe auf eine Sächsische Prinzessinn gefallen, auf die Tochter eines Königs, der den Thron des Schwiegervaters Ludewig des XV. besaß, mit der Feindinn desselben in genauen Bündnisse stand, und erst ganz kürzlich gesehn hatte, wie der König von Preußen, im Bündniß und Einverständniß mit Frankreich, seine Staaten verheert hatte. Allein der Groll der Fürsten läßt nicht so tiefe Eindrücke nach, als bey Privatpersonen. Dieselbe Staatsklugheit, welche verursacht, daß sie die empfangenen Wohlthaten leichtlich vergessen, würkt bey denselben auch eine gleich leichte Vergessenheit der Beleidigungen. Ueberdies war diese die einzige Prinzessinn, die bey jetzigen Umständen beynahe alle Eigenschaften hatte, die nach der Lage der Angelegenheiten erforderlich waren. Spanien hatte keine Prinzessinn mehr zu verheyrathen. In Portugall war eine mannbare Prinzessinn, allein aus einem Königreiche, das gänzlich unter Englischer Bothmäßigkeit stand, war nichts ersprießliches für Frankreich zu hoffen. Mit dem Könige von Sardinien, dessen, wiewohl etwas ältere, Tochter, sich wohl geschickt hätte, war man im Krieg befangen. Die Verbindung mit Bayern war zu übel abgelaufen, um eine neue zu versuchen. Ueber das alles trug der Marschall von Sachsen, dessen Ruhm und Nahme damals Frankreich und ganz Europa erfüllte, und der ein natürlicher Oheim dieser Prinzessinn war, nicht wenig dazu bey, daß man sich zu der Bewerbung entschloß, die wie man leicht denken kann, dem Dresdner Hofe sehr willkommen war. Die künftige Dauphine war auch vollkommen zufrieden.

Der Herzog de Richelieu, der mit jedem Tage seinem Herrn angenehmer und wechselsweise zum

Kriege, zu Staatsunterhandlungen, zu Liebeshändeln, und zu Prunkceremonien gebraucht ward, und sich zu allen dergleichen Austrägen vortreflich schickte, hielt, als außerordentlicher Ambassadeur des Königs zu Dresden, um die Prinzeßinn an, die sich dabey einer Aneckdote erinnerte, welche sie selbst zu Versailles ihrem Beichtvater, dem Abbé Soldini, erzählt hat*). Aus Neugier gieng sie nehmlich, als sie dreyzehn Jahr alt war, in das Kloster der Frauen vom heiligen Sakrament zu Warschau. Eine alte Nonne tritt die Prinzeßinn an, nimmt sie bey der Hand und sagt: „Madame! kennen Sie mich? — Ja! Sie sind Mutter Saint-Jean. — „Ganz recht! aber ich „heiße auch Dauphine, und ich sage Ihnen hiermit, „erinnern Sie Sich dessen einst, daß jetzt eine Dau„phine die Hand der andern Dauphine hält." Dieses sonst schmeichelhafte Kompliment, ward damals, weil sich gerade zu derselben Zeit der Dauphin mit einer Spanischen Prinzeßinn vermählte, zu einer beleidigenden Grobheit. Man vergab dieselbe dem hohen Alter der Prophetinn und hielt sie für unklug. Nachher hat man versichert, daß diese Nonne ein sehr heiliges Leben führte. 1747. 7. Jan.

Dem sey nun wie ihm wolle, vorher prophezeyht oder nicht, gieng diese Begebenheit zu Dresden, unter der Einsegnung des Päbstlichen Nuncius, vor sich. Die Auslieferung geschahe auf einer Halbinsel des Rheins, wo der Fürst Lubomirsky die Prinzeßinn in die Hände des Marschalls de la Fare und der Herzoginn de Brancas übergab, denen der König den Empfang aufgetragen hatte. 27. Jan.

Die Höflinge fanden die Prinzeßinn nicht reizend. Zween Tage vor ihrer Ankunft am Hofe reisten der

*) Da es bey dieser Geschichte, vor andern, nöthig ist, daß man seinen Gewährsmann anführe, so erklären wir, daß dieselbe aus der Lebensgeschichte des Dauphin, Vaters von Ludewig dem XVI. aus Hofnachrichten gezogen und dem Könige und der Königlichen Familie vorgelegt, von dem Herrn Abbé Proyart. — genommen ist.

1747. der König und der Dauphin derselben entgegen. Sie trafen einander nahe bey Brie-Comte-Robert. Die Prinzeßinn stieg zuerst aus dem Wagen, lief und warf sich dem Könige zu Füßen, um dessen Freundschaft und Zuneigung sie bat. Der König hob sie auf, umarmte sie und stellte sie dem Dauphin vor.

Diese neue Gemahlinn hätte überaus reizend seyn müssen, um diejenige in Vergessenheit zu bringen, deren Verlust der Dauphin beweinte. Als derselbe die erste Nacht in ihr Zimmer kam, und verschiedene Möbeln sah, die ein zärtliches Andenken in seiner Seele erneuerten, ward die Empfindung seines Schmerzens so stark, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Die Dauphine sah dieselben fließen. Sie schien selbst davon gerührt, und sagte: Laßen Sie diesen Thränen einen freyen Lauf, mein lieber Prinz! und fürchten Sie nicht, mich dadurch zu beleidigen. Diese Thränen kündigen mir vielmehr an, was ich selbst dereinst zu hoffen habe, wenn ich glücklich genug bin, Ihre Hochachtung zu verdienen. Sie verdiente dieselbe würklich, konnte aber nie das Herz ihres Gemahls in dem Grade fesseln, wie die verstorbene Dauphine. Uebrigens hatte sie viel mehr Verstand, als jene. Sie hatte, wie alle nordische Prinzeßinnen, eine sehr sorgfältige Erziehung genossen. Außer ihrer Muttersprache hatte sie lateinisch, französisch und italienisch, auch die Geschichte und das Zeichnen gelernt. Zugleich hatte sie sich viel andre nützliche und angenehme Kenntnisse erworben und durch ihre außerordentliche Lernbegierde hatte sie es in allen sehr weit gebracht. Daher nahm Voltaire, dieser feine Höfling, der den Geschmack und die Leydenschaften der Großen so gut zu nutzen weiß, um ihnen Schmeicheleyen zu sagen, Gelegenheit an die neue Dauphine das philosophische Gedicht zu richten, das jedermann auswendig weiß und worinn er mit vielem Witz und Scharfsinn das beschäftigte und thätige Leben der Dauphine mit dem leeren, trägen und langweiligen Leben der Königinn in eine sehr abstechende Vergleichung

gleichung setzt. Sein satyrisches Genie that demselben diesmahl einen üblen Dienst. Die Prinzessinn war nicht sowohl von den Lobeserhebungen geschmeichelt, womit er sie überhäufte, als vielmehr unwillig darüber, daß er sie für fähig hielt, die Aufdeckung der lächerlichen Seite der Königinn zu billigen. Er mußte das Gedicht verläugnen und wiederrufen, und als er dasselbe nachher drucken ließ, nannte er die Heldinn nicht und stellte sich, als wäre das Gedicht für eine anonyme Prinzessinn gemacht worden. 1747.

Die Lage der Dauphine gegen die Königinn war ungemein kützlich. Mit Furcht und Zittern erschien sie vor einer Schwiegermutter, deren Vater durch den ihrigen vom Thron gestoßen worden. Die Religion löschte endlich in dem Herzen der Königinn alle gehässige Gesinnungen aus, die ohndies, der Staatsklugheit nach, schon unterdrückt werden mußten. Aber die junge Prinzessinn trug auch ihrer Seits alles mögliche dazu bey. Den dritten Tag nach dem Beylager, sollte sie, nach der Hofetiquette, das Bildniß des Königs ihres Vaters auf dem Armbande tragen. Ob man sich gleich bereits die aufrichtigsten Versicherungen gemacht hatte, alles vorhergegangene zu vergessen, so kann man doch leicht denken, wie viel eine Tochter des Stanislaus dabey leiden mußte, in ihrem eignen Pallaste vor ihren Augen, gleichsam im Triumph, das Bildniß August des III. funkeln zu sehn. Ein Theil des fatalen Tages war schon vorüber gegangen, ohne daß jemand so dreist gewesen wäre, diesen Zierrath genau zu betrachten, der viel reicher besetzt war, als die Bildnisse, so sie die vorigen Tage getragen. Die Königinn sprach zuerst davon, indem sie ihre Augen darauf richtete, und sagte: **Meine Tochter! das ist also das Bildniß des Königs, Ihres Vaters? Ja, Mamma!** antwortete die Dauphine und reichte der Königinn den Arm hin, **sehen Sie nur, wie ähnlich es ist!** — Es war das Bildniß des Stanislaus. Vater und Tochter wurden von Erkenntlichkeit über diese Artigkeit gerührt, worinn sich das Herz noch deutlicher

1747. zeigte als der Verstand, nahmen dieselbe von der Zeit an recht von Herzen für ihre Tochter an und lebten mit ihr und ihrer ganzen Familie in dem besten Vernehmen.

Das Beylager des Dauphin konnte nicht vollzogen werden, ohne daß ganz Frankreich durch öffentliche Lustbarkeiten daran Theil nahm. Besonders zogen die Bals zu Versailles die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es fielen daselbst einige Aneckdoten vor, die des Aufbehaltens wehrt sind. Man weiß, daß auf einen geschmückten Bal nur sehr schön und reich gekleidete Tänzer zugelaßen werden. Selbst Höflinge von geringem Vermögen müssen alles daran wagen, um in einem glänzenden Anzuge zu erscheinen. Die Pariser Bürger, die sehr begierig sind, an Hoflustbarkeiten Theil zu nehmen, ermangeln nicht, auch bey dieser zu erscheinen, wurden aber nur bloß als Zuschauer zugelaßen. Die Frauenzimmer sind eben so pünktlich, sich einzufinden. Diesem werden stufenweis gesetzte Bänke angewiesen, und man sucht immer die schönsten aus, um sie vorn hinzubringen, wo der Hof dieselben in den Augen hat. Der Platz für die Mannsleute ist dem gegen über. Da sich einst ein bürgerlich gekleideter Mann auf einen für andre bestimmten Platz gesetzt hatte, wollte der Officier von der Garde du Corps ihn da wegweisen, er widersetzte sich aber, und als der Officier darauf bestand, ward derselbe, der gewiß Ursach hatte, unerkannt zu bleiben, ungeduldig und rief in der Hitze: Ich sch .... mein Herr! und wenn Ihnen das nicht ansteht, so bin ich der und der, Oberster vom Regiment Champagne. Dieser Streit machte Aufsehn, und im ganzen Saale ward darüber gesprochen. Kurz nachher wollte man auch einer Dame einen andern Platz anweisen, und als man deshalb zu sehr in sie drang, sagte sie: **Kurz! Sie können thun, was Sie wollen, aber ich bin vom Regiment Champagne.** Von der Zeit an ist dieser Ausdruck zum Sprichwort geworden, womit

mit man auf eine anständigere Weise dasselbe sagt, was der Obrist etwas zu körnige ausdrückte. 1747.

Der maskirte Ball ist viel freyer. Mit einem Billet wird Jedermann zugelaßen. Die Marquise de Pompadour vermuthete wohl, daß man bey dieser Lustbarkeit versuchen würde, ihr den König abspenstig zu machen. Sie war auf ihrer Hut und ihre ausgestellte Spions dienten ihr so treu, daß alle Versuche der Frauenzimmer, die ihre Absichten darauf gerichtet hatten, fehl schlugen, oder ihr wenigstens nicht nachtheilig wurden. Ein originaler und lustiger Auftritt unterbrach die Liebeshändel auf eine Zeitlang und belustigte den Monarchen ungemein. An einem herrlich besetzten Schenktisch wurden den Masken Erfrischungen in großem Ueberflusse gereicht. Ein gelber Domino erschien daselbst alle Augenblicke und verzehrte eine ungeheure Menge von kühlendem Getränk, seltenen Weinen und besonders Eßwaaren. Wenn er auf eine kurze Zeit verschwand, so war es, um bald noch durstiger und hungriger wieder zu erscheinen. Er ward von einigen Masken bemerkt, die ihn andern zeigten. Der gelbe Domino ward bald der Gegenstand der allgemeinen Neugier. Der König wollte ihn sehen, und ließ demselben nachfolgen, um zu wissen, wer es wäre. Es fand sich, daß der gelbe Domino den Hundert-Schweitzern gemeinschaftlich gehörte, die einer nach dem andern denselben anzogen, und also wechselsweise den Posten am Schenktisch besetzten, der ihnen so wohl behagte. Man weiß, daß ein Hundert-Schweitzer, dessen Körper wohl drey oder vier gewöhnliche Körper aufwiegt, ungefehr so viel zu verzehren pflegt, als zehn Franzosen. Die Benennung zeigt ihre Anzahl an; mithin war es so gut, als wenn tausend Gurgeln sich bey dem Schenktisch gefüllt hätten.

Die vorzüglichsten Ehrenbezeigungen auf dem Beylager der Dauphine genoß der Marschall von Sachsen. Der Ruhm dieses Helden bedeckte den Fehler seiner Geburt so gut, daß die Prinzessinn sich

eines

eines solchen Verwandten nicht schämte. Es that
1747. Frankreich leyd, daß er nicht im Lande gebohren
war; es beneidete sein Vaterland, und hatte densel-
ben unter seine Kinder aufgenommen. Er selbst war
in seinem Herzen ein guter Franzose, wollte auch
26. April dafür angesehen seyn, und hatte ein Naturalisa-
1746. tionspatent erbeten und erhalten. Nach der Schlacht
1. Novbr. bey Raucoux hatte der König demselben sechs von
1746. den Kanonen bewilligt, die dem Feinde abgenommen
waren. So hatte Ludewig der XIV. einst den Mar-
schall de Villars belohnt. Endlich hatte er densel-
12. Jan. ben zum Generalfeldmarschall seiner Armeen ernannt,
1747. ein Titel, den Turenne einst geführt hatte. So
viel auszeichnende Vorzüge, ob sie gleich hinläng-
lich verdient waren, mußten gegen diesen Fremden
(denn als einen solchen betrachtete man ihn noch im-
mer) die Eifersucht der Höflinge, und besonders der
Ministers, erwecken, weil er sich immer mehr und
mehr das Zutrauen des Königs erwarb. Sie be-
schlossen daher, aus allen Kräften am Frieden zu ar-
beiten, um den Lauf seiner Siege zu unterbrechen
und den Zuwachs seines Ansehens zu hemmen.

Den Vorschlägen des Königs zufolge wurden zu
7. Septbr. Breda Konferenzen gehalten, wo der Marquis de
1746. Puysieux als Gevollmächtigter Französischer Mini-
ster hingeschickt war, um sich mit den Ministern von
England über die Mittel zur Aussöhnung der Höfe
Januar zu besprechen. Die Abdankung des Marquis d'Ar-
1747. genson, während dieser Zeit, verzögerte das große
Werk, an dem man arbeitete. Wir haben schon an-
gemerkt, daß das Departement der auswärtigen An-
gelegenheiten weder für seinen Verstand noch für sei-
ne Gemüthsart paßte. Es ist keine andere Ursach
seiner Abdankung ausfindig zu machen, als sein Wi-
derwille gegen die immerwährende Verstellung, die
beständig seiner Aufgeräumtheit und Offenherzigkeit
Zwang anthat. Die Gesundheit wird bey solchen
Gelegenheiten immer zum Vorwand genommen.
Um den Faden der angefangenen Unterhandlungen
nicht zu verlieren, ward der vakante Ministerposten
dem

dem Herrn de Puysieux anvertraut. In seine Stelle zu Breda kam Herr Dutheil, Kabinetssekretär des Königs, der gewiß so viel verstand, als sein Vorgänger. Die Engländer, denen noch nichts genommen worden, die viel Vortheile auf dem Meere erhalten hatten, die voraussahen, daß sie bey dem Frieden wieder herausgeben müßten, und die sich noch größere Vortheile zur See versprachen, legten nicht viel Werth auf die Mäßigung Ludewig des XV. Sie wollten gerne vor dem Friedensschluß noch den Einwohnern von Frankreich eben den Schrecken einjagen, den der Prätendent, auf Frankreichs Anstiften, allen drey Königreichen eingejagt hatte. Es war ihnen daher mit nichts rechter Ernst, und sie suchten bloß, die Sache zu verzögern. 1747.

Sie hatten eben eine Demüthigung zu l'Orient erfahren, und dies war noch ein Sporn mehr für ihre Eigenliebe. Diese Scharte dachten sie durch eine glücklichere Unternehmung wieder auszuwetzen. Ihre Absicht war dahin gegangen, in der Zeit, da die Provence verheert ward, diesen Hafen und mit demselben die Kompagnie von Indien zu Grunde zu richten; sich Port-Louis zu bemächtigen, so sich nach der Wegnahme von l'Orient nicht würde halten können; die Provinz Bretagne in Kontribution zu setzen, und die Kalvinisten in der Gegend la Rochelle, in Languedoc und im Delphinat aufzuwiegeln. Ein Irrthum vereitelte das Unternehmen von der einen Seite, und der Muth, die Einsicht und das Genie des Marschalls de Belle-isle vertrieben die vorgedrungene Feinde von der andern Seite.

Aus demjenigen, was ein alter Officier, der zu Port-Louis kommandirte, damals einberichtete, kann man auf den Zustand schließen, worinn sich die Küste bey der feindlichen Landung befand.

„Ich habe, schreibt er, den 28ten September „eine Flotte wahrgenommen, die immer zahlreicher „wird, allein ich werde dieser Englischen Nation „wohl widerstehn". Den 2ten Ocktober meldet er: „Sie sind zu Polduc mit drey hundert und funfzig

„platten Fahrzeugen und fünf und funfzig Kriegs-
1747. „schiffen gelandet. Hätten wir Gewehre, so wür-
„den wir sie schlagen. Die Bauern haben aber nichts,
„als Heugabeln".

3. Sept. 1746. Ohne Widerstand stieg der General Sinclair mit fünf tausend Mann regulirter Truppen ans Land. Der Französische Kommandant, ein gewisser l'Hopital, hatte Kanonen und zwölf tausend Mann Militz. Auf die Drohung des Engländers, alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten, wenn man sich wehrte, verlor alles den Muth und man kapitulirte
8. Sept. 1746. am ersten Tage des Angriffs, das ist, fünf Tage nach der Landung, denn so lange hatte der Feind gezaudert, ohne daß man sich diese Frist zu Nutze gemacht hatte. Beyde Theile schienen darauf auszugehn, um die Wette Fehler zu machen. Die Trommelschläger von der Landmilitz, die schlecht unterrichtet waren, schlugen den Generalmarsch, statt der Schamade. Sinclair horcht, weiß nicht, was das zu bedeuten hat, und fängt an, eine Verrätherey zu befürchten. Unterdessen giebt der Admiral Lestoc durch ein Signal die Nachricht, daß der Wind umgeht. Ein panisches Schrecken ergreift den Feind, der sich schon angegriffen glaubt, ohne sich an Bord retten zu können. Er flieht vor den Franzosen, die ihm die Schlüssel bringen, und sich sehr verwundern, das Lager ledig zu finden. Man schickt ihm Spott und Hohngelächter nach und er landet auf Quiberon einer kleinen unfruchtbaren und wüsten Insel. Diese Rache war eben so schlecht ausgesonnen, als die erste schlecht ausgeführt war. So war zu der ersten Thorheit eine zwote hinzugekommen.

Die Holländer zeigten eben so wenig Entschliessung, oder vielmehr, die Republick war in zwo Partheyen getheilt. Die Kaufleute wünschten den Frieden von Herzen, aber der Adel, der das Haus Oranien, in der Hofnung, bey fortgesetztem Kriege eine Veränderung in der Regierungsform zu bewürken, und sich bey der allgemeinen Verwirrung mächtiger zu machen, aufhetzte, hielt das Widerspiel und drang durch.

durch. Um sie zusammen einst inniger zu machen, und ihnen einen heilsamen Schrecken einzujagen, beschloß man denselben etwas näher auf den Leib zu gehn. 1747.

Der Königliche Minister im Haag, Abbé de la Ville überreichte den Generalstaaten im Nahmen seines Herrn eine Erklärung, wovon der wesentliche Inhalt dieser war; Gleichwie die Generalstaaten im Jahre 1744 vierzig tausend Mann nach Ryssel und Cisoing auf französischen Grund und Boden geschickt hätten, ohne dafür angesehn seyn zu wollen, daß sie als Feinde gegen den König handelten, so fände sich jetzt der König durch die Umstände und zur Deckung seiner gegen die Königinn von Ungarn gemachten Eroberungen genöthigt, seine Truppen in das Gebiet der Republick einrücken zu laßen, wäre aber gar nicht Willens, mit derselben zu brechen, sondern bloß den gefährlichen Folgen vorzubeugen, die aus dem Schutz entstehn müßten, den die Republick den Truppen der Königinn von Ungarn zugestünde. Der König verspräche dabey, die Provinzen oder Städte und Festungen, welche seine Truppen zu ihrer eigenen Sicherheit würden einnehmen oder besetzen müssen, nur als ein Unterpfand zu betrachten, welches gleich wieder zurückgegeben werden sollte, sobald die vereinigten Provinzen den Feinden des Königs keine Hülfe mehr leisten würden. 17. April. 1747.

Diese Eröfnung war gleichsam das Signal zu den Feindseligkeiten. Die schleunigsten Eroberungen folgten derselben auf dem Fuße, und brachten die Begebenheit zu Stande, worauf sich die Unterhandlungen des Herzogs von Cumberland, währendes Winters, im Hag bezogen.

Der Prinz von Nassau wird zum Statthalter, Admiral und Generalkapitän der vereinigten Niederlande, erst von Volk, und bald darauf von den Generalstaaten und den sämmtlichen Provinzen ernannt. 4. May. Kurz darauf arbeitete die Nation daran, ihre Ketten unauflößlich zu machen, dadurch daß dieselbe, wie bey Wilhelm dem III. der hernach König von 17. May.

1747. England ward, die Statthalterschaft bey diesem Hause erblich machte, selbst für die weiblichen Nachkommen, nur mit der Bedingung, daß die Prinzessinnen, welche die Erbschaft antreten wollten, weder an einen König, noch an einen Kurfürsten vermählt seyn müßten. Die Dicktatur bey den Römern hat das Modell zum Statthalteramt hergegeben, nur daß die Römer die Schmeicheley nicht so weit trieben, sich einem weiblichen Dicktator zu unterwerfen.

Diese Republikaner hatten einen Beschützer nöthig, aber keinen Herrn. Die Ernennung eines Statthalters verhinderte die Königliche Armee nicht, die seit vierzehn Tagen in Seeland eingerückt war, weiter vorzudringen und im Gesicht der feindlichen Armee verschiedene Plätze zu besetzen. Von nun an wurden alle Unterhandlungen abgebrochen. Herr von Hoey blieb zwar als Ambassadeur in Frankreich: aber man machte ihm den Aufenthalt zuwider, man spottete seiner und machte ihn lächerlich; das war eine Behandlung, die er ungeahndet nicht hinnahm. Eines Abends, als er bey dem Marquis de Fontaine speiste, erschien ein großer Holländischer Käse auf der Tafel, und der Wirth sagte: Mein Herr Ambassadeur! das ist Obst aus Ihrem Lande. Diese Rede verdrießt den Gesandten, er steht schnell von der Tafel auf, greift in die Tasche, wirft eine Hand voll Dukaten auf den Tisch und ruft aus: Das auch. Kurz darauf verließ er Paris.

Die Herrn Dutheil und Macanas, Gevollmächtigte Minister von Frankreich und Spanien, erklärte ihrer Seits den Ministern der übrigen Mächte, daß die Nähe der Armeen nicht zuließe, die Konferenzen in Breda fortzusetzen; ihre Herren würden sich dahero gefallen laßen, daß ein Kongreß zu Trier, Cölln oder Aachen gehalten würde.

Julius. Der König machte diesen vierten Feldzug mit, und gewann selbst in Person, gegen den Herzog von Cumberland die Schlacht bey Lawfeld, wo der Sieg leichter

leichter war, aber mehr Blut kostete*), als die bey Fontenoi, wo sich die Grafen de Clermont und d'Etrées hervorthaten, der Graf von Bayern blieb, und der General Ligonier gefangen ward. Der König schlief die Nacht in dem Quartier, wo der Englische Prinz die vorige Nacht geschlafen hatte. 1747.

Man hielt sich gar nicht auf, sondern belagerte Bergen-op-Zoom, mit dem Beynahmen die Jungfer, eine Festung, die die Ingenieurkunst des Spinola zu Schanden gemacht hatte, und sowohl durch ihre Festungswerke, als wegen der Moräste, die sie umgeben, und verursachen, daß man ihr nicht von allen Seiten beykommen kann, eine der unüberwindlichsten in den Niederlanden ist. Was die Einwohner diesmahl noch sicherer machen mußte, war der Umstand, daß sie beständig durch frische Truppen unterstützt werden konnte, denn sie hatte eine Kommunikation mit der Armee des Grafen von Schwarzenberg, die nicht abgeschnitten werden konnte. Der Muth allein mußte über dieselbe siegen. Fünf und siebzig Tage nach Eröfnung der Laufgräben ward sie mit stürmender Hand eingenommen. Man konnte die Plünderung nicht verhindern, da dies bey solchen Unternehmungen der mächtigste Antrieb für den Soldaten ist, der hier eine reiche Beute machte. Diese Eroberung hatte man dem Grafen von Löwendhal zu danken. Dieser Däne, der mit dem Marschall von Sachsen zugleich diente, war nicht ein so großer Kriegsmann als dieser, aber einer der gelehrtesten in Europa; man sagt, er habe vierzehn Sprachen gesprochen. Er war eben so sehr, als der Marschall, für die Erhaltung der Soldaten besorgt. In seinem Schreiben an diesen General schätzt er seinen Verlust nur vierhundert Mann und den feindlichen an Toden und Verwundeten auf fünf tausend; 15. Sept.

*) Bataille moins disputée, mais plus sanglante. Der Uebersetzer hat die *tournure* übersetzt, wie er glaubt, daß es dem Sinne am nächsten kommt. Es ist der französischen Sprache eigen, daß das sinnreiche oft mehr in der Wendung als im Sinn liegt. A. d. Ueb.

1747. welches auffallende Verhältniß beweist, wie sehr er die seltne Kunst verstand, seine Truppen zu schonen. Als der König die Nachricht von der Einnahme von Bergen-op-Zoom hörte, machte er die für Frankreich demüthigende Anmerkung, daß seine beyden größten Feldherrn Ausländer wären, und daß das Land nicht mehr solche Helden hervorbrächte als ehedem. **Das kommt daher**, antwortete der anwesende Prinz von Conti, **weil sich unsre Weiber mit den Laquaien abgeben.**

Als die Frau von Löwendhal zum Könige kam, nahm sie derselbe, wie die Gemahlinn eines Helden auf, und sagte ihr: **Madame! bey dieser Eroberung wird jedermann gewinnen. Ihrem Gemahl gebe ich den Marschallsstab und meine Unterthanen hoffe ich von der Last des Krieges zu befreyen.** Zu gleicher Zeit erklärte er den Marschall von Sachsen zum Generalkommandanten der Niederlande, und war, noch vor dem Schluß des Feldzugs, noch immer eben so geneigt, Friede zu machen, als wenn er der Ueberwundene wäre. Der Abbé de la Ville mußte den Generalstaaten hinterbringen, daß sein Herr, der neuen Eroberungen ungeachtet, denselben Gesinnungen der Mäßigung getreu bliebe.

Nun überzeugten sich die Holländer endlich von der Aufrichtigkeit Ludewig des XV. und dachten ernstlich darauf, von dieser Eröfnung Gebrauch zu machen. Sie lagen England an, sich dazu zu be-
18. Sept. quemen, und der Graf von Sandwich schrieb an den Marquis de Puisieux, um demselben Aachen zur Fortsetzung der Konferenzen vorzuschlagen. Sein Vorschlag ward angenommen, und die Frucht davon war der auffallende Friedenstracktat, durch welchen Frankreich, das sein Blut und seine Schätze in diesem Kriege verschwendet, und fünf Jahre lang gesiegt hatte, nicht allein gar nichts gewann, und nicht einmahl eine Entschädigung forderte, sondern sich auch sogar noch die Gesetze vorschreiben ließ, die es eigentlich den übrigen hätte vorschreiben können.

Wir

Wir haben in Aachen den Saal gesehn, wo die Konferenzen gehalten, und den Tisch, an welchem der Friede unterzeichnet worden. Man hat uns dabey folgende Anekdote erzählt. Der Graf von Sandwich erstaunte über die Bereitwilligkeit der Gevollmächtigten des Königs, der nichts verlangte, und in alles willigte; er argwohnte daher eine Hinterlist und schrieb an seine Kundschafter in Versailles, die ihm aber antworteten, er könnte sicher trauen; sie wüßten die Gesinnungen der Ministers, die auf die Gewalt eifersüchtig wären, die der Marschall von Sachsen über den König von Tag zu Tage mehr gewänne, so wie auch die Gesinnungen der Maitresse, der es nicht mehr gefiele, in den Feldzügen umher zu ziehn; alle wären darinn einig, daß sie den Frieden haben wollten, es mögte kosten, was es wollte. Die Französische Seemacht ward immer schwächer, und der Verlust den dieselbe erlitten, und der ihr noch bevorstünde, ward übertrieben vergrößert und Ludewig der XV. dadurch so furchtsam gemacht, daß er auf die unrühmlichste und schimpflichste Weise alles aufopferte. 1747.

Die Eskadre des Herzogs d'Anville war zwar in einer Unternehmung gegen Akadien in Amerika unglücklich gewesen. Das Mißverständniß unter den Kapitäns war Schuld daran, die gegen diesen Befehlshaber mißvergnügt waren, und ihn für einen Einschub ansahen, weil er nicht von unten auf gedient hatte. Sie wollten nicht allein seiner Unerfahrenheit nicht zu Hülfe kommen, sondern verleiteten ihn auch, manchen Fehler zu machen, den sie ihm hernach zur Last legten, worüber er auch für Gram starb. Die Engländer hatten den Mars genommen und die Ueberbleibsel der zerstreuten Flotte hatten keinen andern Vortheil von diesem Kreuzzug nach Brest zurücke gebracht, als die Pest. Dagegen aber hatte Herr Dubois de la Motte, der eine Kauffahrteyflotte nach Sankt Domingo eskortirte, mit dem einzigen Kriegsschiffe Magnanime von vier und siebzig und der Fregatte Etoile von vierzig Ka-

 nonen,

1747. nonen, sich gegen vier Englische Kriegsschiffe gewehrt, wobey zwey von achtzig Kanonen waren, hatte dieselben in die Flucht geschlagen und war glücklich und wohlbehalten an dem Orte seiner Bestimmung angelangt. Eben so war der Gouverneur der Insel Bourbon, Herr de la Bourdonnai, nachdem er mit einer Eskadre von neun Schiffen die Englische Flotte des Admirals Barnet geschlagen, bey der
15. Sept. Stadt Madras gelandet, hatte dieselbe weggenommen und sie mit einer Million und hundert tausend Goldthalern in barem Gelde und fünf mahl hundert tausend Goldthalern an Kriegsbedürfnissen und Kaufmannsgütern wieder ranzioniren laßen, welches zusammen dreyzehn bis vierzehn Millionen Livres beträgt, und diese Bedingung hatte der Gouverneur von Pondicheri, Herr Dupleix, noch zu gelinde und zu vortheilhaft für die Feinde gefunden, und daher die Bestätigung verweigert.

Im Jahr 1747 war die Französische Seemacht durch zwey sehr ungleiche Seetreffen grausam geschwächt, und der Stolz der Engländer dadurch sehr
14. Jun. viel höher gestiegen. Das erste war bey Capo Finisterrä zwischen der Eskadre des Marquis de la Junquierre, die nur aus vier Schiffen und fünf Fregatten bestand und der Flotte des Admirals Anson, vorgefallen, die sechszehn Linienschiffe stark war, und die Franzosen dergestalt umringt hatte, daß nichts davon kam. Das zweyte war in Amerika vor sich gegangen, wo die Flotte des Admirals Hawke von zwanzig Linienschiffen vom ersten Range mit der Eskadre des Herrn de l'Estenduere gefochten, die nur aus acht Schiffen bestand, von welchen sich nichts, als das Schiff des Befehlshabers und der Tonnant, gerettet hatte, den ein bloßer Schiffskapitain Herr von Vaudreuil kommandirte, der durch ein sehr dreistes und geschicktes Manöver den Intrepide nach sich gezogen hatte. Die beyden Flotten aber, die von diesen Eskadern konvoyirt wurden, waren glücklich an den Ort ihrer Bestimmung gekommen.

Zu

Zu Anfang des Jahrs 1748 hatte sich der Magnanime, den der Graf d'Albert kommandirte, bey seiner Zurückkunft aus Amerika, nachdem derselbe in einem Sturm seine Masten verlören, genöthigt gesehn, zu streichen, jedoch erst nachdem er sich gegen vier feindliche Schiffe acht Stunden lang ununterbrochen gewehret hatte. 1748. 11. Febr.

Herr de Montlouet, endlich hatte sich, theils an der Küste von Guinea, theils in Amerika, wo er die Engländer in überlegner Anzahl vorgefunden, mit so viel Geschicklichkeit als Standhaftigkeit, dieser beyden mißlichen Aufträge entlediget.

Es erhellet hieraus, daß wenn Königliche Flotten den Kürzern gezogen, solches allemahl, nach der Staatsklugheit einer wohleingerichteten Regierung, zum besten des Handels und der Kolonieen geschehen sey.

Jener war noch so blühend, daß er dem Staate Nahrung verschaffte, und man hatte noch neuerlich die Französischen Kaper durch sehr anlockende Belohnungen aufgemuntert, der Schwachheit der Königlichen Marine abzuhelfen. Es kam eine Verordnung heraus, durch welche, mit Einwilligung des Admirals, der zehnte Theil an dem Gewinn der gemachten Prisen, bis auf weitere Verfügung erlaßen seyn sollte. 5. März.

Diese konnten England noch immer viel zu schaffen machen. Wenn auch die Königsinsel unter Englische Bothmäßigkeit gekommen war, so war hingegen Madras in Französischen Händen. Wenn gleich der Admiral Knowles sich des Fort-Louis auf Sankt Domingo bemächtigt hatte, so waren die Engländer doch sehr ungewiß über den Ausgang der veranstalteten Belagerung von Pondicheri, die würklich, wegen der vortreflichen Gegenwehr des Herrn Dupleix, aufgehoben werden mußte. 17. Oct.

Man hätte also von Seiten Frankreichs noch immer genug zu erinnern gehabt, wenn der Repräsentant dieser Krone, der Graf de Sankt-Severin d'Arragon, dazu instruirt gewesen wäre. Der Entschluß

1745. schluß war aber einmahl gefaßt; der Englische Minister mußte das Geheimniß seines Gegners, und machte sich dasselbe zu Nutze. Sein Herr, ohne sich eben sehr nach dem Frieden zu sehnen, war desselben doch sehr benöthigt, theils um seinen Thron zu befestigen, und die, durch den Einfall des Prätendenten entstandene Gährung in seinem Reiche zu unterdrücken; theils um den ungeheuren Subsidienzahlungen ein Ende zu machen, die er leisten mußte; theils endlich, um den dringenden Anliegen der Holländer und selbst des Statthalters nachzugeben, dessen Würde mit der Republick zugleich eingegangen wäre. Die Nothwendigkeit, dieser alliirten Macht beyzustehen, war so dringend, daß er für dieselbe Vertheydiger aus dem Norden hatte herbeyschaffen und dreyßig tausend Russen in Sold nehmen müssen. Kurz, ob derselbe gleich Hoffnug hatte, mit der Zeit sich der Französischen Besitzungen in Amerika zu bemächtigen, so mußte er doch befürchten, daß der König von Frankreich dagegen desto größere und schnellere Eroberungen in Europa machen mögte.

Die Königinn von Ungarn mußte sich ihre reiche Provinzen in Flandern wiederschaffen, die der Marschall von Sachsen mit ungeheuren Kontributionen belästigte, und die immer mehr zu Grunde gehen mußten. Dieser General hatte den Fehler, geldgierig zu seyn und die Ueberwundenen grausam zu plagen. Drey oder viermahl hatte man ihm bereits die Erhaltung der vortrefflichen zum Spatzirenfahren bestimmten Alleen zu Brüssel abkaufen müssen, die er allemahl abhauen zu laßen drohte, wenn er Geld brauchte. Bey der Fortsetzung des Krieges mußte diese Fürstinn nothwendig verlieren, und jetzt endete sie denselben so rühmlich als möglich, nachdem sie ihren Gemahl auf den Kayserlichen Thron gesetzt hatte. Sie trat nichts ab, als was ihr ohnedies nicht mehr gehörte, und was sie im Grunde auch gar nicht hoffen konnte, zu behalten. Die Könige von Preußen und Sardinien, denen es allein bescheert war, bey diesem Streite zu gewinnen, waren froh,

sich

sich ihrer neuen Erwerbungen durch einen allgemeinen Definitivtracktat zu versichern. 1748.

Der König von Spanien, ob derselbe gleich nicht so lebhaften Antheil an diesen Händeln nahm, als Philipp der V. konnte doch seine Amerikanische Staaten nicht zergliedern laßen, die von der Englischen Seemacht bedroht wurden, und gewann überdies, ohne ferneres Blutvergießen, einen Theil von Italien zum Erbgut für seinen Bruder.

Der Angriff von Mastricht, als die schönste kriegerische Unternehmung, die seit langer Zeit ausgedacht worden, war die letzte Anstrengung, die Frankreich anwendete. Auch diese führte der Marschall von Sachsen aus und endigte damit, wie er angefangen hatte. Er setzte sein Vorhaben mit Hülfe zweener Männer ins Werk, die vielleicht, jeder in seiner Art, die einzigen waren, nehmlich des Herrn de Crémilles, Generalquartiermeisters von der Armee, und des Herrn Paris Duverney, der in Anschaffung der Lebensmittel eben so viel Geschicklichkeit bewies, als jener in der Anordnung der Märsche. Diese Marschanordnungen waren so eingerichtet, daß den Feinden zugleich für Mastricht, Luxemburg und Breda bange ward; sie theilten also ihre Truppen, und erleichterten eben dadurch den Angriff auf Mastricht. Allein der General, der wußte, daß der Friede vor der Thür war, schonte das Blut der Soldaten und betrieb die Belagerung nur sehr laulich. Indessen verlohr doch der Marquis de Bissy, ein Officier, der große Hoffnungen von sich gab und bereits herrliche Thaten verrichtet hatte, daselbst durch eine Kanonenkugel sein Leben. 13. April

Dieser letzte Stachel machte, daß die Unterzeichnung der Präliminarien beschleunigt ward, denen der würkliche Friedensschluß im Oktober folgte. Nach dem Inhalte der Hauptartikel wurden alle Eroberungen von allen Theilen wieder herausgegeben. Der Infant Dom Philipp bekam die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla; der König von Sardinien behielt, bis auf etwas weniges, alles,

was

1748. was ihm durch den Wormser Tracktat abgetreten worden; der Herzog von Modena ward wieder in den Besitz seiner Staaten gesetzt; die Republick Genua desgleichen; England behielt den ganzen Vortheil seines Handels mit Spanien; der Quadrupleallianztracktat wegen der Erbfolge zur Krone von Großbritannien ward bestätigt, und der Königinn von Ungarn die durch die Pragmatische Sanktion zu ihrem Vortheil gemachte Einrichtung, so wie dem Könige von Preußen der Besitz des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz, garantirt. Der Großherzog endlich ward von allen Potentaten als Kayser anerkannt.

Die Französische Nation hatte an diesem Tracktat hauptsächlich zweyerley auszusetzen. Das erste war die Klausel, daß die Festungswerke von Dünkirchen in dem Zustande bleiben sollten, worinn dieselben sich damals befanden, welches nicht mehr ein Beweis der Mäßigung, sondern vielmehr der Schwachheit des Königs, war. Das zweyte war die Vertreibung des Prinzen Eduard, nachdem man denselben nach Frankreich berufen, ihn durch glänzende Hoffnungen geblendet, und ihn, mit Gefahr seines Lebens, zum Spielwerk gebraucht hatte, um ganz andere Absichten dadurch zu erreichen, welches Niederträchtigkeit und Treulosigkeit war. Auch konnte der Pretendent, der nun in Frankreichs Augen weiter nichts war, als der Ritter Sankt George sich gar nicht einbilden, daß man die Ehrlosigkeit so weit treiben würde, daß man ihn mit Gewalt aufhöbe und war daher gegen alle Warnungen und Rathgebungen taub gewesen, und die Regierung mußte endlich dem Obersten des Garderegiments, Herzoge de Biron, den Befehl geben, denselben aufzuheben. Dieses sonderbare Unternehmen ward bey dem Opernhause ausgeführt. Der König hatte den Major von der Garde, Herrn de Vaudreuil, im Voraus instruirt, daß er dieses Geschäft übernehmen sollte, und demselben vorläufig benachrichtigt, daß der Prinz nie ohne Gewehr gienge, und daß er gedroht hätte,

sich zu erschießen, sobald man Hand an ihn legte, wobey er demselben eröfnet hatte; daß er mit seinem Kopf dafür haften müßte, daß er sich des Prinzen ohne dergleichen Auftritt bemächtigen wolle. Als Herr de Vaudreuil Vollmacht von dem Könige erhalten hatte, die Ausführung einzurichten, wie er es nöthig fände, jedoch, so viel die Umstände es erlaubten, ohne den Wohlstand und die Ehrfurcht, die einer solchen Person gebührten, zu verletzen, machte derselbe seine Anstalten. Die Oper war angegangen. Der Eingang zum Opernhause war in einer Straße, die keinen Ausgang hat. Der Prätendent kam gefahren; so bald derselbe abgestiegen war, wurden alle Zugänge besetzt und er war schon im Garn, ehe er noch das geringste muthmaßte. Herr von Vaudreuil eröfnete demselben seinen Auftrag und zeigte seinen schriftlichen Befehl vor. Er bat den Prinzen um die Erlaubniß, seine Taschen zu durchsuchen. Der Prinz wollte es nicht zugeben und versicherte sogar auf sein Ehrenwort, daß er kein Gewehr bey sich hätte. Allein der Major ließ denselben durch seine Grenadiers halten, und fand würklich einige Sackpistolen bey ihm. Man setzte ihn in eine Kutsche und fuhr mit ihn nach Vincennes, wo ein Abendbrod für denselben bestellt war. Als er nur ein Gedeck erblickte, forderte er mehrere und beredete den Herrn de Vaudreuil und die übrigen Officiers, mit ihm zu speisen. So blieb er daselbst drey Tage. Alsdann ward er nach Pont de Beauvoisin geführt, welches ihm alle Lust benahm, jemahls wieder nach Frankreich zu kommen. 1748.

Ganz Paris war über dieses Betragen aufgebracht und verglich dasselbe mit dem Betragen Ludewig des XIV. und bey dieser schimpflichen Gelegenheit nahm die allgemeine Verachtung der Nation gegen den König und die Maitresse ihren Anfang, die seitdem immer größer ward bis ans Ende. Seitdem der König aus dem Felde zurück war, schien derselbe dem Ruhm und der Liebe zu seinen Unterthanen zugleich entsagt zu haben und überließ das Ruder

1748. der Regierung den Händen der Maitresse, deren verhaßte Regierung nun bis an ihren Tod dauern sollte.

Die gedachte Verachtung zeigte sich zum erstenmahl öffentlich in satyrischen Versen über die dem Prinzen Eduard widerfahrne Beschimpfung, worinn Ludewig der XIV. bey Erwähnung dieses Durchlauchtigen Verbannten folgendergestalt angeredet wird:

Il est Roi dans les fers; qu'êtes-Vous sur le trône?

(Er ist in Banden König; was bist Du auf dem Thron?)

Die Anrede an die Nation in eben dem Gedicht ist folgende:

Peuple, jadis si fier, aujourd'hui si servile,
Des Princes malheureux Vous n'êtes plus l'asyle;

(Du sonst so stolzes und nunmehr so sklavisches Volk! Du bist nun nicht mehr die Zuflucht unglücklicher Fürsten!)

Der Eifer des Volks, diese Satyre zu lesen, sie sich unter einander mitzutheilen und sie auswendig zu lernen, bewies, daß die Leser mit dem Dichter gleiche Gesinnungen hegten. Madame de Pompadour war in demselben nicht vergessen. Mittelst einer demüthigen Vergleichung ward dieselbe mit der Agnes Sorel, oder vielmehr unter dieser allgemeinen Benennung Königlicher Maitressen, mit der Herzoginn de Chateauroux, verglichen und gezeigt, wie sehr sie unter derselben zurück blieb. Sie befahl, auf das strengste nach den Verfassern und Austheilern dieser Blätter zu forschen und die Bastille ward bald mit Gefangenen angefüllt. Einige wurden sogar nach Saint Michel in den berüchtigten eisernen Käfig gesetzt. Dies ist ein fürchterlicher Aufenthalt, worinn man weder stehen noch liegen kann. In demselben ward Herr Desforges eingesperrt, den man beschuldigte, das angeführte Gedicht gemacht zu haben. Herr de Broglio, der Abt des Orts, hatte

 Mitley-

Mitleyden mit demselben, verschafte ihm nach einigen Jahren die Freyheit und half ihn als Sekretär bey seinem Bruder, dem Herzog de Broglio, an, der ihn zum Kriegskommissarius ernannte, als er Marschall von Frankreich ward. Unter andern saß Herr de **Mairobert** lange und hart in der Bastille; auch der Maltheserritter de Resseguier. Der erste hatte keine Verse gemacht, aber dieselben ausgetheilt. Als ihm jemand sagte, er würde darüber ins Gefängniß kommen, antwortete er: **Desto besser, dadurch wird man berühmt.** Er ward nachher Königlicher Censor, und genoß das Zutrauen der verschiedenen Chefs des Buchhändlerdepartements, der Herren de **Malesherbes**, de Sartine, Albert le **Noir** und le **Camus** de **Neville**. Den andern hat man beschuldigt, daß er die Niederträchtigkeit begangen hätte, Lobgedichte auf die Madame de Pompadour zu machen, nachdem er vorher wider dieselbe satyrische Verse gemacht hatte.

1748.

Auch ein Minister, der des Königs Freundschaft genoß, und sich in der Gnade desselben unerschütterlich befestigt glauben mußte, wenn irgend jemahls ein Höfling darauf rechnen könnte, und wenn lange Dienste, Anhänglichkeit an seinem Herrn, Verstand, Aufgeräumtheit und die Gabe zu gefallen vor der Ungnade sichern könnten, mußte bald die Rache der Favoritinn erfahren. Der Graf de **Maurepas**, der an dieser Schilderung leicht zu erkennen ist, hatte sich schon einige Spöttereyen gegen die Marquise erlaubt, und der König hatte darüber gelacht. Eines Tages fand dieselbe zu Marly folgende vier Zeilen unter ihrem Tellertuch:

La Marquise a bien des appas;
Ses traits sont vifs, ses graces franches,
Et les fleurs naissent sous ses pas:
Mais, hélas! ce sont des fleurs blanches.

(Die Marquise ist wohl reizend; von lebhaften, angenehmen und freyen Gesichtszügen; und Blumen sprossen unter ihrem Fußtritt: Aber leyder! sind die Blumen — weiß.)

Die

1748. Die Beschimpfung war freylich hart; kein Frauenzimmer hätte sie verziehen. Diese ward dadurch um so mehr beleidigt, als man dadurch ganz Frankreich von einem geheimen Fehler in ihrem Körper benachrichtigte, den selbst ihr Liebhaber nicht einmahl wußte. Allein es war noch nicht bewiesen, daß der Graf de Maurepas diese mittelmäßige Verse gemacht hatte. Allein der Verdacht war schon hinreichend, er erhielt den Befehl, seine Bedienungen niederzulegen. Herr Rouillé, der nicht einmahl einen Begriff von einem Hafen hatte, bekam das Departement, daher das Wortspiel entstand: Man hätte die Französische Marine einem Kärner (Roulier) anvertraut. Das Departement von Paris und die Aufsicht über die Königlichen Stütereyen fiel dem Grafen d'Argenson zu.

Selten läßt das Publickum einem in Ungnade gefallenen Minister Gerechtigkeit wiederfahren. Auch fehlte es nicht an Leuten, die den Neuverbannten sehr tadelten, und von seiner Staatsverwaltung nachtheilig urtheilten. Wir, die wir nun seinen wahren Werth besser beurtheilen können, müssen dieses blinde übereilte und partheyische Urtheil seiner Zeitgenossen berichtigen, und wir glauben, daß die billigere Nachwelt den Grafen de Maurepas für den besten Minister halten wird, den das Seedepartement unter Ludewig dem XV. gehabt hat. Wenn man die traurigen Umstände bedenkt, worinn derselbe bey dem Anfange des Kriegs die Seemacht fand, und erwegt, daß es zu diesen unglücklichen Zeiten immer an dem erforderlichen Gelde fehlte, so wird man über dasjenige erstaunen, was er mit so wenig Mitteln bewerkstelligt hat. Da er den Bruch mit England lange voraus sahe, gieng seine Sorge dahin, die Kolonien mit allen Nothwendigkeiten zu versehen, alle Kauffahrtheyschiffe einzuberufen, und sich dadurch in die Lage zu setzen, daß ihm bey dem Ausbruche der Feindseligkeiten nirgends Abbruch und Schaden gethan werden konnte. Durch diese Vorsorge öffnete sich derselbe eine Hülfsquelle in der Seehand-

lung,

kung, von welcher nunmehro gern eine Auflage für die Konvoy der Kauffahrerschiffe bezahlt ward, weil die Kaufleute froh waren, der Gewalt eines mächtigen Feindes entgangen zu seyn. Durch diese Auflage erhielt der Graf de Maurepas die zur Bestreitung der Unkosten seines Departements erforderlichen außerordentlichen Gelder, wozu der öffentliche Schatz nichts hergeben wollte. Diese Beyhülfe verwaltete derselbe mit solcher Wirthlichkeit, daß die Handwerker und Matrosen, die in den Zeughäusern arbeiteten, immer ordentlich und richtig bezahlt werden konnten. Die Eskorten vertheilte derselbe mit so viel Einsicht, daß die Flotten nie den Ort ihrer Bestimmung verfehlten. Wir haben schon angeführt, daß die Königsinsel die einzige Kolonie war, die in dem Kriege verloren gieng, und auch dieses geschah bloß durch den Fehler des Officiers, der den Auftrag hatte, derselben Hülfe zu bringen. Ueberdies waren die Franzosen dagegen Meister von Madras geworden, welches jene Schlappe weit überwog, und der Handel nach Indien war nicht unterbrochen. 1748.

Wie ist es aber unter seinen Nachfolgern ergangen? Im Jahr 1756 als die Marine ganz von neuen in Stand gesetzt war, und das Geld für dieselbe überflüßig hergegeben ward, war der Handel schon zu Grunde gerichtet fast noch eher, als der Krieg angieng. Seitdem hat Frankreich alle seine Schiffe und fast alle Besitzungen in Amerika und Indien verloren. Und in dem jetztlaufenden Krieg von 1778 da man sich zu einer Schiffsmacht Glück wünscht, die eben so glänzend ist, als dieselbe zu Ludewig des XIV. Zeiten war, und da die darauf verwendeten Summen ungeheurer sind, als jemahls, klagen nicht schon alle zu Grunde gerichtete Französische Kaufmannshäfen? Sind die Französische Comptoirs auf der Küste von Koromandel und Malabar nicht schon weggenommen? Sind nicht die Häfen von Indostan und China den Franzosen schon versperrt?

Der einzige Fehler, den man der Staatsverwaltung des Grafen de Maurepas vorwerfen kann,

1748. ist seine zu große Weichlichkeit im Bestrafen. Wenn er gleich anfangs ein auffallendes Exempel statuirt hätte, als der Zwiespalt auf der Eskadre des Marquis d'Antin entstanden war; hätte er einem oder dem andern von den Aufrührern auf der Eskadre des Herzogs d'Anville den Kopf vor die Füße legen lassen; dem la Maison-fort, zum Beyspiel, der ungleich mehr verbrochen hatte, als der Admiral Byng, der nachher in England erschossen ward; oder den Poulkonque, der, als er bey der Insel Rhé vor Anker lag, sich von einem unter Französischer Flagge in seine Konvoy hereingeschlichenen Englischen Kaper angreifen und ohne Gegenwehr von einem Schiffe von weit minderem Range wegnehmen ließ: so hätte er dem Staat einen großen Dienst geleistet und manchem Fehler und Unglück vorgebeugt. Doch diese unglückliche Weichlichkeit war nicht so wohl ihm als vielmehr dem Herrscher und der Regierung zuzuschreiben.

Madame de Pompadour, die, währendes Friedens, ihre Herrschaft befestigte und erweiterte, merkte bald, welch eine schwere Last sie zugleich auf ihre Schultern gezogen hätte. Ludewig der XV. den vorher die Reisen, die Abwechslung der Oerter, der Lärm des Feldlagers und die Bewegungen mit der Armee, zerstreuten, verfiel nun in eine Trägheit und Niedergeschlagenheit, aus welcher man denselben durch allerhand Erschütterungen aufwecken mußte. Sie liebte die Künste; diese rief sie zu Hülfe, und schaffte ihrem Königlichen Liebhaber Vergnügungen, die er nie gekannt hatte.

Seit einiger Zeit hatte die Regierung Versuche anstellen laßen, in Frankreich Porcellain zu machen, das dem Sächsischen gleich käme. Die Versuche waren gelungen. Die Marquise beredete den König
24. Jul. eine Fabrik davon auf dem Schloß zu Vincennes anzulegen, und nachher, dieselbe nach Seve verlegen zu laßen, wo man in der Nähe von Versailles ein weitläufiges und kostbares Gebäude dazu aufführte. Die beyden Liebenden begaben sich oft dahin, ermunterten

terten die Arbeiter durch ihre Gegenwart, und verursachten die Verfertigung jener Meisterstücke von einer noch glaßartigern Materie, als die Chinesische, die aber diesem nicht allein sondern auch den Europäischen an zierlicher Form, richtiger Zeichnung und lebhaftem Kolorit, weit überlegen ist. Um dieser viel Geld kostenden Fabrik aufzuhelfen und derselben Absatz zu verschaffen, ließ der König alle Jahre eine Menge Waaren aus derselben auf das Schloß kommen, wo sie ausgesetzt wurden und ermunterte die Höflinge, einige davon zu kaufen. 1748.

Diese Gewohnheit behielt **Ludewig der XV.** auch nach dem Tode der Marquise immer bey. Eine bekannte Geschichte bey dieser Gelegenheit trug sich mit dem Abbé de **Pernon**, einem jungen Parlamentsrathe, zu, der mit vielen andern zugegen war, um die kostbaren Arbeiten dieser Fabrik in der Gallerie von Versailles zu besehen und zu bewundern. Der König, der eben vorbey gieng, sagte zu ihm: **Hier, Herr Abbé kaufen Sie das; das ist schön;** und zeigte demselben das kostbarste, was da war. **Sire!** antwortete der Abbé, **dazu bin ich weder vornehm noch reich genug. — Kaufen Sie! Kaufen Sie!** sagte der König, **eine reiche Abtey bringt alles wieder.** Und in der That befahl der König dem Großallmosenierer, der ihm begegnete, dem Abbé de **Pernon** die beste erledigte Pfründe zu geben.

Wir haben schon gesagt, daß Madame de **Pompadour** sehr gut agirte. Es wurden öfters in den kleinen Zimmern Schauspiele aufgeführt, wobey sich die vornehmsten und ernsthaftesten Personen des Hofes in dieser Kunst übten, um dem König ein Vergnügen zu machen. Ihr hat man den Schauspielergeschmack zuzuschreiben, der sich über ganz Frankreich verbreitete und Prinzen und Adel und Bürgerschaft ergriff; der bis in die Klöster drang, die Sitten der Kinder verderbte, deren man viele zu Zöglingen bey den Bühnen nöthig hatte, und die Sittenvergiftung auf den höchsten Gipfel trieb.

1748. Sie gab auch den Schauspielern eine ganz neue Standesverfaßung und Ansehn; es sey nun, daß sie im Geist die Zeit kommen sah, da sie für ihren Liebhaber keine Reize mehr haben würde, alsdann aber doch noch seine Begierden lenken und ihm selbst die neuen Gegenstände seiner Vergnügungen zuführen wollte, oder daß sie bloß dadurch ein neues Mittel zu erhalten suchte, denselben durch die Unterhaltung mit den kleinen Händeln, Unruhen und schlüpfrigen Auftritten dieses öffentlichen Serrails zu zerstreuen; genug! sie übernahm die Oberaufsicht über die Oper und die Stadt mußte auf Befehl die Direction davon übernehmen. Man verglich das zu dem Ende aufgerichtete Bureau mit den Aedilen der alten Römer, die auch die Aufsicht über die Schauspiele dieser großen Stadt hatten. Es war aber ein großer Abfall von jenen alten Senatoren bis auf einen Krämer der Gasse Saint Honoré herunter, der etwa bey diesem Bühnenamt eine Schöppenstelle bekommen hatte. Ueberdies ließ sie sich auch von dem Policeylieutenant Berrier einen Aufsatz aller anstößigen und schmutzigen Geschichtgens von Paris geben, und diese ungeheure und wollüstige Hauptstadt gab alle Tage Aneckdoten her, die zu ihrem Endzweck nützlich waren.

1749. Auch den Baugeist hauchte Madame de Pompadour dem Könige ein. Man hat oben gesehn, daß er schon Geschmack daran fand, aber durch die Furcht vor den Kosten zurückgehalten ward. Diese Furcht benahm sie demselben und alle Generalkontrolleurs mußten die Ausführung keines einzigen Einfalls Sr. Majestät in dieser Art unmöglich finden. Bald sahe man überall die kostbarsten Possen aufbauen, die nicht sowohl von der Größe als von der Thorheit des Eigenthümers zeugten. Auf diese Weise legte sie, außer den Hauptreisen nach Compiegne und Fontainebleau, lauter kleine Herbergen für die lange Weile Ludewig des XV. an, der seine üble Laune ohne Unterlaß von einem Ort zu dem andern spatzieren führte. Sie gab dem Könige den Einfall ein,

19. Sept. Havre zu besehn, wo eins von seinen Seezeughäusern

fern war. Dieser Einfall hätte Nutzen schaffen können, wenn der König sich dadurch Kenntniß von dieser schwachen Seite der Staatsverwaltung, die man nun erst anfieng ernstlich zu bearbeiten, erworben und derselben einen munterern Schwung gegeben hätte. Allein diese Reise war so eitel, als die Rathgeberinn. 1749.

Eben dieselbe Bewandniß hatte es mit dem Lager bey Compiegne, wo man zum Vorwande nahm, dem Könige ein neues Korps, unter dem Titel der Französischen Grenadiers, zu zeigen. Dies war ein unvergleichlicher Einfall des Kriegsministers, der doch wenigstens das Beste von jedem eingegangenen Regimente, nehmlich die Grenadiers, gern beybehalten wollte, und auf den Gedanken gerieth, dieselben in ein Korps unter einem allgemeinen Nahmen zusammen zu schmelzen. Herr de Crémille, der 1744 und 1745 Generalquartiermeister der Armee gewesen war, in seinem Fache zum guten Fortgang beyder Feldzüge viel beygetragen hatte, und nun, nachdem er Generalinspeckteur der Kavallerie, Infanterie und Dragoner geworden, sich durch Neuerungen im Kriegswesen berühmt zu machen suchte, hatte um Erlaubniß gebeten, dieses Korps vor dem Könige exerciren zu laßen. Madame de Pompadour sahe dies für eine Lustbarkeit für den König und sich selber an, und dies Schauspiel, eben so wie das zu Havre, diente zu nichts, als den König einen Augenblick zu zerstreuen, ohne denselben zu unterrichten; viel Geld zu kosten, ohne den mindesten Nutzen zu bringen, und der Nation immer mehr und mehr den Einfluß, die Gewalt und die Verschwendung dieser Frau zu zeigen, gegen welche der Haß des Volks täglich zunahm. 1750. Julius.

Dieser Haß war bereits groß. Ihr schrieb man es zu, daß man den Vortheil des Friedens nicht durch Aufhebung der Auflagen genoß. Unter dem Vorwande, die Lasten des Staats schnell zu vermindern und dem Volk Erleichterung zu verschaffen, hatte man den König vermogt, den Befehl zu Re-

1750. ducirung der Truppen zu geben. Die Reducktion war würklich beträchtlich, und es machte dem Grafen d'Argenson viel Ehre, daß daraus im ganzen Reiche weder Unordnungen noch Räubereyen entstanden. Da dieselbe aber doch viel Mißvergnügte machte, und viele Leute dadurch ohne Bedienung, ohne Brod und ohne Erwerbungsmittel umher giengen, so ward doch dadurch der Hauptendzweck nicht erreicht. Es erschien zwar ein schwacher Schimmer von Hofnung, als ein Arret vom Konseil heraus kam, wodurch einige kleine zum Behuf der Kriegskosten eingeführte Auflagen abgeschaft wurden. Allein dies kleine Licht verlosch bald wieder durch das Edickt, wodurch der im August 1741 geordnete zehnte Pfennig in den zwanzigsten Pfennig auf eine unbestimmte Zeit verändert und die zween Sous vom Livre des zehnten Pfennigs fortgefordert wurden, um mit diesem in eine Amortissementskasse zusammen geworfenen Ertrag einen Theil der Staatsschulden zu bezahlen. Nun bedauerte man zum erstenmahl den Tod des Kardinals Fleuri. Die Vollziehung des Edickts fand in den Wahlprovinzen (pais d'Election, die sich freywillig der Krone Frankreich unterworfen haben,) keine Schwierigkeit, wo man es bey einigem Murren bewenden ließ. Ganz anders aber ward es von der Klerisey und den Ständischen Provinzen aufgenommen. Die Stände von Languedoc weigerten sich geradezu, sich dem Edickt zu fügen, und wurden kaßirt. Die Hebung gieng durch Intendanten vor sich.

12. Sept. 1748.

Der Widerstand der Klerisey war nicht minder heftig und hartnäckig. In andern Zeitläuften würde dieselbe mit geistlichen Waffen und Bannstrahlen gedroht, und sich vielleicht auch derselben bedient haben. Allein der Generalkontrolleur Machault, ein pflegmatischer, standhafter Mann, dem es nicht an gehörigem Nachdruck fehlte, war über diese altväterische Vorurtheile hinaus. Er theilte dem Könige seine Unerschrockenheit mit, und ward überdies von der Favoritinn unterstützt, die seiner nöthig hatte.

Bey

Bey der Generalversammlung der Geistlichkeit forderten die Königliche Kommissarien eine Summe von sieben Millionen und fünf mahl hundert tausend Livres für fünf Jahre, so daß jedes Jahr eine Million und fünf mahl hundert tausend Livres aufgebracht werden sollten, um zur Bezahlung der Schulden dieses Ordens verwandt zu werden. Zu gleicher Zeit kündigten dieselben der Versammlung an, daß der König so eben eine Deklaration an das Parlament abgehn ließe, daß der Werth aller geistlichen Güter im ganzen Lande aufgenommen und die bey den sogenannten Zehntkammern (Chambres des décimes) eingeschlichene Mißbräuche abgestellt werden sollten. 1750. 1. Jun. 17. Aug.

Diese desselben Tages registrirte Deklaration hatte nur sechs Monathe Frist verstattet. Die darinn angeführte Gründe waren so beschaffen, daß sie die übrige Mitglieder der Nation interessirten, weil der König anführte, er wolle nur deswegen den Vermögenszustand der Geistlichkeit aufgenommen wissen, um die Beyhülfe, so er von diesen Orten zu Staatsbedürfnissen zu fodern genöthigt wäre, nach dem Verhältniß der Reichthümer desselben einrichten zu können. Außerdem verpflichtete sich der König dadurch den Adel noch besonders, der schon lange klagte, daß er wegen unverhältnißmäßiger Vertheilung der öffentlichen Lasten unterdrückt und aufgeopfert würde, und dieser Beschwerde wollte der König abgeholfen wissen.

Der Kardinal de la Rochefoucaut hatte in dieser Versammlung den Vorsitz. Er war dazu ausgesucht, weil er kein Schwärmer, sondern sanftmüthig, klug und ein Hofmann war, der sich in die Umstände zu schicken und nachzugeben wußte. Er mogte nun aber entweder die Prälaten nicht zurückhalten können, oder der Geist des Ordens, der in diesem Stande so mächtig ist, mogte in ihn gefahren seyn, und seiner Einbildungskraft den Schwung gegeben und mit seinen Mitbrüdern fortgerissen haben, genug! es wurden thörigte Gegenvorstellungen beschlossen und solche dem Könige überreicht. In den-

1750. 10. Sept. selben beschwerte sich die Versammlung, daß die Deklaration in die Freyheiten der Klerisey eingriffe, die freywilligen Geschenke, so dieselbe zu verwilligen pflegte, als Auflagen ankündigte, auf Erhebung des zwanzigsten Pfennigs von der Geistlichkeit abzweckte, und der Ehre der Kirchendiener dadurch nahe träte, daß sie dieselben bey den Steuerdepartements der Treulosigkeit beschuldigte. Nichts konnte verwegner, abergläubischer, unrichtiger und für den König und die Nation beleidigender seyn, als diese Behauptungen. Die Philosophie, die langsam aber sicher vorwärts schritt, lehrte, daß die Mitglieder der Klerisey vor allen Dingen Bürger wären, die bürgerliche Rechte und Vortheile genössen, mithin auch bürgerliche Lasten tragen müßten; daß die denselben eingeräumte Freyheiten sich nur auf die Verblendung und unmännliche Schwachheit der Herrscher und der Völker gründeten, die immer wieder in ihre angebohrne Rechte treten könnten, weil gegen Rechte der Vernunft, des gesellschaftlichen Lebens und der Menschlichkeit keine Verjährung Statt fände; daß, selbst nach den Grundsätzen der Kirche und der Stifter geistlicher Besitzungen, diese Güter das Eigenthum der Armen wären, und daher keine zweckmäßigere Bestimmung erhalten könnten, als wenn man dieselben zur Befreyung des Staats von den zum allgemeinen Besten gemachten Schulden anwendete; daß endlich die Klerisey selbst sich entehrte, dadurch, daß sie unter sich dergleichen nicht erdichtete, sondern nur gar zu wahre, Treulosigkeiten duldete, die durch den Widerspruch des größten, besten und nützlichsten Theils ihrer Mitglieder hinlänglich bewiesen wären.

Man achtete daher auch gar nicht auf diese Vorstellungen. Der Versammlung ward anbefohlen, sich über die Forderungen der Königlichen Kommissarien zu berathschlagen, und als die Klerisey nicht
15. Sept. augenblicklich gehorchte, erschien ein Arret des Konseils, wodurch die Intendanten zur Anfertigung der Repartition und Erhebung der Gelder, nach den bisher üblichen Sätzen, bevollmächtiget und die Sitzun-

Sitzungen den 20ten September geschlossen wurden. 1750.
Unglücklicher weise blieb Herr de Machault nicht lange genug Generalkontrolleur, um die Ausführung seiner Entwürfe durchzusetzen; ihm folgte ein weichlicher Mann. Der geistliche Stand gehorchte den Vorschriften nicht, sondern blieb hartnäckig bey seinen Behauptungen und wollte lieber durch heimliche Geldopfer seine angebliche Freyheiten retten. Aber der erste Schwung, der von Seiten der Staatsverwaltung einer solchen Sache einmahl gegeben ist, bleibt ein Spiegel zur Nacheiferung für die Nachfolger und es wird zuverläßig über kurz oder lang ein Minister aufstehn, der eben so viel Genie und Muth besitzt, als dieser furchtbare Widersacher der Klerisey besaß, und der glücklich genug seyn wird, seinen Streich sicherer auszuführen und der Ausführung Dauer zu geben.

Herr de Machault war in einer andern Unternehmung glücklicher gewesen, die ihm der philosophische Geist eingegeben, der schon bis zu dem Ministerium durchgedrungen war. Man fieng an, den Nachtheil zu empfinden, der aus der Vermehrung geistlicher Stiftungen und aus der Leichtigkeit entstand, womit dieselben liegende Gründe an sich bringen konnten, ohne dieselben jemahl wieder veräußern zu können; daher denn nach und nach der größte Theil der liegenden Gründe im Lande in ihre Hände kamen und darunter offenbar die Nahrung und Erhaltung der übrigen Familien leyden mußte. Es war schlechterdings nothwendig, diesem Fehler der Staatsverfassung abzuhelfen, der aus den abergläubischen Grundsätzen floß, wovon die Regierung in vorigen Zeiten angesteckt gewesen. Man dachte nun schon zu aufgeklärt, um alle zeitliche Güter von Klosterbrüdern verschlingen zu sehn, die nur nach den Gütern der zukünftigen Welt trachten sollten. Man dachte ernstlich darauf, diesem Unwesen in der Quelle zu steuern, und die Grundlagen der ungeheurern Menge von Klöstern zu untergraben, womit ganz Frankreich angefüllt ist: allein diese Zerstörung konnte

und durfte nicht anders, als langsam, vor sich gehen. Für itzo begnügte man sich damit, durch ein
1750. August 1749. Edickt zu verbreiten, daß keine neue Stiftung, Kapitel, Kollegium, Seminarium, Kloster, oder Hospital, ohne ausdrückliche Erlaubniß und ohne würklich ausgefertigte und bey den höchsten Landeskollegien registrirte Stiftungspatente, angelegt werden sollten. Auch sollten, kraft dieses Edickts, alle dergleichen Stiftungen, die ohne solche gerichtliche Bestätigung schon vorhanden wären, eingehn, und keine geistliche Gesellschaft oder Stiftung sollte hinführo Landgüter, Häuser oder Renten an sich bringen, annehmen, oder besitzen, ohne dazu gerichtlich authorisirt zu seyn, nachdem vorher die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Sache hinlänglich untersucht und erwogen worden.

Dies Gesetz eins der allerwichtigsten und weisesten, die unter der Regierung Ludewig des XV. gegeben worden, ward mit allgemeinem Jauchzen aufgenommen. Es unterstand sich auch nicht ein einziger Widersprecher, dagegen aufzustehn; die geistlichen Herren bissen die Zähne zusammen, und mußten sichs gefallen laßen. Sie hatten Ahndungen wie nachtheilig ihnen dieses Gesetz dereinst werden würde, konnten sich aber doch wider die sonnenhelle Vernunft nicht sträuben, die diese Einrichtung vorgeschrieben hatte. Mit der zuerst erwehnten Vorschrift gieng es ganz anders. Da sich die auf Befehl auseinander gegangene Versammlung nicht mehr gemeinschaftlich vertheidigen konnte, hatte sie eine Menge schwärmerischer und hitziger Schriftsteller in ihrer Sache in Bewegung gesetzt. Die Feinde der Klerisey hatten sich die Gelegenheit zu Nutze gemacht, um die Schriften zu widerlegen und ihre Galle über die Priester auszulaßen. Die Gährung nahm zu. Um derselben Einhalt zu thun, erschien, einige Monathe nach-
21. May 1751. her, ein Arret des Konseils, wodurch neun und dreyßig in dieser Streitsache heimlich und ohne Erlaubniß gedruckte Schriften unterdrückt wurden. Unter der Reichsverweserschaft hatte man bey Gelegenheit

heit der Bulle, und unter dem Kardinal bey Gelegenheit der Konvulsionnairs, die Erfahrung gemacht, daß das Verbot, dergleichen Wische zu lesen, das Mittel war, sie bekannt zu machen, weil die Neugier dadurch gereitzt ward; daß man dergleichen Streitigkeiten dadurch, daß man sich in dieselben mischte, nur vermehrte, und daß Verfolgung besonders die beste Nahrung für die Schwärmerey ist. Jetzt erfuhr man zeitig genug dasselbe. 1751.

Die geistlichen Herren kennen diese Hülfsquelle vortreflich, die jeder auf Meynungen sich stützenden Gewalt unentbehrlich ist, die, wenn die Leydenschaften ruhen, schwächer wird und über kurz oder lang dem Einflusse der gesunden Vernunft nachgiebt, wenn ihr nicht ein neuer Stoß gegeben wird, der sie wieder in den Gang bringt, und den dicken Wolkennebel wieder herbeyführt, der vorher den Geist der Völker umhüllte. Der Zeitpunkt war entscheidend. Ihre unversöhnliche Feindinn, die Philosophie, die sich bisher nur bey einer kleinen Anzahl ihrer Schüler aufgehalten, die einzeln, kalt, pflegmatisch und blöde, wie sie selbst, die Irrthümer nicht anders, als von fern und in der Stille, zu bestreiten gewagt, hatte endlich den vorliegenden Damm durchbrochen, und sich sogar dem Throne genähert. Das Licht drang durch; sein Fortschreiten mußte unaufhaltsam seyn, und bald mußte es überall helle werden. Es war um die Klerisey gethan, weil der blaue Dunst einmahl gänzlich verschwunden wäre. Sie wollte lieber alles aufs Spiel setzen, um alles zu gewinnen, und, falls sie nicht siegen sollte, selbst ihren Fall beschleunigen, als eine langsamere, aber unvermeidliche, Untergrabung abwarten. An Gelegenheiten fehlte es nicht, den Kampf zu erneuern. Der Erzbischof von Paris ward für eins der Häupter der Klerisey gehalten, das sich am besten hierbey hervorthun könnte.

Nach dem Herrn de Vintimille saß auf diesem Erzbischöflichen Sitze Herr de Bellefonds, ein eifriger, schwärmerischer und hitziger Molinist, den

1751. aber ein schleuniger Tod in seinen rachgierigen Entwürfen gegen die Jansenisten gestört hatte. Unter seinen versiegelten Papieren fand man eine Menge gesiegelter Cabinetsordres, die er bereits mit den Nahmen der zur Verbannung bestimmten ausgefüllt hatte. Dies Unglück derselben war nur aufgeschoben. Herr de Beaumont, sein Nachfolger, war denselben Grundsätzen getreu, und noch dazu höchst unwissend, höchsteigensinnig, der sich leicht von vorgefaßten Meynungen leiten ließ, und Schmeicheley und Zeitungsträger liebte; übrigens rein und strenge in seinen Sitten, unerschrocken und herzhaft in seinem Glauben, und bereit, für das Bekenntniß desselben zum Märterer zu werden, wenn es die Noth erforderte. Die erste Gelegenheit, sich hervorzuthun, gab ihm seine Eigenliebe an die Hand. Die Vorsteher des Generalhospitals zu Paris, wovon er, kraft seines Amts, Präsident war, hatten der Wahl der Superiorinn, die er verlangte, nicht beytreten wollen, er griff aber wider die Mehrheit der Stimmen durch und ernannte die nachher so berühmte Moyzan zur Superiorinn. Dieses Mädgen hatte Genie und alles, was zur Regierung eines solchen Hauses nöthig ist; sie war voller Ränke, geschickt und eine Heuchlerinn; dabey aber jung und hübsch, hatte schelmische Augen und eine lebhafte Farbe. Das war mehr als hinlänglich, um Stoff zur Verläumdung zu geben. Indessen war des Prälaten brennender Eifer für die Ausrottung des Jansenismus und für die Fortpflanzung des Molinismus der einzige Bewegungsgrund zu diesem Betragen gewesen, weil er nur Leute von seiner Parthey, auf die er sich verlaßen konnte, zu geistlichen Würden erheben wollte. Die Administratoren, die sich durch diese Umkehrung der hergebrachten Ordnung für beleidigt
12. Jul. 1749. hielten, giengen aus der Versammlung und protestirten bey dem Parlament. Der Erzbischof hüllte sich dagegen in seine Gewalt ein, das heißt, er bediente
8. März 1751. sich der gesiegelten Kabinetsordres, und erst nach zwey Jahren erschien eine Königliche Deklaration und

und mit derselben ein neues Reglement zur Verwaltung des Generalhospitals. Das Parlament machte Schwierigkeiten, es entstanden Untersuchungen, Lokalbesichtigungen, Einschränkungen und die Sache verschleppte sich noch einige Monathe. Der König dringt endlich auf buchstäbliche Befolgung seiner Deklaration und deren Inhalt, welches wieder verschiedene Gegenvorstellungen und Königliche ausdrückliche Befehle nach sich zieht. Endlich wird der Monarch des langen Zögerns müde, läßt sich vom Oberpräsidenten die Originalackten herausgeben, kassirt sie, und zieht alle Angelegenheiten, die das Hospital betreffen, vor das Konseil, worauf das Parlament zum erstenmahle seine Sitzungen suspendirt. Diese trotzende Unthätigkeit dauerte nur wenige Tage, es folgten aber Wiederhohlungen derselben, die mehr Aufsehn machten. 1751. 24. Nov.

Es ist schon einmahl Frankreichs Schicksal, in immerwährender Unruhe zu leben. Es sey nun ein Fehler in der Staatsverwaltung, oder die Würkung des Leichtsinns und der natürlichen Unruhe der Nation, genug, sobald die auswärtigen Unruhen beygelegt sind, nehmen die innerlichen ihren Anfang. Die Streitigkeit wegen des Generalhospitals war nur das Vorspiel zu einer andern weit ernstlichern und wichtigern. Schon seit dem Jahre 1749 hatte man verschiedentlich bey dem Parlamente angezeigt, daß die Geistlichen einigen Kranken auf dem Sterbebette die Sakramente verweigert hatten, weil dieselben keinen Beichtzettel aufzuweisen hatten, woraus man sehen konnte, ob ein reingläubiger Priester ihre Beichte gehört und ob sie die Bulle Unigenitus annähmen. Nahmentlich war eine solche Anzeige wider den Pfarrer von Saint-Etienne du Mont, der dem Obergerichtsrath Herrn Coffin die Sakramente verweigert hatte, eingereicht worden. Im Jahr 1750 lief eine gleiche Anzeige von sechs solchen Verweigerungen in der Hauptstadt und einigen andern Städten aus dem Gerichtssprengel des Parlaments ein. Der König hatte bisher die Würkungen dieser Anzeigen verschoben. 12. Jul. 1749. 20 März 1750.

End-

1751. Endlich wiederhohlte der Pfarrer von Saint-Etienne du Mont, der Bruder Bouettin hieß, weil er ein Mönch von Sainte-Genevieve war, die Weigerung der Sakramente an Herrn Coffin, und ward deshalb vor das Parlament gefordert, wollte sich aber nicht einlaßen, unter dem Vorwande, daß er von seinem Betragen in Verwaltung seines Priesteramtes Niemanden als Gott und seinen geistlichen Vorgesetzten Rechenschaft zu geben hätte. Es ward darauf gegen denselben eine Realcitation veranstaltet, (décreté de prise de corps,) und Parlamentsboten an den Erzbischof von Paris abgefertigt, um denselben zu bewegen, daß er den Kranken die Sakramente reichen ließe. Der Prälat gab zur Antwort, er hätte den Gebrauch, Beichtzettel vorzuzeigen, in seinem Kirchsprengel eingeführt gefunden, und könnte also nicht davon abgehn. Dieser Gebrauch war ursprünglich gegen die angeblichen Reformirten eingeführt und nachher auch gegen die Appellanten wider die Bulle beybehalten.

29. Dec. 1750.

Hier nahm nun der große Krieg zwischen der Klerisey und den Gerichtshöfen eigentlich seinen Anfang. Der König richtete sich nach der Politick des Reichsverwesers, indem er wechselsweise die Unternehmungen beyder Parthеyen bald begünstigte, bald zurückhielt, und nährte lange Zeit die Hoffnung, beyde im Gleichgewicht zu erhalten. Allein die Wage entschläpfte doch endlich seinen zitternden Händen; er ward über seine Maaßregeln hinausgeführt und mußte, um nicht selbst ins Gedränge zu kommen, den Umständen nachgeben, Jesuiten und Parlamenter wider seinen Willen aufopfern und Staat und Religion in ihren Grundfesten erschüttern und umkehren laßen.

Das Parlament hatte gegen den Bruder Bouettin eine Sentenz abgefaßt, worinn derselbe zu einer Geldstrafe von drey Livres an die Armee verurtheilt und angewiesen ward, sich ein solches Vergehn nicht wieder zu Schulden kommen zu laßen; zu gleicher Zeit ließ das Parlament den König durch Deputirte

putirte davon benachrichtigen; der König aber hatte die Sentenz zurückgehalten. Das Parlament hatte auf die Vollziehung bestanden und nachdrückliche Gegenvorstellungen eingereicht, worinnen es die Beschimpfung schilderte, die der Pfarrer der Majestät der Gesetze dadurch angethan, daß er sich geweigert, den Dienern derselben zu gehorchen, und den Mißbrauch der Beichtzettel und die daraus entspringenden Unbequemlichkeiten, Unordnungen und Plackereyen mit lebendigen Farben abgemahlt. Diese Vorstellungen waren ohne Erfolg geblieben, und die Gerichtshöfe dadurch nur desto geneigter gemacht, sich selbst Recht zu schaffen. Die Gelegenheit dazu ereignete sich bald und war desto erwünschter, da sie dadurch nicht allein sich selbst, sondern zugleich das Andenken eines beschimpften Prinzen vom Geblüt, rächen konnten. Der Herzog von Orléans, mit dem Zunahmen der Andächtige, war zu Sainte-Genevieve verstorben; vorher hatte derselbe die Pflichten eines guten Christen beobachten wollen und hatte seinen Pfarrer, welches eben der Pfarrer von Saint-Etienne du Mont war, hohlen laßen. Bruder Bouettin, der in Genevieve gewesen war, wußte, daß der Jansenismus in diesem Kloster herrschte, muthmaßte also, daß der Kranke gleichfalls davon angesteckt wäre, und forderte denselben, ohne Achtung für die Königliche Hoheit des ersten Prinzen vom Geblüte, mit einer recht Apostolischen Dreistigkeit auf, ihm, wie ein andrer geringer Gläubiger, Red und Antwort zu geben. Der Herzog von Orléans fand dies nicht nothwendig, hieß denselben also seiner Wege gehn, und ließ sich die Sakramente durch seinen Allmosenierer reichen. Das Parlament wäre bey dieser Gelegenheit gern zugefahren, der Durchlauchtige Beichtling aber wollte den Absichten desselben nicht die Hand bieten. Der Priester, der sich mit der Rolle, die er hierbey gespielt hatte, ungemein viel wußte, von seiner Parthey deswegen ohne Maaß und Ziel erhoben, und durch die Straflosigkeit noch immer dreister ward, ließ seinem unbändi- 1751.

gen

gen Eifer nun vollends den Zügel schießen *); er ver-
1752. weigerte bald, darauf wieder die Sakramente dem Herrn le Maire, ehemaligem Kappellan der verstorbenen Aebtissinn von Chelles, weil ihm alles, was mit dem Hause Orléans in Verbindung stand, oder gestanden hatte, des Jansenismus verdächtig schien. Diesesmahl nahm die Geschichte eine ernst-
28. März haftere Wendung. Es ward ein Verhaftsbefehl gegen den Bruder Bouettin ausgefertigt und er mußte sich verstecken und flüchten. Er wagte es nicht, sich wieder sehn zu laßen, auch dann nicht, als das Arret des Parlaments durch ein Arret des Konseils
17. April aufgehoben war, und der König eröfnete dem Parlament in seiner Antwort auf desselben Vorstellungen, daß er den Pfarrer von Saint-Etienne du Mont versetzt hätte, weil desselben Betragen in diesem Kirchspiel von der Art gewesen wäre, daß es mehr zur Verbitterung der Gemüther, als zur Vereinigung zum Frieden und gutem Vernehmen gereicht hätte. Er fügte hinzu, daß seine Absicht nicht dahin gienge, seinem Parlament alles Erkenntniß in der vorliegenden Sache zu benehmen, sondern nur die besten Mittel zu ergreifen, um die Unruhen beyzulegen und über die Streitigkeiten, die wieder von vorn anzufangen drohten, Stillschweigen zu gebieten.

Das Parlament machte sich diese Antwort zu Nutze, um in seinen Absichten vorwärts zu gehn, und gab deshalb das berufene Arret vom 18. April in Form eines Reglements heraus, worinn den Geistlichen verboten ward, irgend einige Handlungen vorzunehmen, die zu Spaltungen Anlaß geben könn-

ten,

*) Wir haben ein Manuskript vor uns, das sehr weitläufig, sehr ächt, und größtentheils aus dem Parlamentsackten über diesen Gegenstand ausgezogen, aber zu lang ist, um in den Beylagen mit beygebracht zu werden. Vielleicht geben wir dasselbe einmahl einzeln heraus unter dem Titel: *Journal du schisme entre le Clergé & la Magistrature, à l'Occasion des billets de confession.* (Tagebuch der Streitigkeiten zwischen der Klerisey und den Gerichtshöfen, wegen der Beichtzettel.)

ten, oder irgend Jemanden die Sakramente zu verweigern, es sey nun unter dem Vorwande, daß der Beichtling keinen Beichtzettel vorgezeigt, oder daß derselbe seinen Beichtiger nicht nennen wollen, oder sich nicht für die Bulle Unigenitus erklärt hätte; dabey sollten dieselben auch in ihren Predigten bey Gelegenheit dieser Bulle nicht mit den Ausdrücken: Neuerungsmacher, Ketzer, Schismatiker, Jansenisten, Semipelagianer und dergleichen um sich werfen, oder widrigenfalls für Stöhrer der öffentlichen Ruhe angesehen und als solche verfolgt und nach der Strenge der Gesetze bestraft werden. 1752.

Die ganze Parthey war über dieses überall häufig ausgegebene Arret ganz entzückt. Man betrachtete dasselbe als eine Schutzwehr für die Unterthanen gegen die Inquisition der Klerisey. Es kam zu gleicher Zeit ein allegorischer Kupferstich heraus, auf welchem der oberste Gerichtshof, unter dem Sinnbilde der Gerechtigkeit, zu sehn war, mit der Innschrift: *Custos unitatis, schismatis ultrix.* (Die Beschützerinn der Einigkeit und Rächerinn der Spaltungen.) Die Gerechtigkeit war bewaffnet und trat auf eine Fackel neben einem Altar, auf welchen Kelch und Krone standen; Frankreich zu ihren Füßen flehte um Beystand gegen die geistlichen Streitigkeiten: *pro fide, rege & patriâ.* (Für Glauben, König und Vaterland.)

Alle Jansenisten ohne Ausnahme kauften diese geistliche Karikatur und hiengen dieselbe über ihr Bette bey die heiligen Bilder, denen jeder gute Katholick seine Andacht beweist. Die Freunde der Konstitution, die nun erbitterter waren, als jemahls, setzten ihre Häupter von neuem in Bewegung; es ließ sich aber kein Vorwand zur Kassirung oder Aufhebung dieses Arrets ausfündig machen, da dasselbe genau nach der Antwort des Königs und den darinn geäußerten Willensmeynungen Seiner Majestät eingerichtet war.

Alles, was sie zu erhalten vermogten, war ein Arret des Konseils gleichfalls in Form eines Regle- 29. April

1752. ments über dieselbe Materie. Dies war eine Art von Gegengewicht gegen das Arret des Parlaments, weil der König darinn erklärte, daß ihm zuvor von der abzuhandelnden Sache Bericht abgestattet werden sollte, ehe seine Gerichtshöfe über die Streitigkeiten, die daraus entstünden, Untersuchungen anstellten, oder Urtheile abfaßten. Auch ward darinn verordnet, daß, den vorhergegebenen Gesetzen gemäß, Jedermann Unterwerfung und Ehrfurcht für die Bulle Unigenitus beweisen sollte, weil dieselbe ein Kirchen- und Staatsgesetz und eine allgemeine Entscheidung der gesammten Kirche in Glaubenssachen und Religionslehrsätzen wäre. Das hieß, den streitigen Punkt im voraus entscheiden, und der Spaltung Thür und Thore öfnen. Auch machten sich die Schwärmer dieselbe bald zu Nutze. Die Sakramentsverweigerungen wurden häufiger, und breiteten sich in den Provinzen und auf dem platten Lande aus. Die Erzbischöfe von Sens und von Tours, die Bischöfe von Amiens, von Orléans, von Langres und von Troyes thaten sich in dem Gerichtssprengel des Pariser Parlaments besonders hervor. Die übrigen Parlamenter sahen sich bald genöthigt, dem Beyspiel und der Strenge des Pariser Parlaments nachzuahmen. Es wimmelte von Schriften und Gegenschriften, die von allen Seiten herauskamen. Die Priester donnerten auf den Kanzeln gegen die Gerichtspersonen, die sich unterstünden, ihre ungeweyhte Hände nach dem heiligen Rauchfaß auszurecken, und erlaubten sich, in der Blindheit ihrer heiligen Raserey, die heftigsten und aufrührerischesten Deklamationen. Unmöglich konnte man bey diesen Ausschweifungen die Augen zudrücken. Die weltlichen Richter verfolgten aufs lebhafteste die geistlichen Uebertreter der Gesetze. Diese nahmen ihre Zuflucht zur höchsten Gewalt und schrieen mehr, als jemahls, über diese Verfolgungen, die sie für Eingriffe in die geistliche Angelegenheiten und die Verwaltung der Sakramente ausgaben. Nachdem der Erzbischof von Paris vergeblich versucht hatte, den Glauben seiner

Heerde

Heerde in seinem Kirchsprengel und den Eifer seiner geistlichen Handlanger in diesen Zeiten der Unruhe und der Verfolgungen durch einen mit vieler Hitze abgefaßten Hirtenbrief, dessen Bekanntmachung ihm aber verboten ward, zu befestigen und zu bestärken, hatte derselbe ein anderes Mittel erwählt, das ihm eben so wenig glückte. Er war nehmlich auf den Einfall gekommen, sich eine von den meisten Pfarrern von Paris unterzeichnete Bittschrifft einreichen zu laßen, worinn dieselbe baten, daß er sie zum Gebrauch der Beichtzettel authorisiren mögte. Aber auch diesem hatte das Parlament Einhalt gethan und den Pfarrer von Saint-Jean en Greve, als den Umherträger dieser Schrift, vor Gericht fordern laßen. Die Regierung, ihrer Seits, wollte nicht, daß das Parlament diese Sache weiter instruiren sollte. Die Unentschlossenheit des Königs ward immer größer. Er liebte in keinem Stück das Aeußerste; war daher jetzt einer Person benöthigt, die ihn unterstützte und hatte dergleichen nicht finden können, selbst nicht einmahl an Herrn d'Aguesseau. Die erstaunliche Gelehrsamkeit dieses großen Mannes stellte demselben jede Sache unter so vielen Gesichtspunkten dar, daß er die Schwierigkeiten an allen Seiten gewahr ward und sich scheute, einen festen Entschluß zu fassen. Man sagte daher, wenn man denselben mit seinem Sohne verglich, der jetzt der erste Rath im Konseil, mehr seines Alters als seiner Verdienste wegen, ist, daß der eine alles wüßte, ohne jemahls zu entscheiden und der andere alles entschiede, ohne das geringste zu wissen. Ueberdies hatten Alter und Unglücksfälle seinen Geist geschwächt; er hatte sich zur Ruhe begeben, nachdem er diesem obersten Justizposten drey und dreyßig Jahre lang vorgestanden hatte und war jetzt eben in einem Alter von mehr als achtzig Jahren gestorben. Dieser Verlust war durch Herrn de Lamoignon bey weitem nicht ersetzt, der ein so schwacher Mann war, daß man sagt, er hätte seine Abdankung vor seiner Ernennung schon eingereicht, und er wäre auch bloß unter dieser

1752.

9. Febr. 1751.

1752. Bedingung zum Kanzler ernannt worden. Er stand überdies in dem Verdacht, ein Anhängr der Jesuiten zu seyn; wodurch die Hoffnung und die Verwegenheit der Klerisey wieder zunahm. Dem sey nun wie ihm wolle, genug! er rieth dem Könige zu dem schlimmsten Entschluße, nehmlich in die Gelegenheit zu sehen und auf Mittel zur Vereinigung zu denken. Dem zufolge setzte der König, um die streitigen Punkte bey der Zwistigkeit der Klerisey mit den Parlamentern zu untersuchen, eine vermischte Kommission nieder, die aus den Kardinälen de Rochefoucaut und de Soubise, dem Erzbischofe von Rouen und dem Bischofe von Laon, und, von Seiten der Justitz, aus den Staatsräthen Herren Trudaine, de la Grand-ville und d'Auriac und dem ehemaligen Generalprokurator des Parlaments, dem durch seine ausgebreitete Kenntnisse und Einsichten so berühmten Herrn Joly de Fleuri, bestand.

Aus allem, was bisher geschehen war, war leicht vorauszusehn, daß diese, beyden Partheyen gleich mißfällige, Schiedsrichter, die Unordnung und Gährung nur vermehren würden. Würklich war das Betragen des Hofes hierbey ganz widersinnig. Wenn die streitigen Punkte Glaubenslehren betrafen, so waren die Staatsräthe eben so wenig befugt, darüber zu urtheilen, als die Parlamentsräthe. Der König selbst, mit aller seiner ehrwürdigen und uneingeschränkten Gewalt, war doch nur eine weltliche Macht und bloß befugt, Unterstützung und Schutz zu geben, und die Klerisey beklagte sich mit Recht, daß die Kommission nicht bloß aus geistlichen Mitgliedern bestand.

Mit dem ungeschliffensten Uebermuth bedienen sich die geistlichen Herren in ihrer von fünf Erzbischöfen, sechszehn Bischöfen und den beyden Generalagenten der Klerisey, unterschriebenen Vorstellung vom 11. Junius 1752 folgender unbesonnener Ausdrücke: „Das Amt der Bischöfe ist um so viel wichtiger, da dieselbe vor dem Richterstuhle Gottes auch „für die Könige Rechenschaft geben müssen. Denn „Sie

„Sie wissen, Sire! daß Sie Selbst, obgleich Ihre
„Würde Sie über andre Menschen erhebt, vor den 1752.
„Prälaten Ihr Haupt niederbeugen, von denselben
„die Sakramente empfangen, und Sich denselben
„in Religionssachen unterwerfen müssen. Sie ge-
„horchen dem Ausspruch der Geistlichen, nicht umge-
„kehrt diese dem Ihrigen. Wenn die Bischöfe Ihre
„Gesetze in Policey und weltlichen Sachen befolgen,
„weil sie wissen, daß Ihnen diese Gewalt von oben
„gegeben ist: Mit welchen Trieben der Zuneigung
„und Herzlichkeit müssen Sie Sich nicht denen un-
„terwerfen, die zur Austheilung der Sakramente er-
„kohren sind."

Die Gerichtshöfe führten von der andern Seite dem Könige unaufhörlich zu Gemüthe, daß die Gesetze und selbst die Formalitäten der Justiz, die der Bewahrung und dem Schutze der Justizkollegien anvertraut und denselben durch Eyd und Pflicht auf die Seele gebunden worden, das einzige Unterpfand zur Aufrechthaltung einer gerechten Monarchie und der Grund wäre, worauf die Sicherheit des Eigenthums, des Lebens und der Freyheit der Unterthanen beruhete. Bey den gegenwärtigen Umständen wäre es wichtiger, als jemals, denjenigen, die ihr heiliges Amt dazu mißbrauchen und sich aller Ordnung entziehn wollten, zu zeigen, daß sie, gleich andern, an die Verfassungen des Reichs gebunden und den Strafen unterworfen wären, die diese für die Uebertreter festsetzen. Nur dadurch, daß man dieselben den schweren Arm der Gerechtigkeit fühlen ließe, könnte man einer Spaltung vorbeugen, für welche der Erzbischof von Paris und eine Menge anderer Prälaten sich unterstünden, sich öffentlich zu erklären, und so einer Begebenheit zuvorkommen, die für die Religion, für den Staat und die Königliche Würde höchst unglücklich und nachtheilig wären.

Auf diese Weise fuhr man nun fort, auf der einen Seite die Sakramente zu verweigern, und seinem Gewissen zu gehorchen, auf der andern Seite, die Uebertreter mit großer Strenge zu verfolgen, um

1752. seinem Eyde genug zu thun. Ein neuer Fall, da der Pfarrer und die Vikarien von Saint-Medard zu Paris einer Schwester des Klosters Sainte-Agathe die Sakramente verweigerten, verursachte ein neues 15. Dec. Verfahren des Parlaments, welches diesesmahl den Herrn de Beaumont angriff, sein Vermögen in Beschlag nehmen ließ, und verordnete, daß die Pairs zusammen kommen sollten, demselben den Proceß zu machen. Dieser kühne Schritt setzte das Ministerium in Furcht; es ergieng augenblicklich ein Königliches Verbot an die Pairs, sich nicht zu versammeln, wodurch das Parlament verhindert ward, der Sache auf den Grund zu gehn, aber doch Gelegenheit bekam, anzufragen: Ob dies Verbot nicht die Rechte der Pairschaft beleidigte und denselben wesentlich zuwider wäre? Der König ermangelte nicht, diese Anfrage mit Nein zu beantworten. In dieser Zwischenzeit hatte der König den Proceß abfordern und die Sache vor das Konseil ziehen laßen. Die kranke Schwester, die sich durch ihren hartnäckigen Eifer zum Opfer für das gemeine Beste geweyht hatte, war auf Befehl des Grafen d'Argenson aufgehoben und entführt und zugleich beschlossen worden, das Kloster Sainte-Agathe, als ein zweytes Portroyal, und als ein neues Nest der Ketzerey, das ein immerwährendes Aergerniß gäbe, eingehn zu laßen.

Unterdessen gab diese Verfolgung des Parlaments dem Erzbischof von Paris nur noch mehr Ansehn und Anhang. Sobald es die Prälaten erfuhren, versammelten sich Bischöfe und Erzbischöfe und Kardinäle, zwey und zwanzig an der Zahl, bey dem Herrn de la Rochefoucaut, und ließem demselben den Antheil melden, den sie an seiner Widerwärtigkeit nähmen, und ihm zugleich ihre Schatullen anbieten. Sie begaben sich darauf nach Versailles; es ward aber nur allein der Präsident der Versammlung vor den König gelaßen, der ihnen die Nachricht zurückbrachte, daß der König ihn sehr gnädig aufgenommen und ihm den mächtigsten Schutz für die Klerisey versprochen hätte.

Dieser

Dieser Schutz ist auch in der ganzen Folge dieser Angelegenheit und in verschiedenen ähnlichen beständig sichtbar gewesen. Die Parlamenter von Toulouse, Aix und Rouen ahmten dem Pariser nach und fanden dieselbe Hindernisse. Sobald die Gerichtshöfe ein Dekret gaben, gleich erschien die Abforderung der Sache vor das Konseil. Es war sogar eine offene Ordre vom 22. Februar ergangen, bey Strafe des Ungehorsams, sich aller Verfolgungen und alles Verfahrens in Sachen der Sakramentsverweigerung, bis auf weitere Verfügung, zu enthalten. Dieser Befehl war nicht registrirt worden; indessen gaben diese Kränkungen, diese beständige Bewaffnung der höchsten Gewalt gegen dasselbe, dem Pariser Parlamente einen solchen Schwung von Geistesstärke und Nachdruck, daß dasselbe dem Könige jene berufene Gegenvorstellung vom 9. April überreichte, die der König aber durchaus nicht annehmen wollte, und die sich mit den Worten schloß: 1753.

„Wenn diejenigen Personen, die das Vertrauen „Ew. Königlichen Majestät mißbrauchen, uns in die „grausame Nothwendigkeit setzen wollen, zu wählen, „ob wir unsre Pflicht bey Seite setzen, oder uns Dero „Ungnade zuziehen sollen, so erklären wir denselben „hiermit, daß unser Eifer keine Gränzen kennt, und „daß wir uns muthig genug fühlen, als Opfer für „unsre Treue zu fallen."

Das hieß gerade zu die Ministers und besonders den Kanzler und den Grafen d'Argenson beschuldigen. Dieser letzte war ein geschworner Feind der Justizkollegien; dabey ein dreister unternehmender Mann, der sich für nichts fürchtete; er bewog den König, seinen ganzen Unwillen zu zeigen. Er glaubte gewiß, daß das Parlament nachgeben, und wieder an seine Arbeit gehn würde. Allein es kam ganz anders. Das Parlament nahm folgenden Entschluß: 5. May.
„Da es dem Parlamente durch die von übelgesinnten Leuten demselben in den Weg gelegte Hindernisse unmöglich gemacht wird, die Wahrheit vor „den Thron zu bringen: So bleibt demselben keine

1753. „andre Zuflucht übrig, als zu seiner eignen Wachsamkeit und beständigen Thätigkeit. Um diesen „wichtigen und unumgänglichen Verrichtungen obzuliegen, werden alle Kammern zusammen gemeinschaftlich versammelt bleiben, und folglich alle andre Arbeit liegen laßen, bis es dem Könige wird „gefällig seyn, die Vorstellungen des Parlaments anzunehmen."

Ungeachtet aller wiederhohlten Verfügungen, die erwehnte offene Ordre zu registriren, die die vornehmste Ursach der Widerspenstigkeit dieses Gerichtshofes war; ungeachtet der ausdrücklichen Befehle, die die warnenden Vorboten des Königlichen Zorns, der Ungnade und der Bestrafungen waren, gab das 7. May. Parlament zur Antwort: Es könnte unmöglich gehorchen, ohne seine Pflicht und seinen Eyd zu verletzen.

Die Verbannung war die unmittelbare Folge dieser Erklärung. Alle Verhörs- und Requetenkammern, als der Mittelpunkt der Gährung, weil in denselben viele junge hitzige Leute sitzen, die gern, bekannt und berühmt werden wollen, wurden in verschiedene Städte des Gerichtssprengels verwiesen. Vier Mitglieder, die man für die Anhetzer hielt, erfuhren eine strengere Ahndung. Der Abbé Chauvelin ward nach Mont Saint Michel, Herr Beze-de-Lys nach Pierre-Encise, der Präsident de Bezigny nach dem Schlosse Ham, und der Präsident du Mazy nach den Margretheninseln geschickt. Dieser letzte hatte gar keinen sonderlichen Einfluß bey seinem Kollegio, war aber ein unbesonnener Schwätzer, der nicht schweigen konnte, und bey der Generalversammlung aller Kammern beleidigende Reden gegen die Marquise de Pompadour ausgestoßen hatte. Diese ergriff die Gelegenheit, ihre Privatrache auszuüben.

Man hatte der sogenannten großen Kammer geschont, die aus ernsthaften, bejahrten, kleinmüthigen Personen bestand, die, im Ganzen genommen, leichter in Furcht zu jagen, oder zu bestechen waren; sobald sich dieselbe aber versammelt hatte, so

so fuhr sie, anstatt in der Handhabung der gewöhnlichen Rechtspflege, vielmehr in denselben Beschäftigungen fort, nehmlich zu inquiriren und zu verfahren; sie ward daher nach Pontoise verlegt, wo sie bey den Entschließungen des ganzen Kollegii und immer von demselben Geiste beseelt blieb, und nichts that, als Anzeigen von Sakramentsweigerungen annehmen, Untersuchungen darüber verordnen und Dekrete abfassen, deren die triumphirende Klerisey spottete. 1753. 17. May,

Das Publickum ward dieser Balgereyen schon überdrüßig. Außer den Anhängern dieser oder jener Parthey hatten die Pariser ihre fröliche Laune wieder hervorgesucht. Täglich erschien irgend ein Pasquill, ein satyrischer Kupferstich oder eine beißende Schrift, auch hin und wieder ein hämischer Gassenhauer.

Dem Konseil vergieng die Lust, darüber zu lachen. Es war verlegen, und beschloß, während der Parlamentsferien, die große Kammer von selbst in Unthätigkeit verfallen zu laßen, und zu gewisserer Erreichung dieses Endzwecks zu Paris eine Vakanzkammer zu errichten, die aus Staatsräthen und Requetenmeistern bestand. Diese hielt ihre Sitzungen im Augustinerkloster und hatte während der ganzen Zeit ihres Daseyns, mit den Untergerichten, besonders mit dem Chatelet, zu kämpfen, als welche dieselbe nicht anerkennen wollten. Sie verurtheilte, um doch wenigstens die Förmlichkeiten zu beobachten, einige Verbrecher, die wider ihr Urtheil protestirten. Endlich ward die große Kammer, weil dieselbe bey ihrer Unbiegsamkeit blieb, nach Soissons verbannt, und es kam an ihre Stelle ein anderer Gerichtshoff von sehr kurzer Dauer, nehmlich die sogenannte Königliche Kammer. Diese neue Umformung des Konseils (denn es war doch nur ein Theil der Glieder desselben unter dieser neuen Benennung) war um nichts glücklicher; sie machte nur das Werk selbst lächerlicher und die Urheber verhaßter.

1753. Man mußte sich doch endlich zu Unterhandlungen bequemen, um das Parlament zurück zu bringen. Da der Graf d'Argenson dem Parlament persönlich verhaßt und diesem Kollegio noch immer zuwider war, so machte der König den Herrn Machault in dieser Sache zum Vertrauten, wollte aber das Ansehn haben, als wenn er alles für sich und für seine Person allein thäte. Die Zerstreuung der verschiedenen Kolonien, denn so nannte man die in die Provinzen umher vertheilte Kammern des Parlaments, machte, daß die Unterhandlungen etwas lange dauerten. Unterdessen kam doch alles zu Stande; das Parlament kehrte unter allgemeinem Jubelgeschrey der Hauptstadt zurück, und registrirte den 5ten September die berühmte Deklaration, wodurch alles bisherige Verfahren kassirt und aufgehoben, über Religionsstreitigkeiten ein allgemeines Stillschweigen geboten und dem Parlamente aufgetragen ward, über die Befolgung dieser Deklaration zu wachen.

Hierdurch bekamen die Sachen ein ganz andres Ansehn: Die Klerisey wandte unglaubliche Künste und Kräfte an, um diese Aussöhnung zu hintertreiben, allein die erforderliche Gerechtigkeitspflege und die Ruhe der Königlichen Unterthanen machte dieselbe nothwendig. Der König ließ die Häupter der Geistlichkeit, die Kardinäle de Rochefoucaut und de Soubise nebst den Erzbischöfen von Paris und Narbonne zu sich nach Choisi kommen, und sagte ihnen: „Ich verbiete Euch, auf dasjenige, was „ich Euch itzt sagen werde, das geringste zu antworten. Ich will Ruhe und Frieden in meinem Königreiche haben. Ich habe Euch einmahl Stillschweigen geboten, und werde diejenigen, die darwider handeln, nach den Gesetzen bestrafen laßen."

Hier endigt sich nun der erste Zeitraum der Streitigkeiten der Priesterschaft mit den Gerichtshöfen. Unglücklicherweise war es nur ein Waffenstillstand von kurzer Dauer. Die Unruhen fiengen mit doppelter Heftigkeit wieder an, wie es unter einer schwachen

schwachen Regierung zu geschehen pflegt, die zuviel Gewicht auf Kleinigkeiten legt, oder nicht das Herz hat, das Uebel durch Aufrechthaltung der Gesetze mit der Wurzel auszurotten. 1753.

Die Jansenisten und Molinisten handelten um so unbesonnener, jetzt ihre Streitigkeiten unter einander zu erneuern, je mehr sie Gefahr liefen, gänzlich unter zu liegen, wenn sie nicht gemeinschaftlich ihre Kräfte gegen ihre beyderseitige Feinde anwenden.

Der Entwurf der Encyklopädie, dieses Wörterbuchs, in welchem alle menschliche Kenntnisse, wie in einem Behältnisse, gesammelt werden sollten, dieses den Wissenschaften und Künsten errichtete Denkmal, welches von zween Ausländern Mills und Sellius entworfen und durch die Herrn Diderot und d'Alembert in Ordnung gebracht worden, sollte nun zu Stande kommen. Zween Bände davon waren schon zu Stande gekommen, die das größte Aergerniß verbreiteten; allein das war noch nicht das größte Unglück. Es war leicht voraus zu sehn, da die Verfertigung dieses Werks nothwendiger weise verschiedene Mitarbeiter erforderte, daß dieses eine Vereinigung der Philosophen bewürken würde, welche anfiengen, eine Sekte auszumachen und sich also zu einer Parthey untereinander zu verbinden. Herr de Voltaire, ob er gleich jetzt von Frankreich entfernt war, mußte von Rechtswegen das Haupt dieser Parthey seyn. Er war es, der die ersten Streiche und wenn nicht die stärksten, doch die glänzendsten, vollführt hatte, und außer den Diensten, die er zu leisten vermogte, gab ihm sein großer Ruf, sein Alter, die Allgemeinheit seiner Kenntnisse, sein Zutritt bey den Fürsten, das Uebergewicht, so er in der gelehrten Welt erworben hatte, kurz alles, ein Recht auf diesen Vorzug. Die zween Herausgeber, troß ihrer Eigenliebe, erkannten sich nur für seine Gehülfen. Vorurtheile zu zerstreuen, Irthümer auszurotten, das menschliche Geschlecht zu erleuchten, und die Wahrheit auf den Thron zu setzen, das war

das

1753. das löbliche und beherzte Unternehmen dieser Schwärmer. Sie machten sich auf Widersprüche und Hindernisse gefaßt. Die Jesuiten waren die ersten, die wider dieselben zu Felde zogen. Eigennutz und Eigenliebe vermogten sie dazu. Durch das neue Wörterbuch mußte nothwendig das Wörterbuch von Trévoux fallen. Diese Kränkung war ihnen unausstehlich und sie schmiedeten allerhand Ränke wider diesen Nebenbuhler ihres Wörterbuchs. Ihre Widersacher hatten in den herausgegebenen Bänden zwanzig Artikel niedergeschrieben, die von beyden Mächten, nehmlich von der geistlichen und weltlichen, getadelt und des Bannfluches würdig erkannt werden konnten. Die Encyklopädie ward daher durch

7. Febr. 1752. ein Arret des Staatsraths, als ein der Religion und dem Staat gefährliches Buch, unterdrückt, und sogar eine Policeyvisitation bey dem Herrn Diderot angestellt, dessen Papiere man sich bemächtigte. Im Grunde waren die Philosophen über diese kurze Verfolgung nicht aufgebracht; denn sie wußten, daß sie, in allen Fällen, das eigentlichste Mittel ist, die Swärmerey zu unterhalten und die Zahl der Anhänger zu vergrößern. Der wichtigste und schwerste Punkt war überstanden. Sie hatten einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, von welchem, so zu sagen, ihre Arbeiten ausgiengen, eine Art von abgeredeter Regierung unter sich, ihre Zeichen, woran sie sich untereinander erkannten, ein festgesetztes zusammenhängendes System und eine von nun an unauflößliche Verbindung untereinander. Sie machten sich bereit, jeder in dem Zirkel von Gesellschaft, worinn er sich befand, unaufhörlich und unter allen möglichen Gestalten ihre Lehre zu verbreiten, die, nach dem Urtheil ihrer Feinde, verkehrt und abscheulich, und, ihren Behauptungen gemäß, heilsam und wohlthätig war. Sie wagten sich sogar in die Hörsäle der Theologie, die sie durch die eignen Lehrlinge derselben bestreiten ließen und so ihre Grundsäulen untergruben.

Ein

Ein junger Abbé von vornehmer Herkunft, unter der Leitung eines der subtilsten Metaphisiker der Schule, in der Hofnung, sich schnell berühmt zu machen, trug kein Bedenken, ein Werkzeug zur Ausbreitung der neuen Philosophie abzugeben, und das Lehrgebäude der Deisten und Materialisten durch eine öffentliche in der Hauptstadt des Königreichs und im Angesicht der ersten und berühmtesten Universität der Welt vertheidigte Disputation bekannt zu machen und auszubreiten. Diese, in dem schönsten Latein geschriebene, mit poetischen Floskeln und glänzenden Metaphern reichlich verbrämte Disputation, voll geschickter Wendungen und Zweydeutigkeiten, in welcher der Irrthum sich hinter der Larve der Wahrheit versteckt hatte, entgieng der Censur dreyer Docktoren, und ward in der Sorbonne vor einer sehr zahlreichen Versammlung mit außerordentlicher Pracht vertheidiget. Der Respondent Abbé de Prades, verglich darinn die Wunder Jesu Christi mit den Wundern des Aeskulap, gab das Feuer für das Wesen der Seele aus, verwirrte alle Begriffe des moralischguten und moralischbösen, und betrachtete die Ungleichheit der Stände und die daraus hergeleiteten Rechte als der gesunden Vernunft zuwiderlaufend. Dies sind wenigstens die Hauptsätze, die durch die darauf folgende Censur angegriffen wurden. Die Philosophen hatten sich ihres Triumphs zu frühzeitig gerühmt, und man untersuchte das Werk nach zween Monathen von neuem. Auch wider die Censoren ward verfahren, die ihr Unrecht eingestanden und sich damit entschuldigten, daß der gar zu kleine Druck dieser künstlich weitläuftigen Disputation ihren Augen wehe gethan und ihre Aufmerksamkeit geschwächt hätte *). Es ward dem Parlamente

1753.

18. Novbr. 1751.

*) Dies sind die Worte der Censur: Conscivit hoc grande nefas per thesim die 18 Novembris anni proxime elapsi in Sorbonna propugnatam: thesim artificiosâ prolixitate, litterarum fusilium tenuitate digestam, quæ legentium attentionem fatigando distraheret, &c.

1753. lamente hinterbracht. Die theologische Fakultät verdammte die Disputation durch ein Arret, und der Erzbischof von Paris, nebst dem Bischoff von Montauban, unter dessen Kirchsprengel der Abbé de Prades gehörte, verbot dieselbe durch ein Mandement. Endlich ward gegen den Verfasser, auf Ansuchen des Generalprokurators, ein Verhaftsbefehl gegeben und derselbe dadurch genöthigt, mit seinem Lehrer, dem Abbé Yvon, flüchtig zu werden. Sie nahmen ihre Zuflucht zu dem König von Preußen. Der erste begieng die Schwachheit, seine Sätze in der Folge zu widerrufen. Er ward undankbar gegen seinen Königlichen Wohlthäter und seine so rühmlich angefangene Laufbahn endigte sich sehr traurig. Der zweete kam nach langer Zeit wieder nach Frankreich, und genießt jetzt, als einer der eifrigsten Anhänger der Klerisey, ein Jahrgehalt von dem Herrn de Beaumont.

Dieser Censuren, Hirtenbriefe und Sentenzen ungeachtet, erlitt die Religion einen gewaltigen Stoß von der Dreistigkeit dieses Kandidaten. Was die Philosophen betrifft, so scherzten dieselben über den verfehlten Fortgang und die Entweichung des Verfassers, anstatt solches für einen nachtheiligen Streich zu halten, und ihr Oberhaupt schrieb ein satyrisches Blatt unter dem Titel: Das Grab der Sorbonne, worinn er der Fakultät und des Parlaments auf eine Weise spottet, die sie nicht verwinden können. Dies waren die Uebel, worüber die Kirche seufzte.

Ehe wir von den weitern Folgen dieser Spaltung reden, wollen wir die übrige wichtige Begebenheiten des Reichs in diesem Zeitraume nachhohlen. Das Ministerium ward unvermerkt mit Kreaturen der Marquise de Pompadour angefüllt, und die es nicht waren, spiegelten sich an der Ungnade des Grafen de Maurepas, und betrugen sich sehr vorsichtig gegen dieselbe. In diesem Falle befand sich der Graf d'Argenson, der der Favoritinn mit Recht verdächtig und noch dazu beschuldigt worden war,

daß

daß er an ihre Stelle seine Maitresse, die Marquisinn d'Estrade, bey dem Könige hätte anbringen wollen, und sich daher sehr in Acht nehmen mußte. Glücklicherweise hatte sich derselbe durch seine große Talente und durch seine dem Könige so angenehme Willfährigkeit nothwendig gemacht. Ueberdies verehrte der König in demselben die letzte Wahl des Kardinals de Fleuri, der denselben für einen der besten Köpfe im Lande hielt, und ihn in das Konseil gesetzt hatte, noch ehe er Staatssekretär geworden war *). Ob derselbe gleich wollüstig bis zur Liederlichkeit war, so litt doch nie seine Arbeit darunter, und er gieng keinen Abend zu Bette, ohne die vorliegenden Sachen abgearbeitet zu haben. Die Armee verehrte ihn und er suchte, sich bey derselben beliebt zu machen. Er bewies die äußerste Hochachtung für das herrliche Denkmal Ludewig des XIV. nehmlich den Aufenthalt der alten, verstümmelten, oder kranken Soldaten. Da Armuth zuweilen das Erbtheil der vornehmsten Häuser und oft auch der höchsten Militairchargen ist, so ließ er das Invalidenhaus mit einer Wohnung für die Generals, die sich dahin begeben wollten, vergrößern. Er suchte diesen Aufenthalt, durch majestätische Spatziergänge, durch Elysäische Felder angenehm und ehrwürdig zu machen, in welchen man, so zu sagen, die Schatten der Krieger umher irren sehen sollte, die im Dienst und in der Vertheidigung des Vaterlandes gewissermaßen abgeschieden waren. Er gab oft seine Audienzen in diesem Hause und glaubte, wenn er demselben mehr Glanz verschafte, daß ein Theil davon auf seine Ministerschaft zurückfiele. 1753.

Er erwarb sich auch noch durch andere Einrichtungen Ruhm. Aus einem sonderbaren Eigensinn der Gewohnheit, die sich aber auf die Nationalverfassung und alte Sitte gründete, mußte ein Officier, der kein gebohrner Edelmann war, wenn er auch im

Dienste

*) Er ward Minister den 25ten August 1742 und bekam das Kriegsdepartement erst den 1ten Januar 1743.

Dienste grau geworden, mit Ruhm und Wunden
1753. bedeckt, wieder zum Bürgerstande zurückkehren, aus dem er entsprossen war, unterdessen die Achtung, womit die verdorbnen Sitten der folgenden Jahrhunderte den Reichthum anstaunten, dem vom Blute des Volks gemästeten Zöllner und Steuernheber für sein Geld den Adel verschaffte, wenn er sich in die Bedienung eines königlichen Sekretärs einkaufte. Dies kam daher, weil ehemahls in Frankreich der Adel allein Kriegsdienste that; und wenn irgend ein bürgerlicher aus unwiderstehlichem Hange diese Dienste wählte, so verdiente derselbe bald den Adel durch muthige und glänzende Thaten. Dies war der Preis der Nacheiferung, woraus erstaunliche Thaten entspringen mußten, und, von dieser Seite betrachtet, hat der Graf d'Argenson, durch Abstellung einer anscheinenden Ungerechtigkeit, vielleicht alle kriegrische Tapferkeit stumpf gemacht, weil man nicht mehr gereizt wird, außerordentliche Kräfte anzustrengen, um eine Belohnung zu erwerben, die man ohnedies gewiß ist, durch die Länge der Zeit zu bekommen. Nichts desto weniger fand das darüber ausgefertigte
1. Nov. 1750. Königliche Edickt großen Beyfall, als eine Verfügung, die ihm den Dank der Nachwelt verdienen und seine Regierung auf immer merkwürdig machen müßte. Durch dieses Edickt stiftete der König einen militärischen Adel, der nicht nur denjenigen ohne weitere Anfrage zu Theil ward, die in seinen Armeen sich bis zur Generalsstelle aufgeschwungen hatten, sondern auch denen, die wenigstens als Kapitäns in Diensten stehn und deren Vater und Großvater in eben dem Posten gedient haben: *patre & avo militibus*.

22. Jan. 1751. Kurz darauf erschien ein anderes Edickt, als die Folge vom vorigen, und welches, philosophisch betrachtet, vielleicht auch mehr glänzendes als gründliches hatte. Er stiftete eine Militärschule mit freyer Wohnung, Unterhaltung und Unterrichtung in der Kriegskunst für fünfhundert französische Edelleute, besonders für solche, deren Väter arm und im Kriege geblie-

geblieben sind, oder dem Könige noch in der Armee dienen. Dies war eine Nachahmung der Stiftung von Saint-Cyr, deren Plan aber größer war und einen nützlichern Endzweck hatte. Eine ausführliche Untersuchung würde uns hier zu weit führen, wir wollen also bloß anmerken, daß nicht alle Nachfolger des Grafen d'Argenson hierüber einstimmig gedacht und geurtheilt haben, und daß überhaupt dergleichen prahlende Denkmähler den Einkünften des Staats und der würklichen Lage seiner Finanzen angemessen seyn müssen. Diese Stiftung, die auf den ersten Anblick blendet, brachte dem Kriegsminister nicht weniger Ruhm, als die vorhergehende, und zog demselben die Zuneigung des Adels zu. Er ward von der Klerisey erhoben, deren Interesse er nicht sowohl aus Eifer für dieselbe, als vielmehr aus Haß gegen die Gerichtshöfe, begünstigte. Er hatte die Grundsätze seines Vaters angenommen und war den Förmlichkeiten und dem langsamen und methodischen Verfahren der Justitzbedienten feind. Er war sehr für den Despotismus, wohin er auch den König aus allen Kräften lenkte; vor allen Dingen schmerzte es ihn, daß er nach dem Tode des Kanzlers nicht die Siegel bekommen hatte. Umsonst versuchte man, ihn dadurch zu trösten, daß dem Marquis de Paulmy die Anwartschaft auf seine Bedienung und zugleich die Erlaubniß in derselben mit zu arbeiten, und alles mit seinem Oheim gemeinschaftlich zu unterschreiben, verwilligt ward; immer sahe er mit Kränkung die Siegel in den Händen eines Nebenbuhlers, den er fürchtete, und der unaufhörlich an dem Falle desselben arbeitete, den er aber doch nicht anders, als durch ihren beyderseitigen gemeinschaftlichen Fall, bewürken konnte. 1753.

Der Graf de Saint-Florentin, der schon der älteste Staatssekretär und der siebente seines Nahmens in derselben Bedienung war, hatte das Glück gehabt, in die Ungnade seines Vettern, des Grafen de Maurepas nicht mit verwickelt zu werden. Damahls hatte er noch nicht das Departement der gesiegelten Kabinetsordres (Lettres de Cachet) wodurch

1753. er sich nachher so verhaßt machte. Er hatte das geistliche Departement, und die Klerisey hatte lieber ihn, als einen andern; sie konnte ihn besser nach ihrem Gefallen lenken, weil er kein großes Genie und dabey sanftmüthig, nicht sehr unternehmend, blöde und zum Aberglauben geneigt war, welches alles, wie man davon häufige Beyspiele hat, sehr leicht mit ausschweifenden Sitten beysammen stehn kann. Uebrigens war er genau, fleißig, voll Diensteifers für seinen Herrn und bezeigte der Favoritinn die erforderliche Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Er fieng jetzt an, sich von einer gewissen Madame Sabbatin regieren zu laßen, einer Umläuferinn, deren Reitze ihn gefesselt hatten. Diese hatte ihn so unter das Joch gebracht, daß er nicht anders, als mit ihren Augen, sahe, allen ihren Eingebungen folgte und bloß nach ihrem Willen handelte. Da diese ränkevolle Frau nicht die oberste Herscherinn seyn konnte, wollte sie doch gern die zwote seyn, und vermogte daher ihren Liebhaber, der Marquise eine uneingeschränkte Unterwürfigkeit zu beweisen. Zur Dankbarkeit drückte Madame Pompadour dagegen die Augen des Königs bey dem schimpflichen Gewerbe zu, das dieses gierige Weib mit den Gnadenbezeigungen, Belohnungen und selbst mit den Strafen trieb, die der Graf de Saint-Florentin auszutheilen hatte. Um dadurch eine Stimme mehr im Konseil für sich zu haben, ließ sie denselben im Jahr 1751 nachdem er acht und zwanzig Jahre seine bisherige Bedienung verwaltet hatte, zum Minister erklären. Er hatte die Demüthigung erlebt, daß ihm Herr de Machault vorgezogen worden, der erst seit drey Jahren Generalkontrolleur war.

Dieser Machault war die erste Kreatur der Madame de Pompadour. Im Jahre 1745 war derselbe Generalkontrolleur geworden und hatte 1750 bey der Abdankung des Kanzlers d'Aguesseau, die Siegel bekommen. Herr de Lamoignon, der sich für glücklich genug hielt, diesem zu folgen, hatte schlecht genug gedacht, in die Zergliederung seiner Würde zu willigen, um nur die eitle Ehrenbezeigungen

gen davon zu genießen, und nichts weiter zu seyn, als ein Gespenst, das die Gerichtshöfe verachteten und haßten, unterdessen daß sein Nebenbuhler durch seine Geschicklichkeit das Vertrauen derselben erwarb und von denselben gepriesen ward. Man hat viel von seinem dreisten Unternehmen gegen die Klerisey gesprochen, die, um diesen grausamen Wiedersacher loß zu seyn, gleich nach dem übertünchten Frieden von 1754, den Herr de Machault gemacht hatte, den Befehl auswürkte, daß derselbe von der Generalkontrolle zu dem Seedepartement übergehn sollte. 1753.

Diesem Departement stand Herr Rouillé vor, der seine Erhebung auch der Marquisinn zu danken hatte. Anfänglich hatte man an dieser Wahl für ein solches Departement viel auszusetzen gehabt. Allein, da zu demselben bloß ein wirthliches und wachsames Oberhaupt nöthig ist, das Leben und Thätigkeit zu verbreiten wisse, und Herr Rouillé so klug gewesen war, sich dem Intendanten zu Rochefort, Herrn de Mezy, anzuvertrauen, einem Mann, der überaus geschickt war, ihn in den ihm obliegenden Geschäften zu leiten und zu unterstützen: So verwaltete er sein Amt sehr gut und betrieb in den wenigen Jahren, seines Dienstes, die Arbeiten so lebhafft, daß die Marine fast völlig in fertigem Stande war, als er davon abgieng.

Besonders hatte derselbe sich angelegen seyn lassen, Matrosen zu ziehn, sowohl durch den Seehandel, als durch Fischerey, durch die Kompagnie von Indien, durch Reisen in die Nordischen Meere, mit einem Wort, durch die besten schleunigsten und vielfältigsten Mittel, wodurch diese fast erloschne Gattung von Leuten wieder hergestellt werden konnte. Dies war um so nöthiger, als man wohl voraus sahe, daß der Friede nicht lange dauern würde, und man also jeden Augenblick dieses Zwischenraums nutzen mußte, um sich in den Stand zu setzen, dem hereinbrechenden Gewitter die Stirne zu bieten.

Er fühlte die Nothwendigkeit, in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten, und den sämtlichen

Mitgliedern, die alle gleich unwissend waren, Un-
1754. terricht zu verschaffen. Herr de Maurepas hatte den Unterricht der Maringarden in ihren Schulen verbessert, und einige Zöglinge zur Feder anhalten laßen, woraus Kommissarien und Intendanten genommen werden sollten, wenn sie die verschiedenen Klassen des Seedienstes durchgegangen wären. Herr Rouillé gieng weiter; er stiftete eine Seeakademie, als den Mittelpunkt aller Kenntnisse in diesem Fache. Man lachte anfänglich über eine Stiftung, die eigentlich nur für Gelehrte schicklich wäre, und hier für Officiers eröfnet ward, wovon der größte Theil kaum seinen Nahmen schreiben konnte; allein dies war nur ein brüderliches Band zwischen den verschiedenen selbst den niedrigsten Theilen dieses großen Ganzen, die bisher sehr uneinig gewesen wären; ein Ort der allgemeinen Nacheiferung, wo sich einst Generals, Vorsteher, Befehlshaber der Häfen, Schiffsbaumeister, kurz, alle diejenigen bilden sollten, denen irgend einiges Geschäft in den Seezeughäusern obliegt.

Besonders war die Schiffsbaukunst sehr vernachläßigt. Sie war noch weiter nichts als eine durch praktische Uebung erlangte Fertigkeit, die freylich hoch genug gestiegen seyn mußte, weil die Engländer die schöne Form des Invincible, eines im letzten Kriege genommenen Schiffs, nicht genug bewundern konnten, welches sie hatten auseinander schlagen müssen, und nachher nach demselben Modelle und Proportion wieder aufbauen wollten. Dieses vortreffliche Schiff war von Morineau, einem Schiffbauer, oder vielmehr Zimmermann, von Rochefort, der sein Handwerk nie studirt hatte. Die von den übrigen Departements bauten eben so wenig nach durchgedachten und berechneten Grundsätzen. Herr Rouillé war der erste, der seiner Akademie verschiedene Mitglieder der Akademie der Wissenschaften einverleibte, und diese Gelehrten aufmunterte, sich mit der Marine zu beschäftigen und darüber nachzudenken. Einen davon, der sein Zutrauen gewonnen hatte, Herrn du Hamel du Monceau, machte

er

er zum Generalinspecktor der Marine, an welchen sich künftig alle diejenigen wenden sollten, welche Willens wären, sich diesem Stande zu widmen, es sey nun in der Schiffsbaukunst, in der Ingenieurswissenschaft, in der Seekenntniß, oder in den Geschäften innerhalb eines Hafens. Es wurden Lehrjahre, Prüfungen und Wettstreite angeordnet und nun haben die Departements die geschicktesten Männer in allen Fächern aufzuweisen. 1754.

Man ließ dem Herrn Rouillé nicht Zeit, die verschiedenen Entwürfe auszuführen, die er zur Verbesserung seines Departements gemacht hatte, welches er würklich liebte, und worauf er sich mit vielem Fortgang legte. Man gab ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, worinn er niemahls gearbeitet hatte, und das zu welcher Zeit! Zu einer Zeit, da dieses Fach den feinsten und gewandtesten Politiker erforderte. Zween Männer hatten kurz hintereinander diesem Departement vorgestanden, und hatten sich durch das überlegene Genie des Englischen Ministerii gewaltig irre führen laßen. Der eine war der Marquis de Puysieux, der dem Grafen d'Argenson gefolgt war. Dieser sehr mittelmäßige Mann hatte seinen Geist auf seiner Gesandschaft bey dem Könige beyder Sicilien, wohin er 1735 geschickt worden, sicherlich nicht geschärft. Im Jahr 1746 hatte er, als Gevollmächtigter Minister, zu Breda, gegen die Ministers von England und Holland eine schlechte Figur gemacht, und der seit seiner Erhebung zum Staatssekretariat der auswärtigen Angelegenheiten geschlossene Friede hatte seine Schwachheit und seinen eingeschränkten Verstand vollends ins Licht gesetzt. Zu seiner Zeit war es, als der gevollmächtigte Minister der Kayserinn von Rußland, Herr Groß, seine Rückreise von Paris nach Petersburg antrat, ohne vom Hofe Abschied zu nehmen, und über ein Schreiben an diesen Staatssekretär, der die günstigen Gesinnungen Frankreichs gegen Schweden wider Rußland nicht verschwiegen genug gehalten hatte, und über den Mangel an Gei-

1754. stesstärke oder Geschicklichkeit des letztern bey dieser wichtigen Sache, eine Kaltsinnigkeit dieser beyden Höfe gegen einander entstand, die verschiedene Jahre dauerte. Ueberdies war er ein Kleinigkeitskrämer, der alles methodisch behandelte. Seiner Kränklichkeit wegen, die oft einen Einfluß auf Genie und Denkungsart hat, erhielt er 1751 seinen Abschied. Ihm folgte der Marquis de Saint-Contest, der sich auf seiner Gesandschaft in Holland, von der er eben zurück kam, wohl hätte bilden können, aber ganz ohne Kenntniß, und Erfahrung wieder zurück kam, und von seinem Ministerposten bloß das äusserliche erfüllte. Er starb in demselben, weil sein Schicksal seiner Laufbahn binnen drey Jahren ein Ende machte. Auf diesen folgte nun Herr Rouillé.

28. Julii

Bey dieser Veränderung ward Herr de Sechelles, einer der größten Intendanten, so die Armee jemahls gehabt hat, Generalfinanzcontrolleur, worüber sich die von seinen Talenten, seiner Rechtschaffenheit und Menschenliebe eingenommene Nation außerordentlich freute.

Noch war im Konseil der Graf de Saint Severin-d'Arragon, ein Ausländer, der 1726 zuerst nach Frankreich gekommen war, als außerordentlicher Gesandter des Großherzogs, nachher Königliche Dienste genommen und als Ambassadeur in Schweden gestanden hatte. Dieser hatte die Friedensunterhandlung gemacht und auch den Frieden selbst zu Aachen geschlossen, welches ihn billig von allen Staatsberathschlagungen auf immer hätte ausschließen sollen, und welches ihm dennoch eine Stelle dabey zu wege brachte. Er war ein ungemein stolzer Mann, der sich durch sein hohes äußerliches Ansehn Ehrfurcht verschafte; übrigens biegsam und sogar kriechend, wenn es nöthig war, um sich in der Gunst zu erhalten, und bückte sich, wie die andern, vor dem Götzen des Tages.

Das waren die Leute, die unter der Marquisinn de Pompadour das Königreich regierten. Herr hätte

hätte sie unter dieselben auch ihren Bruder, den Marquis de Vandieres gesetzt, der, um den Spöttereyen über seinen Nahmen ein Ende zu machen, zum Marquis de Marigny ernannt war, allein sie sahe ein, daß es besser für ihn wäre, wenn er in seinem Posten bliebe, da er eben keine außerordentliche Fähigkeiten, auch in diesem Fache niemahls gearbeitet hatte, und diesen doppelten Mangel weder durch Geburt noch durch geleistete würkliche oder scheinbare Dienste ersetzen konnte. Nach dem Absterben des Herrn le Normant de Tournehem war derselbe nunmehr der oberste und einzige Generaldireckttor aller Königlichen Gebäude, Gärten, Künste und Manufackturen. Dies war immer ein ordentlicher Ministerposten in seiner Art, weil er unmittelbar mit dem Könige arbeitete; über die Gelder seines Departements disponirte; Gnadenbezeigungen und Gehalte verwilligte; Baukomtoirs unter sich hatte und die Bedienungen dabey vergab. Im Anfange seines Glücks erröthete dieser junge Mensch, der kaum aus der Schule gekommen war, und seine jugendliche Verschämtheit noch nicht abgelegt hatte, über seine Standeserhöhung, für die er sich nicht gebohren fühlte. Er gestand mit vieler Bescheidenheit seine Verlegenheit in der Gallerie von Versailles, wo er nie erscheinen konnte, ohne von einer Menge der vornehmsten Herren umringt zu werden. „Ich darf „mein Schnupftuch nicht fallen laßen, sagte der„selbe in seiner Einfalt, so bücken sich gleich einige „Ritter vom blauen Bande, und streiten sich um „die Ehre, es aufzuheben." Er ward bald zu den kleinen Abendtafeln mit zugezogen; der König nannte ihn seinen kleinen Bruder. Eines Tages, als derselbe ganz allein mit seiner Schwester zu Mittage speisen sollte, kam der König dazu, und da er hörte, was sie für einen Gast abweisen wollte, rief er aus; Nein! Ihr Bruder gehört auch zur Familie; anstatt das für denselben gelegte Gedeck wegzunehmen, darf nur noch eins hinzugelegt werden; wir wollen alle drey zusammen speisen. 1754.

1754. Wie war es möglich, daß dem jungen Menschen nicht der Kopf schwindlich werden sollte!

Bey alle dem hatte derselbe gleich anfangs den edlen Ehrgeitz, sich in seinem Fache hervorzuthun und dasselbe glänzend zu machen. Er machte sich die bequeme Gelegenheit zu Nutze, die ihm die Gunst, worinn er stand, und der Geschmack seiner Schwester für die Künste, an die Hand gab. Er brachte die beyden Akademien, deren Protecktor er war, in Ansehen. Die Akademie der Baukunst, die sich von 1671 herschrieb, die sich sogar, seit vielen Jahren, im Louver versammelte, aber noch immer nicht öffentlich aucktorisirt war, ob sie gleich einen offenen Stiftungs- und Bestätigungsbrief von 1717 erhalten hatte, bedurfte großer Aufmunterung. Seine Schwester trug dazu bey, indem sie dem Monarchen Lust machte, zu bauen. Herr de Marigny setzte Preise aus, wodurch die Nacheiferung unter den jungen Leuten rege ward, und die den Preis erhalten hatten, wurden auf Königliche Kosten nach Rom geschickt, um daselbst die Antiken zu studiren. Er machte den weitaussehenden Entwurf, das Louvre zu vollenden, dieses prächtige Gebäude, das zugleich von der Größe der Französischen Herrscher, und von dem schlechten Geschmack derselben, weil sie es nicht bewohnen, oder von ihrem Unvermögen zeugt, dasselbe zu vollenden. Man kann nicht glauben, wie schleunig sich die Baukunst unter dem Einflusse dieses neuen Mäcen emporschwang. Wodurch sich die Französischen Künstler hauptsächlich auszeichnen, und was nicht Griechenland, nicht Rom, nicht Egypten, nicht Toskana unter den Mediceern, auch nicht Frankreich unter Ludewig dem XIV. verstand, und was doch nothwendiger ist, als Karyatiden und Kolonnaden, das ist die innwendige Vertheilung der Zimmer. Bis daher kannte man nichts als Gallerien und ungeheure Säle. Es ist unglaublich, auf welchen Grad der Vollkommenheit die Erfindung der Bequemlichkeiten in den Wohnungen gestiegen ist, und zwar seit 1722. da man zuerst die glücklichen Entwürfe dazu in dem

Pallaste

Pallaste Bourbon ausführte. Wir haben schon gesagt, wie man die Anstrengungen der Kunst von dieser Seite zur Bequemlichkeit der ersten Maitressen Ludewig des XV. zu Choisy anstaunte und bewunderte; und damals war diese Kunst noch in ihrer Kindheit. Die Kunst, die Zimmer zu verzieren, zu verschönern und geschmackvollen Hausrath anzubringen, die allerdings auch zu dem Studium des Baumeisters gehört, ist gewissermaßen dem Marquis de **Marigny** ihr Daseyn schuldig, der nach dem Petronius elegentiarum arbiter zu heißen verdient. — 1754.

Die Mahler- und Bildhauerakademie hat dem Marquis de **Marigny** eben so viel zu verdanken, und hat es unter demselben in manchen Fächern eben so weit gebracht. Wenn auch vielleicht Männer von außerordentlichem Genie in diesem Fach seltener geworden, so sind doch die Künstler, im Ganzen genommen, zahlreicher und haben mehr Aufmunterung bekommen. Die Preise und die Unterhaltung der Zöglinge in Italien, wo dieselben sich nach großen Mustern bilden sollen, pflanzen natürlicherweise den Begriff des Schönen auch in denenjenigen fort, welche die Mode und der Kleinigkeitsgeschmack des Jahrhunderts zwingen, auf geschmacklose Arbeiten ihre Mühe zu verwenden.

Im Jahr 1740 hatte man angefangen, jährlich im großen Saale des Louvre den Blicken und dem Urtheile des Publickums alle von den Mitgliedern der Akademie verfertigte Werke der Mahlerey, Bildhauer- und Kupferstecherkunst auszustellen. Herr de **Marigny** munterte diese Ausstellungen auf, verordnete aber, damit größere und fleißiger gearbeitete Werke erscheinen könnten, daß sie nur alle zwey Jahre Statt haben sollten. Um die Nacheiferung der Künstler zu erwecken, die nicht auf Reisen gewesen, und denselben gute Muster zur Befolgung und Nachahmung vor Augen zu legen, ließ der Marquis die herrliche Gallerie von **Rubens** im Pallast von Luxembourg öfnen, und würkte einen Befehl aus, daß die überaus große Königliche Gemähldesamm-

1754. lung eben daselbst nach und nach öffentlich ausgestellt werden sollte. Da sahe man denn im Jahre 1751 die vom Alter verdorbene Schilderey des Andreas del Sarto durch den Fleiß des Herrn Picot wieder aufleben, der das Geheimniß erfunden hatte, die Mahlerey, ohne dieselbe zu verändern, von einer Leinwand auf die andere zu übertragen und so ihr Daseyn zu verewigen. Er versuchte nachher dieselbe Behandlung mit dem von Raphael auf Holz gemahlten heiligen Michael, und brachte das Werk zur allgemeinen Bewundrung und zum höchsten Vergnügen des Königs und des ganzen Hofes zu Stande.

Loriot erfand die Kunst, den Pastel zu fixiren, und demselben die Beständigkeit der Oelgemählde zu geben. Unter den Meisterstücken der berühmtesten Mahler sahe man auf dem Saale auch ein in der Tapetenmanufacktur der Gobelins mit der Nadel gesticktes Gemählde. Die Feinheit der Arbeit und die Wahrheit der Farbengebung täuschte das Auge. Man hielt es für würkliche Mahlerey.

Die Kunst auf Gold zu emailliren, deren Erfindung den Franzosen zugeschrieben wird, ward in diesen Zeiten besonders zur Vollkommenheit gebracht. Man trieb dieselbe so hoch, daß man ganze historische Gemählde lieferte. Es erschien ein zu den Füßen der Omphale spinnender Herkules von Durand, den die Encyklopädie als ein der größten Meister würdiges Werk anführt.

Die Savonnerie, (eine Tapetenmanufacktur zu Chaillot,) diese Nacheiferinn der Gobelins in ihrer Art brachte Wunder in den Tapeten hervor, die die Weichlichkeit der heutigen Lukulle mit Füßen tritt.

Unterdessen daß der Bruder der Favoritinn, unter den Einfluß dieser Französischen Minerva, den Königlichen Künsten und Manufackturen seines Departements so viel Leben mittheilte gieng in den andern Zweigen der Staatsverwaltung eine nicht minder schleunige Veränderung vor.

Wäh-

Während des Krieges, der nun geendigt war, hatte man empfunden, wie unglücklich man ist, wenn man bey Fremden und wohl gar bey den Feinden selbst die dreisten Grübler aufsuchen muß, die gegen eine der größern oder mindern Gefahr angemessene Belohnung, den Eigenthümern ihre Schätze garantiren, die der Unbeständigkeit der Elemente oder der Ungewißheit des Kriegesglücks ausgesetzt sind. Dadurch geht auf alle Fälle ein Theil der Reichthümer des Landes verlohren, das dabey nach gerade arm wird. Um diesem Staatsübel, diesem traurigen Geldausflusse, abzuhelfen, traten verschiedene reiche Kaufleute, unter dem Schutz der Regierung, zusammen, und errichteten zu Paris eine Assekuranzkammer, deren erster Fand aus zwölf Millionen bestand. 1754. 4. Febr. 1750.

Die Landstraßen sind ein für die Communikation der Handlung sehr wesentliches Hülfsmittel. Schon unter Ludewig dem XIV. hatte man sich damit beschäftiget; allein die Straßenbaukunst war damals nur noch roh und in ihrer Kindheit. Sie hatte seit dem Regierungsantritt Ludewig des XV. zugenommen, und gedieh unter der Direcktion des Finanzintendanten, Herrn de Trudaine, zu einer erstaunlichen Vollkommenheit. Dieser setzte das Damm- und Brückenamt auf den besten Fuß. Er besetzte dasselbe mit einem Oberbaumeister und Ingenieur, vier Generalinspecktoren, einem Direcktor, einigen Landmessern und fünf und zwanzig Ingenieuren. Er besorgte auch eine Schule, aus welcher die jungen Leute genommen wurden, die sich diesem Fache widmen wollten. Man verband Bequemlichkeit mit Nützlichkeit und Schönheit. Die regelmäßigen und majestätischen Alleen, womit man den öffentlichen Landstraßen Einfaßung und Schatten giebt, werden einst eine Zuflucht gegen die Würkungen des Luxus abgeben müssen, der die kostbarsten Wälder verheert. Was man diesem Baumeister vorwerfen kann, ist, daß er die Landstraßen zu breit gemacht, und dem Ackerbau dadurch so viel Erdreich entwandt hat, welches zur Bebauung dienen könnte. Es wä- August 1751.

ren

1754. ren dabey auch wohl noch andre Mißbräuche abzustellen, zum Beyspiel die grausamen Frohndienste, womit ein solcher Intendant den Landmann plagt, oder auch die Feld- und Queerwege, diese Merkmaale der Prahlerey, welche ein in Hofgunst stehender Mann, ein großer Herr, oder ein Minister, durch seine Unterthanen anlegen läßt, um seine Reise, zu seiner Bequemlichkeit, etwan um eine Viertel Meile zu verkürzen, wodurch bloß den Pferden einige Ermüdung und dem Herrn einige Langeweile erspart wird. Zu derselben Zeit, von der hier die Rede ist, ward eben ein solcher Weg für Ludewig den XV. angelegt, dessen Benennung schon ärgerlich ist. Die Aneckdote verdient, aufbehalten zu werden.

Im Monath May 1750 ward das lose Gesindel in Paris aufgegriffen, wie solches öfters geschieht, weil in dieser Stadt alle liederliche Leute aus den Provinzen zusammenfließen, die, wenn sie sich vermehrten und sich zusammen vereinigten, nicht mehr würden im Zaum gehalten werden können. Es ist schwer, bey der stillen und heimlichen Aufhebung dieser Leute durch die Unterbedienten der Policey, die selbst aus dem Hefen des Pöbels genommen sind, alle Ungerechtigkeiten Plackereyen und mit unter auch wohl Grausamkeiten, zu verhüten. Ein geldgieriger Policeydiener, der nicht entdeckt und bestraft zu werden hoffte, nahm also ein Kind weg, und schmeichelte sich, von der Mutter des Kindes ein Lösegeld zu bekommen. Man weiß, wie weit die Mutterliebe bey dem weiblichen Geschlecht geht. Bey den sanftmüthigsten Thieren werden die Weibgen in solchem Falle unkenntlich, wild und rasend. Auch hier ließ diese Frau sich keine Furcht abhalten, sondern erfüllte die ganze Nachbarschaft mit ihrem Klaggeschrey. Andre Mütter, in gleicher Besorgniß, gesellten sich zu derselben. Bald waren es nicht mehr ein oder zwey Kinder, die man weggenommen haben sollte, sondern Tausende. Fürchterliche Erzählungen giengen im Volk umher. Man sagte, Ludewig der XV. wollte, als ein zweeter Herodes, den Bethlehemitischen

schen Kindermord erneuern; ein vornehmer Kranker
solle, Auf Anrathen der Aerzte, um dem Tode zu ent- 1754.
rinnen, Bäder von dem reinsten Menschenblute neh-
men; u. s. w. Mehr brauchte es nicht, diese Wüth
aufs höchste zu treiben, die immer ehrwürdig bleibt,
weil sie aus dem schönsten und wesentlichsten Natur-
gefühl entsprungen war. Die Weiber fiengen einen
Aufstand an in der Vorstadt Saint-Antoine, der sich
bald weiter ausbreitete, Männer mit sich hinriß, und
bis in den Mittelpunkt der Stadt sich erstreckte.
Wehe damals demjenigen, der einem Policeybedien-
ten ähnlich war! einer derselben ward ermordet; ein
armer Schelm, der unglücklicherweise einem solchen
ähnlich sahe, hatte alle Mühe, sein Leben zu retten.
Herr Berrier war damals Policeylieutenant. Die May
Favoritin hatte in dieser Bedienung einen Menschen 1747.
haben wollen, der ihr gänzlich ergeben wäre; das
war dieser Berrier, und das machte denselben gleich
bey dem Volke verhaßt. Ueberdies war derselbe über-
müthig, hart und grob. Der Pöbel im Tumult lief
nach dem Pallaste desselben, schimpfte ihn auf das
gröbste und warf ihm die Fenstern ein. Da er eben
so feigherzig als grausam war, verlohr er die Fassung
und floh durch den Garten, um der schändlichen Miß-
handlung zu entgehen, womit er bedroht ward, und
die er schon zu empfinden glaubte. Einer seiner Leute
hingegen, der mehr Herz hatte, ließ die Hausthür
öffnen, und jagte dem Pöbel durch diesen kühnen
Schritt Furcht ein. Man hielt dies für eine Falle,
worinn diejenigen würden gefangen werden, die sich
gelüsten ließen, hinein zu gehn; alle glaubten, einen
offenen Abgrund zu sehen, der sie verschlingen wollte,
und standen unbeweglich. Inzwischen hatten sich
die Französischen Garden, die Schweizergarden, die
Mousquetairs und noch andere Königliche Haustrup-
pen in Bewegung gesetzt. Das war genug, das un-
ruhige Gesindel zur Ruhe zu bringen, das mehr aus
Weibern als Männern bestand, und worunter mehr
Müßiggänger als Kämpfer waren. In wenig
Stunden war die Ruhe vollkommen hergestellt. Die

ersten

ersten, deren man habhaft werden konnte, wurden ohne Untersuchung, ob sie Aufrührer waren, andern zum Beyspiel, gehängt, und um dem Volke zugleich eine Art von scheinbarer Genugthuung zu geben, ließ das Parlament den Policeylieutenant vorfordern, gab demselben einen Verweis, und empfahl ihm, künftig in seinem Posten vorsichtiger zu handeln. Eine Demüthigung, wofür der Hof denselben, durch seine Ernennung zum Staatsrath, baldigst schadloß hielt. Er ward durch diesen Vorfall der Marquise noch lieber, die ihn in der Folge mit Reichthümern und Ehrenstellen überhäufte.

1754.

Um hinführo solchen Zusammenrottungen vorzubeugen, die den Hof erschreckt hatten, erschien eine Königliche Deklaration, welche den ganzen Unfall auf die Bettler und Umläufer zu schieben schien, die aus den Provinzen zur Hauptstadt kommen, und befahl bey nahmhaften Strafen, daß dieselben entweder in Dienste gehn, oder sich nach ihren Geburtsörtern begeben sollten. Man gab dadurch wenigstens den Aufhebungen, die unter diesem Vorwande immer fortdauerten, ein gesetzmäßiges Ansehn. Der Despotismus nutzte diesen Umstand gleichfalls um sich auszubreiten und zu verstärken. Die Stadtwache war damals bürgerlich und friedlich und stand unter den Justitzkollegien. Dieselbe war bloß zur Sicherheit der Einwohner, nicht aber zu deren Unterdrückung bestimmt. Mit Unrecht ward ihr vorgeworfen, daß sie, währendes Aufruhrs des Pöbels, ihre Schuldigkeit nicht gethan hätte, denn sie war würklich nicht befugt, ihre Waffen gegen ihre Mitbürger zu gebrauchen, und auf dieselben Feuer zu geben. Der Minister von Paris, der das Parlament grausam haßte, unterstand sich, gedachtes Korps der Bothmäßigkeit desselben zu entziehen und es unter die seinige zu bringen. Herr de Roquemont hatte damals das Kommando über dasselbe. Er war ehrgeizig, und wünschte sich militärische Ehrenzeichen. Es verdroß ihn, daß er den Ludewigsorden nicht bekommen konnte, den Herr Duval, sein Schwiegervater

30. Octbr. 1750.

vater und Vorfahr getragen hatte; freylich einer verruchten That, eines Meuchelmordes wegen *). Er war es, der dem Grafen d'Argenson vorschlug, bey seiner Mannschaft eine Ordnung und Kriegszucht einzuführen, die niemahls darinn gewesen war, und dieselbe auf militärischen Fuß einzurichten. Er würkte eine Uniform aus bey diesem Minister, der seinen Einfällen willig Gehör gab. Er exercirte seine Mannschaft und verwandelte bald diesen Haufen von Künstlern und Arbeitsleuten, die vorher Kleider von allen Farben trugen, in ein regelmäßiges geübtes Korps, das im Stande war, sich furchtbar zu machen. Endlich ward diese Wache noch mit einer berittenen Patrouille vermehrt, die unaufhörlich durch die Straßen reitet, auf das kleinste Lärmen herbeyeilt, und dadurch, daß sie alle Zusammenrottungen verhindert, die Ruhe und zugleich die Sklaverey der Pariser auf immer befestigt. Die Kommandantenstelle bey dieser Stadtwache ist so ansehnlich geworden, daß sich zu unsern Zeiten schon Generals um dieselbe beworben haben. 1754.

Der Graf d'Argenson ließ noch überdies um die Stadt herum Kasernen für die Französische und Schweitzergarden erbauen, um diese Truppen im Nothfall leichter zusammen ziehn zu können, und damit diese Gebäude zugleich so viel Citadellen wären, von welchen man die Stadt beschießen und die Einwohner im Zaum halten könnte.

Einige Monathe nach dem Aufstande zu Paris, sollte die Reise nach Compiegne vor sich gehn. Gewöhnlicher weise gieng der König auf dieser Reise durch Paris. Man gab demselben zu verstehn, daß es unschicklich wäre, daß er eine rebellische Stadt mit

*) Der Reichsverweser hatte dem Herrn **Duval** aufgetragen, den Verfasser der Phillippiken, Herrn de la Grange-Chancel, zu ermorden. Dieser irrte sich in der Person und erschoß in der Straße Bout-du-Monde den Dichter Vergier, der Kommissarius beym Seedepartement war. Sein guter Wille ward, des Irrthums ungeachtet, belohnt.

mit seiner Gegenwart beehrte. Man baute in der
1754. Geschwindigkeit eine Straße auf dem Wege von Versailles nach Sant Denis und nannte dieselbe den Weg des Aufruhrs, gleichsam, als wenn man das Andenken eines eingebildeten Verbrechens und der schimpflichen Schwachheit des Monarchen verewigen wollte. Dies war der unglückliche Zeitpunkt, in welchem die Bande der Liebe zwischen dem Herrscher und den Unterthanen zerrissen wurden. Man sahe nun Ludewig den XV. nicht mehr anders nach Paris kommen, als in dem Pomp der Strenge und des Zorns, und hörte das Volk nicht mehr dem Herrscher die frohen Segenswünsche zurufen, die für das Ohr und das Herz eines guten Monarchen so schmeichelhaft sind.

Wenn die Künste, die Manufackturen, der Handel, die bürgerliche Verwaltung, von dem noch schwachen Lichte der Philosophie angestralt, sich vervollkommten, so machte sich auch die Jurisprudenz in gewissen Stücken von Barbarey und Vorurtheilen loß. Unter andern glücklichen und nöthigen Veränderungen hatte d'Aguesseau seine Laufbahn mit der schönen Verordnung über die Erbschaften beschlossen, die der König auf der Comthurey Vieux Jonc heraus-
1747. gab, als wenn er Frankreich und andern Nationen zeigen wollte, daß er der Kriegsunruhen ungeachtet, die Sorge für die Gesetzgebung nicht aus den Augen ließe.

Aber das wichtigste Denkmal, und das dem Minister, der damals dem Finanzwesen vorstand, und
17. Sept. dem Konseil die meiste Ehre machte, war das Arret,
1754. wodurch hinführo der Kornhandel im Innern des Reichs völlig frey gegeben ward von einer Provinz zur andern, ohne Pässe oder Erlaubnißscheine nöthig zu haben; die Provinzen Languedoc und Auch aber die uneingeschränkte Freyheit bekamen, auch mit Auswärtigen den Kornhandel zu betreiben. Langt schon hatte man sich in Frankreich den freyen Transport des Korns gewünscht; dadurch wird der Ackerbau, dieser Hauptreichthum eines Staats, befördert; durch

durch diese Freyheit allein ist England reich geworden. Diese Freyheit war unmittelbarer weise die Ursach der Ueberlegenheit Englands über Frankreich im letzten Kriege und, nach einiger Staatsklügler Meynung, auch des schimpflichen Friedens, den Frankreich eingehn mußte. Patriotische Schriftsteller hatten schon angefangen, das Abgeschmackte und Ungerechte eines solchen Verbots zu zeigen; in der Staatskunst muß man aber die Wahrheit lange vor Augen stellen, ehe sie Eindruck macht und angenommen wird. Glücklicher weise war einer davon der Arzt der Marquise de Pompadour, und hatte Ansehn und Eifer genug, dem Hofe die Grundsätze philosophischer Oekonomen mit Nutzen zu predigen; diese vereinigten sich seitdem zu einer Gesellschaft, und erwehlten denselben einstimmig zu ihrem würdigen Oberhaupt. Wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen, von dem Docktor Quesnay weitläuftiger zu sprechen, denn so heißt dieser Arzt, der durch seine Lehre der Retter des ganzen Königreichs ward. Der Gesetzgeber gab, nach seiner Klugheit, diesem Gesetze nicht gleich von Anfang alle Ausdehnung, deren es fähig war; sondern wollte weißlich erst die ersten Würkungen abwarten, und seine Kenntnisse auf Erfahrungen bauen. 1754.

Die Arzneykunde machte gleichfalls große Fortschritte und nahm eine neue Gestalt an. In den Schulen derselben verdrängte wahre Wissenschaft die Pedanterey, Erfahrung den Schlendrian, Entdeckungen die Vorurtheile; man gab weniger Arzeneyen und ließ die Natur mehr würken; besonders fieng man an, das Blut zu schonen; man arbeitete im Ganzen, die allgemeinen Mittel bekannter zu machen, die zur Erhaltung der Unterthanen dienen und in Mitteln gegen die Verwüster des menschlichen Geschlechts, die Kinderblattern und Lustseuche bestehn, oder den Biß der Schlangen heilen oder Ertrunkenen wieder ins Leben zurückbringen.

Der zwischen den Aerzten und Wundärzten entstandene Streit war der Grund zu der Aufklärung

1754. der letztern, die nun gezwungen waren, ihre Kunst zu studiren, und eine Königliche Akademie unter sich entstehen sahen, welche Preisfragen aufwarf und Preise austheilte. Der berühmte la Peyronnie stiftete den ersten, und würkte bey dem Könige die Aufbauung eines prächtigen anatomischen Theaters zu Montpellier aus, wo anatomische Vorlesungen gehalten werden sollten. Ludewig der XV. gab seine Einwilligung desto williger, je mehr er diesen Leibwundarzt und dessen Kunst liebte, von welcher er nach den Schlachten bey Fontenoy und Lawfeld Wunder gesehn hatte. Er kaufte damals von einem Wundarzt aus Berry, Nahmens Brassard, das Geheimnis, ohne Verband bey Amputationen den Blutfluß mit Eichenschwamm zu stillen, und ließ es, zur Erhaltung seiner Unterthanen, im ganzen Lande bekannt machen.

Aber alle diese Wissenschaften, alle diese vereinigte Kenntnisse konnten das Unglück nicht abwenden, das größte unstreitig, das Frankreich, während den beyden Kriegen, die wir beschrieben, begegnete. Dies war der Tod des Marschalls von Sachsen, welcher im vier und funfzigsten Jahre seines Alters zu Chambord verschied. Man trug sich mit allerhand Fabeln über diesen Vorfall, wie über alles, was außerordentliche Personen betrifft. Es ist aber ausgemacht, daß er an den Folgen seiner Ausschweifungen in seinem Bette starb. In seinen beyden letzten Lebensjahren war derselbe nur noch ein wandelnder Leichnam, von dem wenig mehr übrig war, als sein Nahme. Und dadurch verdient derselbe mit Recht den ihm gemachten Vorwurf, daß er in der Wahl der Gegenstände seiner Lüste nicht vorsichtig genug gewesen, weil er sich dadurch vor der Zeit ins Grab gestürzt hat. Uebrigens ist dieser ausschweifende Geschmack an liederlichen Weibsbildern vielleicht der Grund seiner Heldenthaten und seines Ruhms. Wenn der Umgang mit denselben seiner Gesundheit schädlich war und seinen Körper schwächte, so benahm er doch seinem

(Randnotiz: 30. Nov. 1750.)

Geiste nicht die Kraft; seine Seele behielt immer ihre Stärke. Er sahe ein, daß eine zu weit getriebene Zärtlichkeit äußerst gefährlich sey. Wie viel Helden waren nicht im Schooße der Liebe weichlich geworden! Ueberdies bewies auch die außerordentliche Zärtlichkeit einer Kommödiantin für ihn, daß auch dergleichen Frauenzimmer die Großmuth aufs Höchste treiben und die heldenmüthigsten Opfer bringen können. Wer weiß es nicht, daß Mademoiselle **le Couvreur** ihre Juwelen verkaufte, um ihm seine Equipage anzuschaffen, als er zum Herzog von Curland gewählt ward? Und wenn man diese Aufführung mit dem Betragen einer vornehmen Dame vergleicht, die aus unbändiger Eifersucht das niederträchtigste, schändlichste und abscheulichste Verbrechen gegen ihre Nebenbühlerinn begeht, wer wollte nicht dem Beyspiel des Marschalls nachahmen und die Komödiantinn der Prinzessinn vorziehen *)? 1754.

Bey seiner außerordentlichen Leibesstärke hatte der Marschall einen derselben angemessenen Hang zur Wollust, wiewohl dies nicht immer beysammen ist; da aber das Liebeswerk bey ihm ein Bedürfniß der Natur und nicht Leydenschaft war, so folgte er bloß dem Antriebe der Natur, dem er nicht widerstehn konnte. Er dachte eben so von andern, und nahm

Z 2

*) Es ist eine durchgehends bekannte Anekdote, daß die Herzoginn von Bouillon die Mademoiselle le Couvreur mit ihrem ganzen Zorn bedrohen laßen, wenn dieselbe ihr nicht den Grafen von Sachsen gänzlich abtreten würde. Diese spielte eines Tages die Rolle der Phädra und warf auf jene einen unwilligen und verächtlichen Blick, als sie diese Verse hersagte:

Je ne suis point de ces femmes hardies,
Qui, goutant dans le crime une tranquille paix,
Ont su se faire un front, qui ne rougit jamais.

(Ich bin keine von den dreisten Weibern, die sich dem Laster mit voller Gemüthsruhe ergeben, und deren Stirn nicht mehr roth wird.) Mademoiselle le Couvreur starb bald nachher an beygebrachtem Gift.

1754. nahm die Befriedigung dieser thierischen Bedürfniß mit in seinen Plan von Kriegszucht bey der Armee auf. Er hatte in Brüssel eigene Häuser zu solchen Ausschweifungen für die Soldaten anweisen laßen, und eine Schildwacht vor die Thür gesetzt, alle Officiers, die da hineingehn wollten, zurück zu weisen. Dadurch wollte er den traurigen Folgen eines gemeinschaftlich liederlichen Umgangs vorbeugen, und glaubte, daß die Officiers sich wohl auf andere Weise helfen könnten.

In seiner Freundschaft gegen Mannspersonen war der Marschall von Sachsen eben so wenig ekel. Er hatte viel Umgang mit dem Generalpächter la Poupeliniere. Madame de Pompadour frug ihn einstens, was denn das für Eigenschaften wären, die ihn zum Umgange mit diesem Pächter reitzten? Madame! antwortete der Marschall, er hat eine Eigenschaft für mich, die ich vortrefflich finde; denn, wenn ich hundert tausend Livres brauche, so finde ich sie in seiner Schatulle, anstatt daß der Generalkontrolleur, wenn ich mich an den wende, mir immer zur Antwort giebt, daß kein Geld da ist.

Dies war eine Folge seiner Liebe zum Gelde. Er war nur groß im Kriege; in andern Stücken klein, wie die gemeinsten Seelen. Er machte den Ausspruch des la Bruyere wahr, daß kein Held in den Augen seines Kammerdieners Held bleibt. Er sprach schlecht und fluchte, wie ein Grenadier; er hatte nichts gelernt, nicht einmahl die Rechtschreibung. In den vom Abbé Milon herausgegebenen *Mémoires de Noailles* steht ein Brief von ihm an den alten Marschall, worinn er denselben wegen der ihn angebotenen Stelle in der französischen Akademie um Rath frägt; er war doch so klug, diese Ehre von sich abzulehnen. Das Buch *Rêveries*, das nach seinem Tode heraus kam, ist nicht von ihm, sondern nur nach seinen Gedanken und Einfällen und nach demjenigen aufgesetzt, was seine Gefährten im Kriege aus

aus seinem Munde gehört hatten. Dies Werk hat in der Französischen Kriegskunst Epoche gemacht, wozu der Ritter Follard, der Uebersetzer des Polybius, und der bald nach dem Marschall von Sachsen starb, schon die Grundlinien gezogen hatte. Seitdem haben verschiedene Kriegsmänner sich auf ihre Wissenschaft gelegt, dieselbe studirt und darüber geschrieben. 1754.

Der Tod dieses Helden setzte ganz Frankreich in Betrübniß, das ihn als seinen Schild betrachtete. **Ludewig der XV.** empfand denselben tiefer, als irgend jemand, und sagte: **Nun habe ich keinen General mehr; ich habe bloß noch einige Kapitäns.** Da er demselben, der Religion wegen, nicht so, wie dem Turenne, ein Begräbniß zu Saint-Denis in der Königlichen Gruft verwilligen konnte: so befahl er, daß die Transport- und Begräbnißkosten in Strasburg aus dem Königlichen Schatz genommen werden sollten, und der berühmte Bildhauer Pigalle erhielt den Auftrag, ihm ein Grabmal von Marmor zum Denkmal und zur letzten Belohnung seiner Dienste zu errichten *). Herr d'Alembert, der bereits als ein großer Meßkünstler bekannt, aber noch kein Mitglied der Französischen Akademie, war, seine Kräfte in literarischen Arbeiten noch nicht geprüft hatte, und überhaupt keinen Anspruch auf den Nahmen eines schönen Geistes machte, zeigte sich zum ersten mahl in Verfertigung einer Grabschrift auf den Marschall von Sachsen. Ob sie gleich nur mittelmäßig ist, trug man sich doch häufig damit, und der Nahme ihres Verfassers hat sie der Vergessenheit entrißen. Hier ist sie:

Rome eut dans Fabius un guerrier politique;
Dans Annibal Carthage eut un chef héroïque;
La France plus heureuse eut dans ce fier Saxon
La tête du premier, & le bras du second.

*) Mit der eben so erhabenen als kurzen Grabschrift: STA VIATOR! HEROEM CALCAS. Uebers.

1754. (Rom hatte am Fabius einen staatsklugen Krieger; Karthago am Hannibal einen heldenmüthigen Feldherrn; das glücklichere Frankreich hatte an diesem tapfern Sachsen des erstern Kopf, des zweeten Arm).

27. May. 1755. Der Tod des Marschalls von Löwendahl, der wenige Jahre nachher erfolgte, entriß der Nation ihren zweeten Beschützer, diesen einzigen Zögling des Marschalls von Sachsen, der dessen Verlust hätte ersetzen können, des witzigen Einfalls eines gewissen Höflings ungeachtet, der als er den Todesfall erfuhr, ausrief: Löwendahl wird nun nichts sonderliches mehr im Kriege ausrichten, denn sein Rathgeber ist todt.

Der König gab seiner Wittwe ein Jahrgehalt von vierzig tausend Livres, und seinem Sohn sein deutsches Infanterieregiment. Eine so großmüthige Behandlung hätte die Ausländer nicht abschrecken sollen, in Französische Dienste zu gehn, aber die Eifersucht der Großen und der Ministers hielt dieselben ab, und war der Grund der nachherigen Unglücksfälle.

Beylagen

zum Gebrauch

bey dieser

Geschichte.

/

Beylagen
zum Gebrauch
bey dieser Geschichte.

No. I. S. 247

Schreiben des Marquis d'Argenson, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, an den zum Geschichtschreiber des Königs ernannten Herrn de Voltaire.

Mein Herr Geschichtschreiber! Sie hätten schon Mittwochs Abends die Neuigkeit erfahren müssen, wozu Sie uns so viel Glück wünschen. Ein Page ward schon Dienstags um halb drey Uhr vom Schlachtfelde mit den Briefen abgefertigt. Ich höre, daß derselbe Mittwochs um fünf Uhr zu Versailles angekommen ist. Es war ein schöner Anblick, den König und den Dauphin auf einem Kasten schreiben zu sehn, umringt von Ueberwindern, Ueberwundenen, Todten, Sterbenden und Gefangnen. Hier sind einige Anecdoten, die ich angemerkt habe.

Sonntags hatte ich die Ehre, dem Könige nicht weit vom Schlachtfelde zu begegnen. Ich kam von Paris und erfuhr, daß der König spatzieren geritten wäre. Ich ließ mir ein Pferd geben und traf den König an einem Orte, von wo man das feindliche Lager sehn konnte. Ich hörte zuerst vom Könige, was jetzt eben im Werke wäre, (wie man nehmlich

 glaubte.)

glaubte.) Nie habe ich einen Menschen so vergnügt gesehn, als der König hierüber war. Wir handelten eben die historische Frage ab, die Sie mit vier Zeilen abfertigen, welche von unsern Königen die letzten Königlichen Schlachten gewonnen haben. Ich kann versichern, daß hier weder der Muth der Beurtheilungskraft, noch die Beurtheilungskraft dem Gedächtnisse, Abbruch that. Nun gieng es zum Nachtlager auf Stroh; es kann keine Ballnacht vergnügter seyn; ein witziger Einfall jagte den andern. In den Stunden, da nicht Couriers oder Adjutanten ankamen, ward sehr ruhig geschlafen. Der König sang ein sehr drolligtes Liedgen von vielen Strophen. Der Dauphin war in der Schlacht, wie auf einer Hasenhetze und sahe aus, als wollte er sagen: Ist es nichts weiter? Eine Kanonenkugel schlug in den Morast und besprützte einen Mann von oben bis unten. Unsere Herren lachten herzlich über den besalbten. Ein Reitknecht meines Bruders, der hinter uns war, ward durch eine Musketenkugel am Kopfe verwundet

Das wahre, das zuverläßige, das ungeschmeichelte bey der Geschichte ist dieses, daß der König selbst persöhnlich durch seinen nicht nachgebenden Willen, durch seine Standhaftigkeit die Schlacht gewonnen hat. Man wird Ihnen ausführliche und umständliche Relations zufertigen. Sie werden sehen, daß wir eine schreckliche Stunde durchgelebt haben, wo wir in demselben Fall, wie bey Dettingen waren, neben uns die Franzosen von der Englischen Standhaftigkeit gedemüthigt; vor uns das feindliche Landfeuer, dem höllischen gleich, und das den müssigsten Zuschauer beräubt. Damahls verzweifelte man an der Rettung. Einige unserer Generals, die mehr Kopf als Herz hatten, gaben sehr altklugen Rath. Man schickte Verhaltungsbefehle bis nach Ryssel, verdoppelte die Wache des Königs, u. s. w. Der König spottete über alle diese Anstalten, flog vom linken Flügel zur Mitte und rief das Reservekorps und den braven Löwendahl, herbey; es war

aber nicht mehr nöthig. Ein kleines Nebenkorps attakirte, und das war dieselbe Kavallerie, die anfänglich vergebens eingehauen hatte, nebst den Haustruppen des Königs, den Karabiniers, dem Rest der Französischen Garde, und den Irrländern, die besonders vortreflich sind, wenn es gegen Engländer und Hannoveraner geht. Ihr Freund, der Herr de Richelieu, ist der wahre zweete Bayard. Er wars, der den Rath gab und auch ausführte, auf die Infanterie loßzugehn, wie ein Haufe Jäger oder Fourageurs, ungeschlossen, mit gefälltem Gewehr, Herrn, Knechte, Officiers, Kavallerie, Infanterie, alles unter einander. Nichts kann dieser Französischen Lebhaftigkeit, von der so viel gesprochen wird, widerstehen. Der Gewinnst der Schlacht mittelst dieses Kunstgriffs war das Werk von zehn Minuten. Die dicken Englischen Bataillons machten rechtsumkehrt, und kurz! der Feind verlohr vierzehn tausend *) Mann.

Es ist wahr, daß die Ehre dieses verabscheuungswürdigen Blutbades größtentheils den Kanonen zuzuschreiben ist. Nie ist in offener Feldschlacht aus so vielen und so großen Kanonen gefeuert worden, als hier bey Fontenoi. Wir hatten hundert Stück auf dem Platze. Es scheint, mein Herr! als wenn diese arme Feinde recht mit Fleiß die Ankunft aller der Dinge abgewartet hätten, die ihnen so übel bekommen sind, Kanonen von Douay, Gens d'armerie, Mousquetairs u. s. w.

Bey diesem letzten Angriff, dessen ich vorher erwehnte, vergessen Sie nicht folgende Anekdote. Der Herr Dauphin zog, aus eigner Bewegung, mit der größten Behendigkeit **) von Leder, und wollte durch-

*) Es fehlten gleich nach der Schlacht würklich vierzehn tausend Mann; es fanden sich aber noch desselben Tags sechs tausend davon wieder ein.

**) Im Original steht, de la plus jolie grace du monde. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, dies dem Wortverstande nach zu übersetzen. Ein deutscher Sol-

durchaus einhauen; man mußte ihn mit vielem Bitten davon zurückhalten. Doch habe ich bey dieser Gelegenheit, um das Schlimme so wenig zu verschweigen, als das Gute, bemerkt, daß man sich nur zu bald daran gewöhnt auf dem Schlachtfelde nackte Todte, sterbende Feinde und rauchende Wunden gleichgültig und ungerührt zu betrachten. Ich gestehe, daß mich eine Ohnmacht anwandelte, und daß ich mein Riechfläschgen *) nöthig hatte. Ich beobachtete unsere junge Helden sehr genau, und fand sie zu kalt bey diesem Schauspiel. Ich fürchtete, daß bey ihrem wahrscheinlich noch so langem Leben, dieser Geschmack an einer so unmenschlichen Jagd künftig noch zunehmen mögte.

Der Sieg ist indessen die schönste Sache von der Welt! und das: Vivat der König! und die Hüte in der Luft auf den Spitzen der Bajonnetts! und die Danksagungen des Herrn an seine Krieger! und die Besichtigung der Verschanzungen, und der Dörfer, und der Redouten, die noch so unverletzt sind! und die Freude, der Ruhm, die allgemeine Zärtlichkeit! ! ! . . . . . Aber der Boden, worauf das alles vorgeht, ist mit Menschenblut übergossen und mit zerstückten Leichnamen bedeckt. . . .

Am

Soldat, würde es nicht ausstehen können, bey einer solchen That, (wenn sie anders im Ernst gemeint seyn sollte,) an joli und an grace zu denken. A. d. Ueb.

*) Dies ist so wieder etwas von jolie grace! daß selbst der tapferste Krieger, beym Anblicke eines Schlachtfeldes, die ernsthaftesten Gedanken hat, daß das bitterste Bedauern in ihm erregt wird, daß er seufzt, ja, daß er weint, — was kann natürlicher, menschlicher und edler seyn! Aber daß jemand nichts als ein Riechfläschgen nöthig hat um mit seiner Empfindung über ein Schlachtfeld fertig zu werden, das ist warlich allzu joli! und fast möchte ich sagen allzu französisch, denn ein Deutscher hätte sich gewiß geschämt, hier an ein Riechfläschgen zu denken. A. d. Uebers.

Am Ende des Triumphs that der König mir die Ehre, mit mir vom Frieden zu sprechen, und ich habe schon Kouries abgeschickt.

Gestern hat sich der König in den Laufgräben amusirt. Man hat sehr nach ihm geschossen; er hat sich drey Stunden darinn aufgehalten. Ich arbeitete in meinem Kabinet, das ist mein Laufgraben, und ich muß gestehn, daß ich durch die jetzige Zerstreuungen auf meinem Arbeitszettel sehr in Rest gerathen bin. Ich zitterte bey jedem Schuß, den ich hörte. Ich bin für meine Person vorgestern in den Laufgräben gewesen. Ich finde es da eben nicht angenehm. Heut wird das Te Deum unter einem Zelte gesungen und die ganze Armee wird ein Freudenfeuer machen, der König aber vom Dreyfaltigkeitsberge zusehn. Das wird schön seyn!

No. II. S. 247

Schreiben des Dauphin an die Dauphine nach der Schlacht bey Fontenoi.

Sonntags Mittags um ein Uhr erfuhr der König, daß die Feinde nur noch eine Meile weit von uns wären. Gleich ließ Er seine Armee über die Schelde gehn. Sobald Er gespeist hatte, kam Er nach, gegen fünf Uhr Abends. Er fand alles voll unglaublichen Muths. Er ritt vor dem Lager an einen Ort, von wo man einen Theil der Feinde sehn konnte. Des Abends schossen sich die leichten Truppen herum, die sich diese Zeit her sehr tapfer gehalten haben.

Gegen neun Uhr gieng der König über die Schelde zurück auf einer Brücke, die man eine halbe Meile von Dornick auf der Festungsseite geschlagen hatte, und schlief die Nacht in einem elenden Hause des Dorfs Calonne, wo, Ihn und mich ausgenommen, jedermann auf Stroh lag.

Des

Des folgenden Tages, Montags, stand der König um halb vier Uhr auf, und speiste um acht Uhr. Mittags ritt Er aus, den Feind zu rekognosciren. Er fand das Lager vorgerückt. Unsere Vorposten thaten einige Schüsse, ohne daß die Armeen dadurch in Bewegung kamen. Als der König um drey Uhr zurück kam, sprengten die Fourageurs, die ihre Fouragierbunde weggeworfen hatten, mit verhängtem Zügel ins Lager und brachten die Nachricht, daß der Feind marschirte. Der König kehrte gleich wieder um. Er sahe würklich, daß der linke Flügel des Feindes gegen das Dorf Antoin vorrückte. Man konnte sich noch nicht vorstellen, daß sie einen Angriff thun würden, denn sie berochen die Medicin viel zu lange, wie man sagt, als daß sie Lust haben sollten, sie zu verschlucken. Es ward also diesen Abend nichts daraus, als Anstalten auf den morgenden Tag.

Der König stand früh vor vier Uhr auf, stieg zu Pferde, gieng über die Schelde, und hielt sich diesseits der Kapelle Notre-Dame-des Bois ein wenig auf. Hernach ritt er auf eine kleine Anhöhe, von wo Er die feindliche Armee, so wie die unsrige, vollkommen übersehn konnte. Um neun oder zehn Uhr forderte Er Frühstück. Als man Ihm dieses brachte, griffen die Feinde den Posten bey Fontenoi an, von wo sie Herr de **Vauguyon**, an der Spitze der Brigade des Dauphin, so nachdrücklich zurückschlug, daß sie nicht wiederkamen. Der König mußte Seine kleine Anhöhe verlaßen, weil dieselbe von feindlichen Kanonen völlig bestrichen ward. Er konnte einige Flüchtlinge nicht wieder ins Feuer zurückbringen, die größtentheils aus Troßknechten bestanden und Schrecken unter die übrigen verbreiteten. Während diesem Rückzuge, der Ihm viel Herzeleyd machte, verzog Er keine Mine, und gab Seine Befehle mit einer Ruhe, die Jedermann bewunderte. Als die Feinde das Schlachtfeld geräumt hatten, kam der König dahin und ward mit unbeschreiblichem Freudengeschrey empfangen Er befahl, daß man für die Verwundeten, so wohl Feinde als Freunde, sorgen sollte.

Man

Man nennt dieses Treffen die Schlacht bey Fontenoi. Abends gegen neun oder zehn Uhr erfuhr der König, daß die Feinde sich in großer Unordnung zurückgezogen, und beym Appel funfzehn tausend Mann vermißt hätten; auch daß große Erbitterung unter den Engländern und Holländern herrschte. Wir haben nur zwey tausend Mann verlohren. Sie sehn daraus, daß der König einen kompletten Sieg erfochten hat. Der arme Herzog de Grammont ist von einer Kanonenkugel erschossen, die ihm den Schenkel entzwey schlug. Leben Sie wohl, meine liebe Gemahlinn, ich liebe Sie mehr, als mich selbst.

No. III. S. 269

Manifest des Königs von Frankreich zum Besten des Prinzen Carl Eduard.

Nachdem der Durchlauchtigste Prinz Carl Eduard in England gelandet ist, ohne sich auf eine andre Hülfe, als auf seinen Muth, zu verlaßen, so hat sein Betragen die Bewundrung Europens und die Herzen aller wahren Engländer erworben und der König von Frankreich hegt mit denselben gleiche Gesinnung. Er hat es für seine Schuldigkeit gehalten, einem des Thrones seiner Vorfahren würdigen Prinzen und zugleich einer großmüthigen Nation zu Hülfe zu kommen, deren vernünftigster Theil endlich den Prinzen Carl Stuart in sein Vaterland zurück wünscht. Der König schickt bloß deswegen den Herzog de Richelieu an der Spitze seiner Truppen dahin, weil wohlgesinnte Engländer selbst diese Unterstützung verlangt haben, und giebt auch nur genau so viel Truppen, als von ihm gefordert worden, bereit, auch diese abzurufen, sobald die Nation ihren Abmarsch wünscht. Der König hat bey diesem Schritte, den er für die Englische Nation thut, und bey dieser gerechten Hülfe, die er seinem Verwandten, dem Sohn so vieler Könige, einem der Krone

so würdigen Prinzen, leistet, keine andere Absicht, als dadurch England und Europa den Frieden wieder zu geben, da Er überzeugt ist, daß der Durchlauchtigste Prinz Eduard seine Zuversicht bloß auf die gute Gesinnung der Engländer setzt; daß er ihre Freyheiten, die Aufrechthaltung ihrer Gesetze und ihre Wohlfahrt als den einzigen Endzweck seiner Unternehmungen betrachtet, und endlich, daß diejenigen die größten Könige von England wären, die, wie er, im Unglück erzogen, die Liebe der Nation zu verdienen gewußt haben.

In diesen Gesinnungen unterstützt der König den Prinzen, der sich der Nation in die Arme wirft; den Sohn desjenigen, der als rechtmäßiger Erbe der drey Königreiche gebohren ist, den Krieger, der seiner Tapferkeit ungeachtet, nur von der Nation und ihren Gesetzen die Bestätigung seiner heiligsten Rechte erwartet, der nie ein anderes Interesse haben kann, als das ihrige, und dessen Tugenden endlich auch die Herzen derjenigen gerührt haben, die wider seine gerechte Sache am meisten eingenommen waren.

Er hofft, daß dieses die Gelegenheit seyn wird, zwo Nationen wieder mit einander zu verbinden, die sich wechselseitig hochschätzen müssen, die wegen der Bedürfnisse ihres beyderseitigen Handels schon durch die Natur verbunden sind, und sich jetzt zum Besten eines Prinzen noch enger verbinden müssen, den alle Nationen ihres Wunsches werth finden.

Der Herzog de Richelieu, der die Truppen Sr. Majestät, des Königs von Frankreich, kommandirt, richtet diese Erklärung an alle treugesinnte Unterthanen der drey Königreiche von Großbritanien und versichert dieselben des fortdauernden Schutzes des Königs, seines Herrn. Er hat sich mit dem Erben ihrer ehemahligen Könige vereint, und ist bereit, wie Er, sein Blut in ihrem Dienste zu verspritzen.

Ende des zweeten Theils.



